Willy Pastor

Die Erde in der Zeit des Menschen

Leben und Wissen. Band 5







67/1076

Den Buchschmuck zeichnete
Heinr. Vogeler-Worpswede
Gedruckt bei Pöschel & Trepte
Leipzig



Leben und Wissen

Band 5



Willy Pastor

Die Erde in der Zeit des Menschen

Versuch einer naturwissen-schaftlichen Kulturgeschichte

Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena und Leipzig 1904

Vorwort

Nur zu einer kurzen Erklärung habe ich mich hier zum Worte zu melden. Mancher Leser wird erstaunt fragen, weshalb in diesem Buche die eigentliche kulturgeschichtliche Literatur so verhältnismäßig wenig befragt worden ist, und weshalb andrerseits kunstgeschichtliche Betrachtungen hier so viel Platz einnehmen. Darauf habe ich zu erwidern, daß ich den Satz: in einem Kunstwerk ist oft eine ganze Kultur auf eine knappe Formel gebracht, wer die Formensprache der Kunst zu lesen weiß, zieht aus dieser Lektüre reicheren Gewinn als aus ganzen Bibliotheken voller Chroniken — daß ich diesen Satz als das Resultat eines, ich kann wohl sagen einigermaßen fleißigen und ausdauernden Studiums der Kultur- und Kunstgeschichte mir errungen habe. Worte sind flüchtiger, zweideutiger als künstlerische Formen. Zudem haben die geschriebenen Berichte fast immer nur mit Einzelheiten sich befaßt. Wer ihnen, nur ihnen traut, läßt sich an einen tiefen Standort führen, sein Auge sieht immer nur einen ganz beschränkten Ausschnitt des Horizontes. Wie es denn für die streng literarische Kulturgeschichte bezeichnend ist, daß sie wohl eine große Menge vortrefflicher Spezialuntersuchungen geben konnte, daß aber alle ihre Versuche, die vielen Einzelbilder in einem großen Gesamtbild zu vereinen, vergebens geblieben sind. Auf ein Gesamtbild aber kam es hier an, und das war für die gewählte Methode entscheidend.

Berlin-Wilmersdorf, Februar 1904

Willy Pastor


Vom Chaos zur
Rassenwanderung
H. V.



I. Das Weltnebelstadium des Menschensterns

1. Der Stern des Menschen

Die Erde sinkt. Im Luftschiff schweben wir über das Land. Dörfer und Städte, Wälder und Wiesen gleiten unter uns fort. Alles Kleine und Nebensächliche ist verschwunden, eine bunte Landkarte breitet sich aus, und in großen, weithin sichtbaren Zügen lesen wir von der Erde ab, was alles das Ameisengewimmel dort unten tat. Wie eine zweite, klarere Schöpfung nimmt es sich aus. Die erste gaben die kreisenden Wasser. Sie, die mit Pässen und Tälern die Gebirge durchschnitten und das Netzwerk der Bäche und Ströme über alle Länder streiften. Aus unserer Höhe überschauen wir den Stil dieses Netzwerkes, seine grotesken, unruhigen Linien, die tausend Verästelungen einer launischen Filigrankunst.

Und über die Silberlinien dieses Gewebes voller Kunst und Feinheit spannte der Mensch nun sein Schöpfungsgewebe aus. Auch dessen Stil erkennen wir hier. Kein willkürliches Hin und Her mehr, kein Spielen mit der Form: die gerade Linie, Bewußtsein und Klarheit herrscht überall. Wir schweben über eine Großstadt hin, überblicken ihren Grundriß: und der Grundriß ist wie ein Modell. Nicht ganz vielleicht im Mittelpunkt der Stadt. Dort zeichnet sich das Straßennetz noch unruhig, in Windungen, die fast an den Stil der kreisenden Wasser erinnern. Nach außen hin aber herrscht die gerade Linie, die bewußte Form; und wir wissen: dort im Umkreis liegt die Neu-

stadt. Nach ihrem Bild wird langsam auch das Zentrum umgeschaffen werden, nach ihrem Bild gestaltet sich alles, was an Siedelungen und Städten im freien Lande neu erstehen wird, und alles, was dazwischen liegt. Wir sehen die Linien der Eisenbahnen und Landstraßen, wie sie die Wälder durchschneiden, Berge zur Seite schieben, die breitesten Flüsse überbrücken. Und immer wieder ist es die gerade Linie, dieser harte, eigenwillige Stil, der so unbekümmert um den älteren das Land nach seiner Weise mustert. ❧
❧ Und der den alten Stil verdrängt. ❧
❧ Von einem Fluß zum andern ist dort eine Linie gezogen. Ein Kanal. Es ist nur ein winziger Teil der Lebenskraft, der da dem kreisenden Wasser entzogen und dem neuen Stil dienstbar geworden ist. Aber auch Das ist Modell. Die mächtigen Gewalten, die das feste Land so sicher umzeichnen konnten, werden auch stärkerer Massen noch Herr. Immer mehr von der alten Lebenskraft wird hinüberströmen und dem neuen Stil gehorchen, wie immer weitere Länder umgeformt werden nach dem Muster des Stückchens Kulturlandes unter uns. Und das Ende? Ein Stern, marsähnlich umgewandelt, in dem nichts, nichts mehr an die alte Welt erinnert, an den Filigranstil des silbernen Wassergewebes. ❧
❧ Es fällt nicht schwer, das alles abzulesen aus der schon sternengroßen, sternenklaren Schrift des Landes unter uns. Die Aussicht auf das Ziel wird frei. Trüber schon ist uns der Ausblick ins Vergangene. Wie diese Menschen, denen die Planetenkraft jetzt in Strömen zufließt, in harter Arbeit ringen mußten um Tropfen dieser Kraft. Und doch enthält die Bilderschrift dort unten auch Andeutungen aus jener Zeit. Wälder gleiten unter uns fort. Wie kleine grüne Seen liegen sie da, unscheinbare Reste eines mächtigen Meeres, die vergessen liegen blieben, während das Meer längst abströmte. Ergänzen wir aus diesen spärlichen Resten das große ursprüngliche Bild. Wald an Wald

soll aneinander wachsen übers Land hin, ihr Grün soll zusammenschlagen über Städten und Dörfern, soll all die geraden Linien des neuen Stils fortwischen wie eine Kreideschrift.

Was sehen wir? Der alte Stern, der Stern noch nicht des Menschen tritt hervor in wunderbarer Klarheit. Das reiche Geäder der Ströme und Flüsse, in der bunten Landkarte heute nebensächlich, charakterisiert das ganze Land. Ein herrlicher Zweifarbendruck in Grün und Silber. Es verlangt schon ein scharfes Auge, in diesem Bilde die wenigen Spuren zu entdecken, die Kunde geben vom Dasein des Menschen. Aber wir erkennen sie endlich. Von stillen Buchten, kleinen Inseln her steigt schwacher, blauer Rauch auf, und der Rauch erzählt uns von uralten Menschensiedelungen, von Pfahlbaudörfern.

Sie haben etwas Elendes, Erbärmliches, die winzigen Kraftzentren der alten Pfahlbausiedelungen, inmitten der rauschenden Pracht der Urwälder und der noch ungedämmten Kraft der strömenden Wasser. Dennoch: von hier ging sie aus, die Kulturgeschichte der Menschheit; in lückenloser Folge reiht sich von hier aus eins an das andere, bis wir zum zwanzigsten Kulturjahrhundert kommen, das den Stern des Menschen so klar schon dämmern sieht.

„Viel Gewaltiges lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.“ An das stolze Sophokleswort möchten wir denken, sehen wir so Endbild neben Endbild. Und wirklich: man hat daran gedacht. Die Geschichtschreiber, die noch immer Geschichtenschreiber sind, haben ihm hundert und aberhundert Variationen ersonnen. Der Glaube an den „siegreichen Kampf des Menschen gegen die Mächte der Natur“, wie man es weniger sophokleisch nennt, ist das geistige Band, das die Teile ihrer exakten Forschung zusammenhält. Über den Heroenkult, die tiefste aller bisherigen Geschichtauffassungen, spotten sie heute in den Schulen;

am Menschenkult aber hält ihre Eitelkeit um so fester. Aber dieser Menschenkult ist etwas Vorgalileisches, mindestens Vorlamarckisches; und eine scharfe Auseinandersetzung mit solchem Aberglauben ist die erste Aufgabe für den Kulturhistoriker, der ein Ohr hat für die Harmonie der Sphären, dem die Erde nur ein Stern ist unter Sternen.

Noch einmal der Zweifarbendruck in Grün und Silber. Die Wälder beherrschten damals das Land so ganz und gar wie heute die von den Großstädten aus organisierte Menschenkraft. Auch diese Wälder hatten ihre Geschichte. Blicken wir doch rückwärts, visieren wir die Zeit, in der die Wälder so kümmerlich anfangen mußten wie die Menschen in den Pfahlbaudörfern.

Was sehen wir nun? Wo heute das Gewebe des Menschenverkehrs sich breitet, wo ehedem Urwälder rauschten, erstrecken sich weite steinerne Wüsten, fast ungegliedert noch. An den Bergkuppen nagen Firnpolypen, an den Küsten brandet ein lauteres, leidenschaftlicheres Meer. Die Wolken, die von der See heranrücken, sind schwärzer, gigantischer als alle, die wir kennen. Von tollen Orkanen werden sie übers Land, das totenstarre Land geschoben, und wenn sie sich dort entladen, rast es wie Sintfluten über die Steine hin und spült Riesenblöcke wie leichte Kiesel fort. So scharf wir hinsehen mußten, um aus dem Urwald die ersten Menschensiedelungen herauszufinden, müssen wir auch hier suchen, ehe wir in dieser Cyklopennatur die ersten Waldansätze entdecken. Zwischen Meer und Land, in sumpfigem Küstengebiet, hat es mühselig Wurzel gefaßt. Klapperdürre Baumgestelle, Baumgespenster, ohne Laub noch, ohne reiches Geäst: das sind die Urwaldsahnen, so fing die Geschichte einer Art an, die dem Erdenstern eine neue Metamorphose geben sollte.

Die Pflanzen haben eine Seele, das begreifen wir ja endlich. Wenn sie nun auch Gedächtnis hätten und philosophisch denken könnten, wie würden sie sich wohl die Geschichte ihrer Art ausdenken? Und wenn sie zu einem Baumkult kämen, wie wir zu einem Menschenkult, dürften wir darüber lächeln? Ein „siegreicher Kampf gegen die Mächte der Natur“, das war es auch hier. Denn die Wolkengespenster wurden lichter und friedlicher, je mehr des Landes die Wälder sich eroberten. Die Wasser rasten weniger toll, sie wurden in bestimmte Bahnen hineingezwungen, eine dichtere Atmosphäre kam über die Erde und dämpfte den Lärm der Orkane. Und all das hatten die Wälder getan, die ihre Völkerwanderungen, ihre Belagerungen schlimmen Gebietes, ihre Rassen, ihren Fortschritt, alles hatten, so wie wir.

Mehr als eine solche Umwandelung ließe sich aufweisen aus der Lebensgeschichte der Erde und immer wieder würden wir uns mit Heftigkeit wehren gegen den Glauben an einen „siegreichen Kampf gegen die Mächte der Natur“. Nicht gegen die Erde, sondern durch die Erde schufen Bäume oder Vulkane oder Eiszeitgletscher, was sie an der Erde modeln konnten. Soll es nun plötzlich so anders sein, wenn die planetare Kraft Ansatzpunkte in einer anderen Gestaltung sucht, der Gestaltung Mensch? Nur eine Metamorphose scheint uns, was die Urwälder, die Länder wie einen Pelz überdeckend, der Erde wurden: nur eine Metamorphose, auf die wir uns so wenig einzubilden haben wie die Bäume jener Wälder, ist es, wenn wir die Landkarte heute so gründlich umzeichnen können, umzeichnen müssen. Ein stilles Hinübergleiten der Kraft, nichts weiter. Es sind keine heroischen Bilder, in denen sich dieses Hinüber am Anfang der Geschichte unserer Art zeigt, da das Tierreich die kleine Sekte der Menschenaffen erstehen sah, und nicht heroischer sind all die stolzen Bilder, die sich über den Stern des Menschen breiten.

2. Das erste Dämmern des Menschensterns

In den großen Städten erkennen wir die Organisationsmittelpunkte, von denen aus die Umwandlung der Erde in einen Stern des Menschen langsam sich vollzieht. Am eignen Leibe haben wir alle die Gewalt der Spannung kennen gelernt, unter die das Leben in den großen Städten langsam kam. Und lebten wir im entlegensten, gleichgiltigsten Dorf eines Kulturlandes: auch dieses Dorf noch fühlt unmittelbar die Gewalt der Großstadt. Die Anziehungskraft, die die kleinere Masse in den Bannkreis der größeren zwingt, läßt die Denkformen, die Anschauungen, die Sitten der Dörfler denen der Städter mehr und mehr ähnlich werden, läßt sie sich äußern in Werken, wie sie in den Städten zuerst ersonnen wurden. So entlädt sich die Spannung und schafft weiter am Stern des Menschen.

Eine solche Spannung herbeizuführen, das Leben unter einen solchen Hochdruck zu bringen, das war noch immer die erste Vorbedingung, wo etwas Neues sich gestalten sollte. Wir sehen es in der Geschichte des Menschen, dessen Gemeinschaften eine neue Spannung schufen, sobald die Kraft der alten verbraucht war. Und wir sehen es, über die Geschichte des Menschen hinaus, in der Geschichte der Arten. Noch kennen wir bei weitem nicht alle Mittel, deren der Planet sich bediente, um das jeweilig höchste Leben unter jenen Hochdruck zu pressen. Eines dieser Mittel aber ist in hinreichender Klarheit untersucht. Und das ist das Mittel der Eiszeit; das Symptom einer rätselhaften, planetaren Organveränderung, jenen Fieberschauern vergleichbar, die Entwicklungszustände unseres eigenen Lebens zu begleiten pflegen.

Das Äußerliche ist oft genug beschrieben worden. Vom Nord-

und Südpol, von den Kämmen hoher Inlandsgebirge rücken die ewigen Schneemassen vor. Die Gletscher fressen sich ein in fruchtbares Land. Immer schmaler wird das grüne Band der Länder, auf dem das höhere organische Leben haust, immer kleiner das Gebiet zwischen den Gebirgen: das sind die Großstädte jenseits des Menschengeschlechtes. Das ist der Druck, unter den das Leben damals kam, und seine Spannung war gewaltiger als die unserer mächtigsten Städte. Sie konnte an ungefügeren Arten modeln als der des Menschen und dem Planeten noch stärkere, phantastischere Metamorphosen schaffen. ❧

❧ Hat die Gewalt der Eiszeiten nach der Vergangenheit hin zugenommen (und dafür spricht sehr Vieles), so hat vielleicht selbst noch die Geschichte der Elemente hier eine Gliederung erfahren. Die Ansicht der Transformisten, daß alle Elemente aus einem Urelement oder einem Urelementpaar hervorgegangen seien, ist kaum noch zu bestreiten. Dann aber wären für die Bildung der Elemente vielleicht auch ähnliche Bedingungen anzunehmen, wie für die der Arten. Die Eiszeiten, behaupten wir, haben einen wesentlichen Anteil. Noch sind die paläontologisch nachweisbaren Eiszeiten nicht alle scharf genug untersucht. Aber die drei hinreichend bekannten reden schon eine klare Sprache. Bei der ersten im Silur kam es zur Herausbildung der ersten Wirbeltiere, bei der zweiten, der karbonischen, zu den ersten Laubwäldern und Ursäugern, die dritte aber gab der Entwicklung unseres eigenen Geschlechtes jenen Ruck, nach dem wir überhaupt erst von der Geschichte einer Menschheit reden können. ❧

❧ In der großen Entwicklungsgeschichte der Erde sehen wir jeden bedeutenden Fortschritt einsetzen mit den bescheidensten, scheinbar ganz aussichtslosen Anfängen. Die ältesten Wirbeltiere, die ältesten Reptile, die ältesten Warmblüter und Säuger — in ihren ersten Vertretern durchsetzen sie die jeweilig ältere

Tierwelt so harmlos, daß es wie ein Wunder erscheint, daß diese schüchternen Artversuche nicht brutal und restlos von den Lebensäußerungen der so sicheren und stolzen älteren Tierwelt hinweggeschwemmt werden (die Lehre vom Kampf ums Dasein versagt an jedem wirklichen Entwicklungsfortschritt). An die verachteten ersten Sekten der Christen wird man erinnert, und an das unüberwindliche Imperium Romanum, in dessen Gebiet diese Sekten entstehen und sich entwickeln konnten. Nicht anders kann der Gegensatz gewesen sein, der zwischen der ersten Menschheit und der sie umgebenden Tierwelt bestand. In der Mitte der Epoche schon, die der diluvialen Eiszeit voraufging, dem Tertiär, muß es Wesen gegeben haben, die dem Menschen näher standen als dem Affen. Welches ihre „Vorfahren" waren, ob irgend eine Affenart oder ein Sammeltyp, der die divergierenden Äste der Affen und Menschen trieb, das ist eine noch unentschiedene und für unsere Geschichte ziemlich belanglose Frage. Die wichtigsten Beweisstücke der tertiären Tiermenschen wurden in den Jahren 1891 und 1892 vom Holländer Dubois auf Java gefunden. Es sind: ein Schenkelbein, ein Backzahn und eine Schädeldecke; unzweifelhaft zusammengehörig und dem oberen Tertiär entstammend. Mittelbare Beweisstücke, wie Steingeschosse in den Knochen erlegter Tiere, kommen hinzu. Sie erzählen von einem Geschlecht von Wesen, das nicht mehr wie die Affen auf ein Baum- und Waldleben angewiesen war. Die Fähigkeit einiger Arten von Affen, sich mit Werkzeugen wie Steinen und Ästen zu verteidigen, hatten sie so weit entwickelt, daß sie mit denselben Werkzeugen zum Angriff übergehen konnten. In diesen beiden Eigentümlichkeiten fanden sie die Möglichkeit einer unbeschränkten Verbreitung. Und diese Akklimatisationsgabe war es ohne Zweifel, die zuerst das harmlose Tiermenschengeschlecht zu einem Faktor im entwickelten

Artengetriebe des Tertiär gemacht haben. In immer neuen Massen drängten diese fruchtbaren Wesen sich zwischen die stolzen älteren Arten hinein und wandelten so langsam, langsam das zoologische Bild.

Denken wir uns zunächst dieses älteste Stadium der Menschenentwicklung auf seinem Höhepunkt, so gewinnen wir eine Vorstellung, derjenigen ähnlich, in der sich dem Astronomen das erste Werden eines Sternes zeigt. Im schimmernden Bild des Weltennebels erschließt es sich. Einem solchen Weltennebel, der das trivialste aller Spektren liefert, in dem noch ungeschieden, wie in einer vollkommenen Lösung, alle späteren Elemente schlummern, einem solchen Weltennebel vergleichbar ist das Chaos der urältesten Menschheit. Betrachten wir die Menschheit des kulturellen Weltnebelstadiums durch das Spektrum der Geschichte: wir gewahren nichts von dem bunten Bild der späteren Rassen, geschweige denn der Völker. Nichts Besonderes, Individuelles ist noch herauskrystallisiert. In allen Breiten, in die es eindrang, blieb das Raubtier, oder richtiger, der Allesfresser Mensch sich gleich. Es wogt und ringt allenthalben in der planetaren Lebensmasse, die Menschheit wurde, aber noch ist keine bestimmte Richtung zu erkennen und nichts Neues kann sich gestalten.

Dieser kosmische Augenblick nun ist es, in dem jene Veränderung im planetaren Organismus eintritt, die der Paläontologe diluviale Eiszeit nennt. Ein Drittel fast der Erdoberfläche wurde für Tier und Pflanze unbewohnbar. Das bedeutet eine Zusammendrängung des Lebens, der gegenüber die Zentralisation unserer Großstädte locker und schwach erscheint. Nun erst konnte sichs zeigen, welch ein bedeutender Faktor in der Artenwelt der Mensch geworden war. Im Menschengetriebe selbst aber war die Reibung nicht minder stark. Nie mag man sie später, bis

in unsere Tage, so schlimm empfunden haben. Aber dieser schlimmste Druck gab uns auch unser stärkstes Kulturwerkzeug: die Sprache.

„Jägerzeit" nennt ein alter Fachausdruck die älteste Epoche der uns einigermaßen erkennbaren Menschheitsgeschichte. Es ist die eigentliche und stärkste Raubtierperiode unseres Geschlechts. In jene Umwandlung des zoologischen Bildes, das dem Menschen auf Kosten anderer Arten mehr und mehr Raum und Bedeutung schaffte, kam Tempo hinein. Das Mittel, kraft dessen der Mensch sich die Hegemonie über das gesamte Tierreich sicherte, wurde erwähnt. Es ist das Werkzeug. Waffen werden erfunden, werden systematisch ausgebildet, und jede neue Waffe, jedes neue Werkzeug ist wie ein neues Organ, das die Art vollkommener gestaltet. Mit der Geschichte des Werkzeugs hebt die Kulturgeschichte an. So widersinnig es klingt: es ist doch nur ein Gradunterschied, der die roheste Steinklinge trennt von der vollkommensten Dynamomaschine, und die Menschen, die jene erfanden, haben das Größere geleistet.

Sehen wir uns nun genauer um unter den Funden, die aus der älteren Stein- oder der Jägerzeit erhalten blieben, so fehlt es uns wahrlich nicht an Material. Wo Kulturen erstanden, ja so ziemlich überall, wo Menschen wohnen und wohnten, finden wir Steinwerkzeuge aus jenen uralten, geschichtlich nicht zu fixierenden Tagen. Aber gerade der Reichtum dieser untersten Schichte, jenseits deren die exakte Forschung noch so wenig fand, gerade der macht uns verlegen. Es wiederholt sich hier, was die Anfangsgeschichte der gesamten höhern Organismenwelt noch zur Stunde so unendlich vieldeutig erscheinen läßt. Die sogenannte kambrische Schicht bringt (wenige Ausnahmen abgerechnet) die ältesten Fossilien. Diese Fossilien umfassen aber außer den Wirbeltieren bereits sämtliche Reiche

der höhern Tierwelt, und die verzweifelten Anstrengungen, dieses Beieinander in ein Nacheinander aufzulösen, sind doch nur sehr unvollkommen gelungen. Ähnlich die älteste Kulturgeschichte. Wie eine neue Art können wir jedes neue Werkzeug betrachten, und langsam wurde eines aus dem andern erst entwickelt. Aber keine feinere Schichtgliederung gibt uns Auskunft, was hier der Anfang ist und was die Fortsetzung. Ob wir in Egypten oder auf Rügen, in Frankreich oder Spanien nach Funden jener Epoche schürfen: allüberall stoßen wir auf denselben Reichtum. So roh die verschiedenen Werkzeuge sind, ist doch die Scheidung der mannigfachsten Arten unverkennbar. Messerklingen und Äxte, Meißel und Bohrer, Lanzen- und Pfeilspitzen — alles konnte dieses mythische „ältere Steinzeitalter" bereits formen. In welcher Urart konvergieren die Arten aller dieser Werkzeuge? Wir wissen es nicht. Weder sind die Entstehungsherde der Werkzeugarten näher zu umgrenzen, noch die Wanderungszüge zu erkennen, die für die Verbreitung sorgten. Es war eben das Weltnebelstadium der Kulturgeschichte. Wie ein leicht löslicher Farbstoff eine Flüssigkeit tönt, so teilten sich im Völkerchaos den Menschen aller Breiten die Kulturfortschritte mit.

3. Der Zauber als älteste Weltanschauung

Fehlt uns so noch jede Möglichkeit, die feinere Gliederung unserer ersten Geschichtsepoche zu erkennen, so können wir doch einiges mindestens aussagen über die Beleuchtung, in der die Menschen damals die Welt sahen, über die älteste Weltanschauung. Die Mittel dazu gibt uns eine Gruppe seltsamer Funde, die in Frankreich (im Dordognetal besonders) und in der Schweiz gehoben wurden. Es sind die berühmten „Tier-

zeichnungen", auf Renntierstangen und Mammutzähnen mit spitzen Steinsplittern eingeritzte Tierbilder. Die Darstellung beschränkt sich auf allerlei jagdbares Wild, Mammuts, Renntiere, Steinböcke, auch Fische. Bei allen unzweifelhaft echten Funden (die Fälschung hat nach dem Bekanntwerden der ersten Stücke vielfach gearbeitet), fehlt der Mensch, fehlt die Landschaft, und fehlt vor allen Dingen jede ornamentale Beigabe. Das letztere fiel sogleich stark auf. Die Zeichnungen der Tiere selbst schienen in der Wahl der Bewegungsmotive und der Sicherheit des Striches auf künstlerische Leistungen hinzuweisen. Wie aber war es möglich, daß Künstler einer so starken Begabung, die ganz so wie sie ist auch in unserm späten Kulturjahrhundert in allen Ehren bestehen würde, sich jeder irgend persönlichen Äußerung enthielten? ❧

❧ Es fand sich keine Antwort, und man hörte schließlich auch auf, danach zu suchen. Der künstlerische Charakter der Zeichnungen schien bewiesen, und damit verbreitete sich über die „Kultur des Steinzeitalters" ein freundliches, sonniges Licht. So ziemlich allgemein gibt man sich mit dieser Erklärung zufrieden. Aber diese Deutung, so liebenswürdig sie ist, will sich nirgends einpassen in unsere eigentliche Entwicklungsgeschichte. Sie malt uns einen andern Paradiesesgarten aus, zeigt uns die Menschen am Anfang der Kultur in einer so glückseligen, heitern Umgebung, wie sie kaum ein Rousseau dachte. Wie stimmt diese Deutung zu allem, was die Funde uns sonst von der ältern Steinzeit melden? Zu den zahllosen steinernen Waffen, die von einem ständig gefährdeten Dasein reden? Die Fundorte der Tierzeichnungen sind düstere Höhlen: waren es so sorglos glückliche Menschen, die dort Unterschlupf suchten? In der Zeit, die solche Werke ersann, preßten die Gletscher der Eiszeit von Norden und Süden alles Leben zusammen: war

das der rechte kosmische Augenblick für die Herausbildung einer ersten freien, befreienden Kunst?

Man mag die Blicke richten wohin man will, nirgends reicht die landläufige Erklärung aus. Mag die Dichtung sich mit ihr zufrieden geben, die Wissenschaft verlangt nach einer andern Deutung. Suchen wir danach, so sehen wir uns zunächst wieder vor jenen ersten Widerspruch gestellt: die Sicherheit und intime Individualisierung der Darstellung spricht für ein Kunstwerk, aber der Mangel des Ornamentalen und jeder sonstigen persönlichen Beigabe spricht dagegen. Wir müssen nach Analogien suchen. Aus den Grenzgebieten der Kunstgeschichte wäre mehr als ein Beispiel heranzuziehen. Auf das wichtigste, das die Geschichte Ägyptens bietet, kommen wir noch zurück. Hier genüge einstweilen der Hinweis auf einige Naturvölker, die sich einer ähnlichen Kunst-Nichtkunst bedienen.

Bei den Buschmännern Afrikas fiel den Beobachtern eine ganz ungewöhnliche Fertigkeit der zeichnerischen Naturwiedergabe auf. Die Buschmänner sind eine der unentwickeltsten Abarten der Hottentotten, in Höhlen und Gebüschen suchen sie ihr Obdach, ihre Sprache ist noch ganz kindlich arm an Begriffen, ihre Gesellschaft chaotisch ursprünglich. Und diese Buschmänner gaben in ihren Zeichnungen Einzelheiten, die den geschulten Naturalisten verblüffen konnten! Weiter. Die Kultur der Eskimos ist gewiß nicht allzuhoch zu schätzen, und unter den Eskimos selbst steht am tiefsten der Stamm der asiatischen Tschuktschen. Nun: auch bei diesen Tschuktschen ist die Fähigkeit des Sehens und der naturalistischen Wiedergabe überraschend stark entwickelt. Einmal darauf aufmerksam geworden, hielt man Umschau auch bei andern Naturvölkern. Das Ergebnis war überall das gleiche. Gerade die tiefsten waren die besten Zeichner, während die höher stehenden diese Fähigkeit einbüßten.

Auffallend war besonders das Eine, daß die Ausbildung einer eigenen Ornamentkunst dem ursprünglichen Naturalismus gefährlich wurde.

Die Frage ist nun: können wir die Zeichnungen der Buschmänner und Tschuktschen etwa als freie Kunst auffassen, oder haben wie diese so auch die andern Naturvölker irgendwelches Interesse an der Entwicklung einer solchen Fähigkeit? In der Tat, sie haben daran ein Interesse äußerlichster, materiellster Art. Das Zeichnen ist ihnen eine Waffe. Es steht nicht im Widerspruch zu ihrem primitiven Jägerdasein, denn ihr Sinn ist noch befangen in der ältesten aller Weltanschauungen: dem Zauberglauben.

Uns allen ist sie noch bekannt. In allerlei Aberglauben, dem Amuletwahn zum Beispiel, zeigt sie sich noch in den hellsten Tagen unserer Geschichte, die uralte Vorstellung, daß man ein Wesen in seiner Gewalt habe durch die genaue Nachbildung seiner äußern Gestalt. Noch heute sträubt sich der „Wilde", von Reisenden gezeichnet oder photographiert zu werden: er fürchtet, in fremde Gewalt zu geraten. Bei der Hinrichtung in effigie ging man von den gleichen Voraussetzungen aus. Man dachte wie der Naturmensch, wenn er ein zu erlegendes Wild, einen Feind in allen Einzelheiten möglichst treu nachzeichnet. Karl von den Steinen erzählt, wie er an besonders fischreichen Stellen des Schingu am Strande Fische in den Strand gezeichnet sah. Waren diese Zeichnungen Kunst? Waren sie eine bloße schriftliche Mitteilung für die Kameraden? Gewiß nicht. Die sie ausführten, dachten, ihren Fang damit zu mehren. Sie ritzen ähnliche Zeichnungen ihren Waffen selbst ein. Und wieder ist es keinerlei Freude am rein Künstlerischen, was die Hand dabei leitet, sondern der Glaube an die Wirksamkeit des Bildzaubers.

Wie ein solcher Glaube entstehen konnte, ist leicht einzusehen. Napoleon pflegte sich die Namen, die er behalten wollte, auf einen Zettel zu schreiben, den er vernichtete, nachdem er das Schriftbild sich genauer eingeprägt. Unsere gesamte Mnemotechnik geht von der nämlichen Vorstellung aus. Nichts anderes tut der Mensch auf der Kulturstufe der Jägerzeit, der ein Stück Wild mit solcher Aufmerksamkeit beobachtet und nachzeichnet. Wer die Bewegungsmotive eines Renntiers zum Beispiel am besten beobachtete, am sichersten wiedergeben kann, der weiß es auch am besten zu treffen. Der beste Zeichner war zugleich der beste Jäger.

Betrachten wir nach dieser Erkenntnis noch einmal die alten Tierzeichnungen, so bedarf es wohl keiner langen Erörterungen, was diese älteste „Kunst“ sagen will. Wir verstehen den Mangel des Ornamentalen, das Unpersönliche, die Naturalistik. Aber nicht nur das: wir bekommen gleichzeitig eine Vorstellung von der Beleuchtung, in der die Menschen der Eiszeit die Welt erblickten. Die Tierzeichnungen sind ohne Zweifel weit, weit älter als die ältesten Zeugnisse der ägyptischen Kultur. In der großen Epoche des älteren Steinzeitalters jedoch — einer Epoche, die vielleicht zehnmal länger währte als die wenigen Jahrtausende unserer Geschichte — stehen sie am Ende. Am gleichen Ort gefundene Knochennadeln beweisen, daß die Zeichner dieser Stücke bereits Felle trugen. Versenken wir uns aber tiefer in die Vorstellungen, die wir hier gewinnen, so können wir uns auch eine Strecke weiter noch in die Vergangenheit zurückwagen. Den Bildzauber lernten wir kennen. Ihm entgegen steht der Klangzauber, und der Klangzauber war es, der die wichtigsten Dienste leistete bei der Herausbildung der Fähigkeit, die man so gern als das trennende Moment zwischen Mensch und Tier bezeichnet: der Sprache.

1. Die Entstehung der Sprache im Klangzauber

In den letzten Jahren ist viel gelehrte Mühe darauf verschwendet worden, die Existenz einer Tiersprache nachzuweisen. Die sogenannte Affensprache wurde mit besonderer Liebe studiert und dabei sogar ein kleines Wörterbuch allen wissenschaftlichen Ernstes angelegt. Die Entwicklungsidee verlangt eben ihre Rechte auch auf dem so wilden Gebiet der Sprachwissenschaft. Nachgewiesen soll werden, daß nur ein Unterschied des Grades, nicht des Wesens die stolze Menschen- von der kümmerlichen Tiersprache unterscheidet, und daß es insonderheit von der Affensprache zu der unseren nicht mehr weit ist. Die Kulturwissenschaft ist der Naturwissenschaft gegenüber doch sehr rückständig. Noch keinem ernsten Evolutionisten ist es eingefallen, die Abstammung des Menschen von irgend einer lebenden Affenart zu behaupten, sie alle warten in Ruhe ab, bis die Paläontologie die Reihe der Zwischenstufen in einiger Vollständigkeit beisammen haben wird. Hat es danach auch nur den geringsten Wert, die Affensprachen, wenn es überhaupt dergleichen gibt, im Hinblick auf die Entstehung des Menschengeschlechtes zu untersuchen?

Aber auch nach einer Verbesserung in streng naturwissenschaftlichem Sinne kann die jüngste Ansicht über die Entstehung der Sprache noch nicht bestehen. Alle Welt lacht heute über des alten Cuvier Lehre von den Katastrophen, die am Ende jeder geologischen Epoche mit allem Leben so gründlich aufräumten, daß eine neue Schöpfung überlieferungslos einsetzen mußte. Gewiß ist die Darstellung in dieser Schärfe unrichtig. Aber vielleicht wird die nach Cuvier, von Lyell an namentlich einsetzende Lehre einer ganz unmerklich gleitenden, gegensatzlosen Entwicklung einer nicht allzu fernen Zeit ebenso unmöglich scheinen.

Eine starke Gliederung ist nach allem, was wir heute bereits wissen, nicht mehr zu leugnen. Wir sahen, welcher Einschnitt die engere Menschengeschichte von der Geschichte der übrigen Arten sondert: die diluviale Eiszeit. Sie ist es auch, die zwischen unserer Sprache und den lautlichen Mitteilungen aller anderen Wesen eine Schranke setzt. Was den steinschleudernden Affen vom zielenden Jäger des Steinzeitalters unterscheidet, läßt auch den redenden Menschen ohnegleichen dastehen im gesamten Tierreich: eine Weltanschauung schärfte dort den Blick und hier das Ohr.

Seit Platos Tagen ist immer wieder der Versuch gemacht worden, die Entstehung der Sprache im „Onomatopoietischen" zu suchen, als die ältesten Worte die zu nehmen, die irgend einen Schall nachahmen. Hundertmal widerlegt, taucht die Theorie doch stets von neuem auf und läßt sich durch keine andere ersetzen. Der letzte und triftigste der Gründe, die gegen die Deutung mobil gemacht wurden, unterstreicht das Wort Poiesis, weist auf den Begriff des dichterischen Gestaltens hin und möchte wissen, wie eine solche Gestaltung denkbar sei in den Tagen des Steinzeitalters. Wer sich in Schallnachahmungen ergeht, heißt es, macht kleine, idyllische Gedichte, er reimt auf eine eigene naturalistische Art, wie sie möglich ist erst in ganz späten und reifen Kulturen. Ist das nicht Wort für Wort dasselbe, was man von den Tierzeichnungen gesagt hat? Und wenn die Tierzeichnungen, nur ein wenig umgedeutet, so gut hineinpassen in das rohe Steinzeitalter, sollte es die Onomatopoiesie als erster Sprachversuch nicht auch?

Das ist es, was man bei der Begründung der onomatopoietischen Theorie noch immer übersehen hat: daß noch andere Gründe als ästhetische oder auch nur solche einer bloßen Verständigung Veranlassung geben können zu Schallnachahmungen. Es waren keine naturalistischen Künstler und auch keine Hiero-

glyphenschriftsteller, die den Mammutsstangen Tierbilder und Jagdszenen einritzten. Ebensowenig aber dachten die ersten Onomatopoietiker an lyrische Gedichte oder wortreiche Berichte bei ihren rohen Schallnachahmungen. Die zu einer ersten Sprachübung sich rüstende Stimme, die erste Sprache war eine Waffe. Wenn wir schon als eingeschulte Darwinisten nach zoologischen Beispielen greifen sollen: nicht das behagliche oder mürrische Geknurr schwatzender Affen gibt uns ein Bild der ältesten Menschensprache; der hypnotisierende Schrei aber, das Aufbrüllen, mit dem sich ein Tier beim Angriff auf ein andres stürzt, das war ein vorsteinzeitliches Wort, und das Gegengebrüll des Angegriffenen, der sich zur Wehr stellte, machte das Wort zum Gespräch. ⁂

⁂ Worauf hier alles ankommt, ist, daß wir beweisen können, daß dem Bildzauber tatsächlich ein Klangzauber gegenübersteht. Und hier brauchen wir nicht zurückzugreifen auf vergangene Jahrhunderte oder den Aberglauben niederer Völker und Volksschichten: der Klangzauber ist auch der modernsten Kultur noch nicht historisch geworden. Wir hören ein Stück guter Tanzmusik, und die prickelnde Rhythmik und leichte Melodie „fährt uns in die Beine", elektrisiert uns. Was ist das anders als Klangzauber? Werden wir nicht ganz so angelockt wie das Tier, dessen Ruf der Jäger nachahmt? Nach der Methode des Steinzeitalters und der Jägerzeit? Ein Schauspieler oder Berufsredner will uns irgend eine Seelenstimmung mitteilen, und in der Modulation seiner Stimme ahmt er in allen Einzelheiten die hörbaren Äußerungen der betreffenden Leidenschaft nach. Würde er es tun, wenn nicht auch er von der noch immer mächtigen Wirksamkeit des Klangzaubers überzeugt wäre? ⁂

⁂ Nun freilich sind Tanzmusik und Rednerkunst sehr differenzierte Mittel, kaum noch vergleichbar jenen wilden Schreien

der Urzeit, der archaischen Epoche des Klangzaubers. Und doch müssen wir annehmen, daß von den so viel einfacheren Mitteln nicht nur dieselben, sondern weit stärkere Wirkungen ausgingen. Es ist das gleiche wie in der Geschichte der Musik. Unsere mächtigsten Symphonien sind in ihrer Wirkungsfähigkeit armselig gegen die kümmerlichen Töne der Musik der Wilden. Einwandfreie Zeugen berichten von musikalischen Wirkungen noch aus hellenischer Zeit, die uns fast unbegreiflich sind. Und wie kümmerlich war noch die hellenische Tonkunst! So jene Urschreie, die in eine Welt hineinklangen, in der der Herdeninstinkt noch allgewaltig war — und wohl auch von Wesen ausgingen, die zu solchen elementaren Äußerungen ganz anders veranlagt waren als unser bedächtiges Geschlecht.

Der erste, der das Imperativische der ältesten Sprache klar erkannte, ist Fritz Mauthner. In seiner „Kritik der Sprache" formuliert er seine Ansicht in folgenden Sätzen: „Die Sprache ist etwas zwischen den Menschen, ihr Zweck ist Mitteilung. Aber die Mitteilung kann ja nicht selbst Zweck sein, sie ist es nur beim Schwätzer. Immer wollen wir, wenn auch oft indirekt und unbewußt, das Denken und das Wollen des andern Menschen nach unserem Denken und Wollen, das heißt nach unserem Interesse beeinflussen. Die Sprache ist also Beeinflussung, Willens- oder Gedankenlenkung, mit einem Modewort: Suggestion." So richtig die Folgerungen sind, so unrichtig ist leider die erste Voraussetzung. Der Satz „ihr Zweck ist Mitteilung" war nur möglich aus einem Vorstellungskreis heraus, der am Anfang jene Ferienkolonisten der Menschheit sieht, die sich nicht viel von Rousseaus edlen Wilden unterscheiden. Was Mauthner weiterhin „Notdurft der Verständigung" nennt, das konnte auch ohne Sprache sich mitteilen, ihm zuliebe wäre niemals eine Anpassung durchgeführt worden, die die ganze Art zoologisch

umzulernen zwang. Nicht Mitteilung war die erste Sprache, sondern Waffe; und was dazu führte, die Waffen schärfer und brauchbarer zu machen, das hat auch an der Ausbildung der Sprache gefeilt und gebessert.

Dieses letzte Bild müssen wir genauer ansehen, um uns einen ungefähren Begriff vom Wesen der ältesten Worte zu machen. Den unbehauenen und ungeschliffenen Steinwerkzeugen noch voraus gehen die Sammeltypen von Universalinstrumenten, aus denen die Sonderinstrumente sich erst langsam herausgestalteten. Vieldeutig wie diese Sammeltypen müssen für einen Unbeteiligten die Worte gewesen sein, die im Gebrauch erst eine feste Sonderbedeutung bekamen. Dann kam die ältere Steinzeit der Sprache mit einem größeren Wörterschatz. Aber auch diese Worte waren noch ungeschliffen. Die Artikulation kam wie die Bearbeitung der Steine später, die Weiterbildung des älteren Zaubers zum jüngeren Beschwörungsglauben verhalf ihnen dazu. Wie die alten Tierzeichnungen noch keine Ornamente, kennen die ältesten Onomatopoisien noch keine Buchstaben, und die Buchstabensprache hat den Naturalismus der alten Worte ebenso geschwächt, wie die Ornamentzeichen den alten Naturalismus.

Noch einmal ist scharf zu betonen: die Tierzeichnungen sind jüngeren Datums als die ersten Sprachversuche, ja wahrscheinlich später als die Übertragung schon fest gewordener, konventioneller Sprachbilder in den Gebrauch des Verkehrs, der Mitteilung. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß älter als die ersten wirklichen Sprachbilder von Menschen gebrauchte Steinwaffen sind, deren Sammeltypen es im Tertiär schon gab, so haben wir alles hervorgehoben, was sich über die Gliederung der älteren Steinzeit, des Weltnebelstadiums der Kulturgeschichte heute mit einiger Sicherheit sagen läßt. Es ist nicht viel, aber es ist doch

immerhin schon eine greifbare Gliederung, und mit der Erkenntnis der Macht, die die diluviale Eiszeit ausübte, haben wir außer einer ersten, primitiven Chronologie auch den Anschluß unserer Menschengeschichte an die große Entwicklungsgeschichte der Natur.

Diesen Anschluß gilt es nun nicht mehr zu verlieren. Welchen Einfluß hatte das Abtauen der Eiszeitgletscher auf die Entwicklung der Menschheit? Welche kosmischen Ursachen haben mitgewirkt am Übergang vom sogenannten älteren zum sogenannten jüngeren Steinzeitalter und zu der ihm eigentümlichen Kultur?

5. Das Ende des Weltnebelstadiums

Nicht stark genug, darüber sind wohl alle Forscher einig, können wir uns die Expansionskraft des Lebens vorstellen, das sich auf den vom Eise freigegebenen Ländern regt. Wie der Brandungsschaum eines ruhelosen Meeres spülte das Leben bis unmittelbar an die Küsten des starren Eislandes heran. Wie eine Überschwemmung deckte es alles Land, das die Eismassen preisgaben. Windverwehte Samenkörner faßten Wurzel. Was Pflanze geworden war, trieb seine Wucherungen und überzog das Land mit frischem Grün. In den weiten Steppen, die so sich breiteten, ließ sich nieder, was von der Tierwelt einem solchen Steppenleben angepaßt war. Dann zog es sich in immer höhere Breiten, dem Eisgebiet nach wie in der Verfolgung eines flüchtigen Feindes. Was in der tiefen Breite Steppe war, konnte zu Wäldern anwachsen, zu anders organisierten Ländern mit einer anderen Tierwelt, indes höher hinauf gen Norden wieder ein Streifen Steppengebietes angelegt wurde, den eine Auslese, eine freie und starke Kolonistenschar besiedelte.

Millionen, abermillionen kleine Einzelzüge, Einzelwanderungen ... Für einen auf das Leben des Sternes gerichteten Blick aber wachsen sie ineinander zu einer einzigen großen Erscheinung: dem Zug nach Norden. Er hat das Weltnebelstadium der Kultur beendet, denn er hat schärfere Gegensätze in die Menschheit hineingebracht: hat eine Zonengliederung angelegt.

Vielleicht kann es als bekannt vorausgesetzt werden, wie sehr das allgemeine zoologische Bild unserer Breiten durch die Eiszeit verändert wurde. Die tertiären Wälder des Nordens waren für unsere Begriffe durchaus tropisch. Immergrüne Wälder, Zypressen- und Palmenhaine standen bis hoch in polare Gegenden hinauf. Papageien und Affen tummelten sich dort, Flußpferde und sonstiges Äquatorialgetier hauste in Deutschland. Dann kamen die Gletscher, trieben die Tierwelt vor sich her und mähten die immergrünen Wälder nieder. Aber es war keine Rückkehr zum alten Zustand, als die Gletscher sich wieder polwärts zogen und das Leben mit seiner Expansionskraft ihnen nachdrängte. Eine Auslese wurde geschaffen, die noch heute das Leben der verschiedenen Breiten voneinander scheidet. Die alte, artenveredelnde Gewalt der Wanderungen bewährte sich an allem, was nordwärts zog und sich im Norden halten konnte. Auch die Menschheit sollte diese Erfahrung machen.

Eine erste Auslese, in der es bereits für das Weltnebelstadium wie eine Dämmerung aufzog, lag in der Sonderung derer, die zogen, und derer, die blieben. Was in dem langen älteren Steinzeitalter an Gegensätzen herausgebildet sein mochte, trat nun zutage, da sich Art zu Art gesellen mußte, und Art von Art sich trennte.

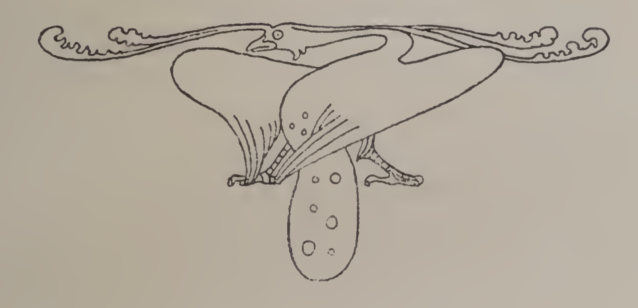
Das Bild der Kolonisation drängt sich auf zum Vergleich. Der Kolonisten hat unsere Geschichte vielerlei Typen gesehen. Von den stolzen Wikingern, die als beutelustige Heroen in die

fremden Länder zogen, bis zu den Trupps hungernder, verzweifelter Emigranten stuft es sich bunt genug ab. Wir können mit Sicherheit nicht sagen, ob es mehr Wikingerstolz oder Emigrantenelend war, was den Zug nach Norden antrat; aber die Wahrscheinlichkeit spricht für das Elend. Nirgends auf Erden, soweit Reisende auf Menschen trafen, haben sich Nachkömmlinge aus der Epoche des Diluviums erhalten. Aber von den späteren Rückwanderern, die, im Norden gebildet, wieder in großen Völkerwellen südwärts zurückfluten, davon, kann man mit einiger wissenschaftlicher Glaublichkeit behaupten, sind uns Reste geblieben. Und diese kümmerlichen Menschenrassen, zurückgedrängt in die südlichsten Länder der großen Kontinente und nach Australien, dem Kuriositätenkabinett und der Rumpelkammer der Naturgeschichte, bieten wahrlich keinen stolzen Anblick. Die Buschmänner Südafrikas, die Weddas auf Ceylon und die südamerikanischen Feuerländer sind Zwergvölker; ihnen ähnlich mag die Auslese oder der Ausschuß gewesen sein, der von der stärkeren und stolzeren Menschenrasse mehr abgestoßen wurde, als daß er auf freiwillige Wanderschaft nach Norden ging.

So wiederholte sich uns hier, wie die Geschichte der Menschheit in der Geschichte der Arten einsetzte, und wie — um das noch einmal zu wiederholen — die höheren Arten meist aus den niederen hervorgingen. Stolz sahen sie niemals aus, aber in ihrem Elend war doch die stärkere Entwicklungsmöglichkeit, und in der Verzweiflung des untersten und verächtlichsten Standes, der alles zu gewinnen hat, setzte ja auch in der uns erkennbaren politischen Geschichte mehr als einmal der Fortschritt ein.

Nach Norden also ging der Zug. Im einzelnen nun zu sehen, was die harte Schule des Nordens aus den Menschen machte, wie sie ihn änderte und damit eine schärfere Zonengliede-

rung in das wimmelnde Chaos des ältesten Menschentums brachte, das ist es, was uns das zweite große Kapitel der Menschengeschichte zu berichten hat. „Jüngere Steinzeit" nennt es die Überlieferung. Eine naturwissenschaftliche Kulturgeschichte wird die Epoche lieber die Zeit der beginnenden Zonengliederung des Menschensterns nennen.





II. Beginnende Zonengliederung

1. Der Zug nach Norden

Um das verwickelte System von Bergungen einigermaßen zu überschauen, das dem Menschenstern eine Zonengliederung gab, wollen wir uns für einen Augenblick wegwenden von dem so fernen, in seinen Einzelheiten uns nicht sehr festen Bild der Entwicklung fremder Sterne. Dem von Menschen umgebildeten Erdenstern sahen wir ein Sternbild voraufgehen, an dem die kreisenden Wasser gemodelt hatten. Das System, das den Kreislauf der Wasser beherrscht, haben wir uns im wesentlichen geklärt: sehen wir zu, ob es uns gelingt, von hier aus einigermaßen auch den organisatorischen Willen im Völkerkreislauf zu entdecken.

Im Kreislauf der Wasser erkennen wir als die Feder, die das ganze Uhrwerk treibt, die Verdunstung, den Zug der Wasser in die höheren Luftschichten. Er filtert das Wasser, streift ihnen all das Fremde ab, das die Arbeit in den Niederungen ihnen beimischte und das sie langsam untauglich machte zum Schaffen.

Ist dieser Zug in die höheren Luftschichten, der das Wasser immer wieder verjüngt, nicht schon so etwas wie der Zug der Völker in den Norden und seine unwirtschaftlichere, härtere Natur? Ein Filtern der Massen, eine Auswahl des Fähigsten ist es hier wie dort. Nichts kann uns hindern, die beginnende Zonengliederung hüben und Schichtbildung drüben als entsprechende Erscheinungen anzusehen. Wie ein leichter Nebel über moorigen Grund steigt das auf aus den äquatorialen Völkern.

Aber die Nebel sind nur das erste Stadium in der Verdunstung der Gewässer. Den tiefen Nebeln folgen die verschiedenen Schichten der Wolken bis hinauf zu den krystallklaren Gebilden der Cirrusherden. Immer fester werden die Gebilde, je höher sie aufwärts steigen in die Lüfte, immer bestimmter werden ihre Bahnen, denn die höheren Luftschichten sind auch die kälteren, und die Kälte formt an den gefilterten Wassern und gestaltet sie.

Es liegt nahe, ähnliches bei den nordwärts drängenden Menschenherden anzunehmen, ihre verschiedenen Gesellschaftsformen aufzufassen als fast unmittelbare Kältebildungen. Und wirklich mußten die so viel ungünstigeren Bedingungen des Lebens einen Willen in den Jägerherden zu stärkster Ausbildung bringen: jenen Trieb, der allen gesellschaftlichen Bildungen zu Grunde liegt, den Trieb der Herde. Der Herdeninstinkt hat noch immer dem Planeten, der durch seine Arten etwas Großes bilden wollte, die mächtigsten Dienste geleistet. Im Herdentrieb nimmt die Art sich zusammen. Die sozialen Gestaltungen dieses Triebes innerhalb der Menschheit mußte die menschgewordene Planetenkraft an bestimmten Punkten und zu bestimmten Zeiten ins Unermeßliche steigern; wie das Meer seine Kraft verdichtet und steigert in den Meeresarten. Dem sicheren Herdeninstinkt der Hunnen gegenüber konnte in einer unachtsamen Stunde selbst einmal Germanenkraft im Nachteil sein. Und was die rückwandernden Zwergvölker, in härtester Schule zur Einheit zusammengeschweißt, im Süden fanden, war sicher weniger als Germanenstolz und Germanenmacht.

Nur konnte der Herdeninstinkt in seiner primitivsten Form die Menschenherden gewiß nicht klarer und bestimmter aneinanderreihen, als der Nebel die tiefsten Schichten verdunstender Wasser. Ist es nun zulässig, die verschiedenen, dem Kulturhistoriker bekannten Systeme gesellschaftlicher Gliederung zu paralleli-

sieren mit den Wolkenbildungen? Das Unter- und Übereinander der Wolken bei den Gesellschaftsformen aufzufassen als ein Vor- und Nacheinander? ☙

☙ Eine solche gegensatzlose Auffassung würde durchaus den Vorstellungen entsprechen, die man zur Stunde vom Entwicklungsbegriff hat. Dennoch: gerade die Strömungen im Luftmeer, die so viele und gewaltsame Störungen und Unterbrechungen einer steten Verdunstung herbeiführen, könnten uns vorsichtig machen. So wenig der Zug der Wasser von der Höhe, der feuchte Niederschlag ein bloßes Fallen ist, so gut elektrische und andere Kräfte hier eingreifen mußten, ist auch der Zug der Wasser nach der Höhe, die Wolkenbildung, nicht die Folge einer ununterbrochenen Verdunstung. Dasselbe aber gilt für den Völkerkreislauf. Und hier ist die Geschichtsschreibung in der glücklichen Lage, an einigen Fällen mindestens das Gegenspiel und seine Wirkungen auf die Hauptentwicklung zu verfolgen. ☙

2. „Eiszeit macht nackt"

☙ Schon die Besiedelung des Nordens, das Hinaufziehen der Menschenherden in höhere Breitegrade kann sich so ununterbrochen stetig nicht abgespielt haben, wie die reine Entwicklungslehre glauben möchte. Das Zurückweichen der Firn- und Gletschermassen besiedelte unsere Länder. Wir haben einige geologische Aufzeichnungen über dieses Zurückweichen, die als kulturhistorische Negativbilder oder Gegenprägungen für uns sehr wichtig sind. Am Austrittspunkt eines jeden Gletschers ins Tal sammelt sich eine Menge mehr oder minder verarbeiteten Gesteins an. Die sogenannte Endmoräne. Die großen Gletscher der Eiszeit, wie sie namentlich in der Schweiz beobachtet wurden, haben die Granitblöcke zu ganzen mächtigen Amphitheatern aufgetürmt,

die sich nach dem Tale zu terrassenförmig abstufen. Wären nun die Eismassen vom Diluvium bis zur Gegenwart gleichmäßig zurückgegangen, so hätten nur zwei solcher Moränenbauten gebildet werden können. Das ist aber nicht der Fall. Zwischen den großen Amphitheatern, die uns die äußersten Grenzen der Gletscher in der Eiszeit andeuten, und den Endmoränen der Gegenwart schieben sich eine ganze Reihe ähnlicher Gebilde ein. Sie türmen sich nicht weniger hoch und sind nicht weniger sorgfältig ausgeführt. Das heißt also: beim Rückzug der Gletscher traten lange Pausen ein, in denen das mittlere Jahrhundertklima konstant blieb, die wärmere Temperatur der Gegenwart griff durchaus nicht gleichmäßig um sich.

Bereits diese Erscheinung müssen wir, wie gesagt, als eine Art Negativbild der Kulturgeschichte nehmen. Wenn die diluviale Eiszeit so viel an unserer Art bilden konnte, so können auch jene Gliederungspausen nicht ohne Einfluß geblieben sein. Aber von der Eiszeit läßt sich noch eine andere Gliederung nachweisen, nach der man überhaupt von einer einheitlichen, in sich geschlossenen Eiszeit nicht sprechen kann. Der Moränenschutt und die Irrblöcke, die von den ersten Werken der Eiszeit berichten, liegen an manchen Stellen nicht offen zu Tage. Sie sind geologisch geworden, sind überlagert von einer, ja von mehreren jüngeren Schichten. Nun ist es von höchstem Interesse, durch den Wechsel dieser Schichten in großen Zügen von den kosmischen Erlebnissen zu erfahren, die unser Planet in der Zeit der Menschen noch durchzumachen hatte. Der Wechsel ist der, daß zwischen je zwei blockführenden Schichten sich Torf- oder Kohlenlager absetzen konnten. In den Torf- und Kohlenlagern wurde die Flora eines gemäßigten, ja warmen Klimas mumifiziert. Also: die Gletscher „der" Eiszeit sind zweimal, vielleicht dreimal gekommen und gegangen. In kolossalen Zeitab-

ständen. Jahrtausende währt es, ehe eine irgend ansehnliche Torf- oder Kohlenschicht sich sammeln kann. Jede einzelne „Interglacialzeit“ übertrifft an Zeitlänge die Epoche „Weltgeschichte“, die sich für unser Erinnern einigermaßen deutlich gliedert.

Wie nun: wenn es Menschen bereits vor dem ersten Zurückweichen der Eismassen gab und die Eiszeit einen solchen gewaltigen Einfluß auf die Art ausüben konnte — welchen Einfluß hat die zweite und die dritte Vergletscherung auf unsere Geschichte ausgeübt?

In neuester Zeit hat man die Frage sich ernsthaft vorgelegt. Die Wirkung, die man der zweiten Vereisung zuschreibt, kommt an artbildender Kraft derjenigen der ersten fast gleich. Stellen wir den Menschen nach dieser Zeit dem Menschen vorher gegenüber, so ist der Unterschied für den aufs Äußere gerichteten Blick nicht minder groß als der zwischen dem niedersten Menschen überhaupt und dem höchsten Affen. Denn vor uns stehen die Gegensätze der noch affenartig behaarten und der nackten Menschen.

Was hat den Menschen nackt gemacht? Das Rätsel war für die Entwicklungsforschung fast so verzweifelt, wie das des aufrechten Ganges und der Sprache. Solange noch die „Wiege des Menschengeschlechtes“ in äquatorialen Gegenden gesucht wurde, kam man leidlich über die Frage weg. Im Paradies der Tropenländer war die Pelzbekleidung überflüssig. Das Mammut, das vom Süden in den Norden zog, mußte einen Pelz ausschwitzen lernen, um in den kälteren Breiten zu bestehen; der Mensch, der in den Tropen blieb, hatte seinen Pelz nicht länger nötig, er konnte ihn eingehen lassen und die für die Bildung des Pelzes nötigen vitalen Kräfte anders einstellen.

Das hörte sich plausibel an. Aber dann kam doch ein schweres Bedenken: wenn die Menschen in den Tropen keinen Pelz mehr brauchten, brauchten ihn auch die Affen dort nicht mehr. Die-

selben klimatischen Bedingungen mußten für so nahestehende Arten auch ähnliche Folgen haben. Sie hatten sie indessen nicht; alle Affenarten hielten ihre volle Pelzverkleidung bei und fühlten sich doch wohl im Süden. Das also konnte nicht die Lösung sein. Man versuchte es nun mit dem Erotischen. Die geschlechtliche Zuchtwahl macht, soviel wir sehen, die stärksten Veränderungen im Haar- und Federkleid der Tiere möglich, setzt vor allen Dingen neue Farben an. Es war denkbar, daß dieselben Ursachen auch die Enthaarung einleiteten. Der nackte Mensch ist schöner als der behaarte, die Festigkeit seiner Muskulatur tritt klarer zu Tage. Bei den Affen setzt die Enthaarung bereits um die Geschlechtsteile her an, von dort aus konnte sie um sich greifen oder selbständig bei besonders wichtigen Stellen einsetzen, den Oberarmen etwa oder den Schenkeln.

Auch das klang lange Zeit wahrscheinlich — und auch das mußte man als unmöglich schließlich aufgeben. Der nackte Mensch ist schöner als der behaarte, gewiß. Aber der nur teilweise nackte Mensch ist ebenso sicher häßlicher, als der vollkommen behaarte. Bei den Geschlechtsteilen ließ die Enthaarung sich aus denselben Gründen erklären wie bei den Handflächen und einigen Gesichtspartien. Die allmähliche Enthaarung einzelner Körperteile aber (und nur allmählich konnte die Umwandlung geschehen), ein struppiges, zerfressenes Fell gab dem, der es trug, ganz gewiß kein Übergewicht beim Kampf ums Weibchen, es schuf Gezeichnete, und nicht Bevorzugte.

Was hat den Menschen nackt gemacht? Man kam zu keiner Antwort, solange man der Frage diese Form gab. Eine andere Formel war zu finden, die Formel: was hat den Menschen getrieben, sich Kleider anzulegen? Die Antwort war damit gegeben. In schärfster Form prägte sie Wilhelm Bölsche mit den Worten: „Die Eiszeit machte nackt.“

Stete Kopfbedeckung erstickt den Haarwuchs. Das ist eine alte und ewig neue Erfahrung; das klassische Beispiel dafür Cäsar, den der Helm zum Kahlkopf machte. Traten Umstände ein, die den noch affenartig behaarten Menschen zwangen, sich ständig in Felle zu hüllen, so mußten die verhüllten Teile langsam ihre Behaarung verlieren. Solche Umstände aber schuf die erste Wiedervereisung. Ganzen Ländern voll Menschen konnte der Rückzug abgeschnitten sein, man mußte im Norden eine Anpassung an das kältere Klima eingehen, und man fand sie im Prinzip der Kleidung, in der „Werkzeughaut", die die Körperwärme im selben Maße unterstützte, wie das Steinbeil die Kraft der Arme und das Steinmesser das Gebiß. Auf den Schultern und dem Rücken wurde das Fell zunächst abgescheuert, auf den umwickelten Oberschenkeln und -armen danach, während die unteren Teile der Extremitäten, auf denen sich noch heute so häufig eine rudimentäre Behaarung zeigt, wohl spät erst eine Verhüllung fanden.

Und hier kann nun auch das Erotische zu seinem Rechte kommen. Mit den Fellen erlegter Tiere wurde der Körper umhüllt und umwickelt. Die schwersten Felle, die also die Enthaarung am schnellsten förderten, lieferten die größten und gefährlichsten Tiere. Solche Felle aber boten nicht nur den besten Schutz: sie waren auch in den Augen der Menschenweibchen der schönste Schmuck, denn sie zeugten von der größten männlichen Kraft. Die Ersten und Tüchtigsten des Stammes trugen sie, wie heute noch die Häuptlinge der Naturvölker. Bis in die überladene Uniformierung unserer höchsten militärischen Chargen hinein hat sich diese Vorliebe erhalten, die in jenen fernen Eiszeittagen an der Bildung unserer Art so wirksam arbeitete.

Mit der Enthaarung der nördlichen Völker war die seit dem Zurückweichen der Gletscher bestehende Zonengliederung der

Menschheit schärfer als je vorher durchgeführt. Doch diese Zonengliederung war nicht von Dauer. Rückflutende Völkerwanderungen brachten die haarlosen Menschen südwärts und die neuerworbene Eigentümlichkeit kam so unbedingt zur Ausbreitung, daß wir am Ende dieser Epoche fast wieder eine weltnebelartig allgleiche Menschheit von allerdings stärkeren Fähigkeiten wahrnehmen. ꕥ

ꕥ Wie aber ist es denkbar, daß die im Verhältnis wenigen, im Norden gezüchteten Menschen bei der Rückwanderung nicht einfach untergingen in dem an Massen so unendlich überlegenen Völkerchaos der noch unentwickelten Menschheit? Das ist der letzte Einwand, den die Skepsis hier zu machen hat. Er übersieht eins: daß auch in der Folgezeit die einbrechenden Heermassen an Zahl den Überfallenen nie gewachsen waren, daß einzig ihr Überschuß an Energie und Klarheit des Willens, an höherer Disziplinierung der Kraft sie befähigte, die anderen nach ihrem Bilde umzuformen. ꕥ

ꕥ Nun haben sich in späteren Zeiten die anderen noch immer freilich halten können, wenn auch nur als Sklaven. Von den behaarten Menschen ist indessen auch die letzte Spur geschwunden. Weshalb blieben nicht auch sie, die doch als Sklaven, als eine höhere Art Haustier so gute Dienste leisten konnten? Die Antwort gibt der Hinweis auf die Haustiere. Der Haustierzucht vorauf geht die Tiervernichtung, wie der Übersetzung atmosphärischer Elektrizität in brauchbare Arbeitskraft der abwehrende Blitzableiter. Jene ersten vom Norden herabflutenden Völkerstämme wußten noch nichts von einer Sklavenzucht, ihnen waren die zurückgebliebenen Menschen eine lauernde Gefahr wie die alten Höhlenbären, und wie bei den Höhlenbären kannten sie bei ihnen nur das eine Mittel erbarmungsloser Vernichtung. So kam es, daß bis in die südlichsten Winkel der Festländer hinein

die Verfolgung der rückständigen Rassen kein Halt kannte, daß auch das so wichtige Zwischenglied der behaarten Menschen ausgerottet wurde. In den genannten primitiven Naturvölkern aber, den Wedda, Buschmännern und Feuerländern sehen wir die Reste einer ersten vom Norden äquatorwärts ziehenden Herren- und Erobererrasse.

3. Das erste Haustier, das Feuer

Die Indianer Centralbrasiliens nennen einen Rock ein Rückenhaus, die Hosen Beinhäuser u. s. f. Der Kulturhistoriker kann sich die hübschen Bezeichnungen zu eigen machen, will er darauf hinweisen, daß das Prinzip der Behausung unter allen Umständen früher gefunden wurde, als das der Bekleidung. Aber nicht früher oder später, sondern gleichzeitig mit der Erfindung der Rücken-, Arm- und Beinhäuser muß sich der gewaltigste Umschwung vollzogen haben, den die Geschichte der menschlichen Wohnung kennt: dem Hausorganismus wurde das neue Organ des feuertragenden Herdes.

So allgemein wie die Nacktheit ist auch der Feuergebrauch. Nicht einmal in dunklen Sagenerinnerungen dämmert uns das Bild der feuerlosen Menschheit. Das eine nur bleibt uns, daß wir scharf unterscheiden können zwischen einer älteren Entdeckung und einer jüngeren Erfindung des Feuers. Die Erhaltung von der Natur gegebenen Feuers muß eine ganze Kulturepoche hindurch geübt worden sein, ehe man Instrumente erfand zur selbstständigen Feuerbereitung.

Über den Zustand vorher ist nur soviel zu sagen, daß zahllose Generationen das Feuer gekannt und seine Eigenschaften beobachtet haben müssen, daß es aber mit ihm gehalten wurde wie mit wilden Tieren: wo man es nicht mied, da suchte man

es zu vernichten. Es mußten schon große Ursachen eintreten, ehe die große Wirkung möglich wurde, die den Menschen dieses schlimme Raubtier einfangen und zum nützlichen Haustier züchten ließ. ☙
☙ Die herkömmliche Kulturpsychologie will von solchen großen Ursachen nichts wissen. Es hat sich eine gangbare Weisheit herausgebildet, die immer und immer wieder operiert mit der bequemen Frage: „was liegt näher als —". Die Menschen sollen den wärmenden Einfluß des Feuers zufällig wahrgenommen haben, zufällig verbrannte Tiere hätten sich als angenehmer im Geschmack und leichter verdaulich erwiesen. Was lag näher, als daß man glimmende Scheite in die Höhlen und Hütten brachte? Was lag näher, als daß man das glimmende Feuer auf einen unverbrennbaren Steinblock legte und das Feuer speiste? Es wäre eine Kleinigkeit, mit Hilfe dieser gefälligen Psychologie den Beweis zu führen, daß die Zulus in wenigen Jahren ohne äußere Hilfe dazu kommen können, Lokomotiven zu bauen. Auch bei den Zulus wird mit Wasser gekocht, auch bei ihnen hebt der Wasserdampf den Kochkessel. Was liegt näher, als daß ein sinniger Zulu diese kleine Beobachtung anstellt und dabei auf den Gedanken kommt, wenn der Wasserdampf mit einem schweren Deckel fertig wird, könnte er gewiß auch andere Dinge heben und senken? Was liegt näher, als daß der sinnende Zulu einen Kochtopf baut, der sich in einen Wagen einsetzen läßt, wo er die ausgebogene Radachse hin- und herschiebt und damit die Räder treibt? Das ist keine Satire auf jene Weisheit, es ist nur die Übertragung von einem bekannteren auf einen unbekannteren Fall. Wenn wir aber bei der einfachen Erfindung der Lokomotive zugeben, daß eine ungeheure Kulturspannung sich ansammeln mußte, ehe sie sich löste in einer solchen Tat, so werden wir auch ganz gewiß bei der Züchtung des Feuers eine mindestens ähnliche starke Ursache voraussetzen müssen. ☙

Wir kennen sie. Bis an die Küste des nordischen Eislandes sahen wir das Leben seine Wellen tragen. Der dauernde Stillstand des Eises läßt sie in der arktischen Lebenszone immer lauter sich drängen. Der Mensch, die höchste Rasse Mensch, ist die bevorzugte Art des Nordens. Er rodet und ordnet im tierischen Leben nach seinem Willen, und langsam beginnt selbst die Landschaft schon nach seinem Bilde sich zu ändern.

Da setzt jenes kosmische Ereignis ein: die Wiedervereisung. In die Atmosphäre, die den wogenden Menschenstrom umgibt, hauchen die Gletscher und Firnmassen ihre Kälte aus. Und wie bei einem Strom von Wasser ist es bei diesem Strom von Menschen: was nicht abströmt, nicht flieht und fliehen kann, erstarrt. Es ist nicht mehr die bunte, schnelle, südliche Beweglichkeit in den Menschen. Sie werden langsamer in ihrer Art, nördlicher. Der einheitliche Strom zerbirst in kleine, starre Massen. Die Menschen suchen Höhlen auf, Stamm sondert sich von Stamm.

Und immer eisiger und schneidender wird die Atmosphäre. Da gelingt das stolze Prometheuswerk. Das Feuer wird entdeckt und als nützliches Höhlentier gezüchtet. Von Höhle zu Höhle wandert der Brand, der für die Behausung das wird, was die Kleidung dem frierenden Menschen.

Was die nächste Folge war? Die Atomisierung, die Zersplitterung des ehedem einheitlichen Menschenstromes griff noch um sich. Hatte schon der erzwungene Rückzug in die Höhlen die Ströme gerinnen lassen in kleinere und kleinste Gruppen, so konnten die Herdflammen die Gruppen nur um so fester ineinander verschweißen, um so starrer abschließen nach außen hin. Der einheitliche Menschengürtel, durch gewaltigen Herdentrieb einst zusammengehalten, war zersprengt in unzählige Atome. Die Atome der Herdfeuergruppen: die Familien. In der Erschaffung der Familie aber zeigt sich die ganze Größe und art-

bildende Kraft der Eiszeit. Die Familie erst gab dem Menschheitsorgan seine ganze Leistungsfähigkeit.

Als dann die Gletscher abermals sich polwärts zogen und eine wärmere Atmosphäre die Familien aneinanderschloß zu größeren Verbänden, da war im Norden eine Art gebildet, die dem Planeten etwas war. Die Völkerströme, die sich jetzt in die wärmeren Länder ergossen, waren dichter, zähflüssiger, schwärzer als alle früheren: die Verkrustung des Menschensternes nahm ihren Anfang.

4. Vom Zauber zur Beschwörung

In den übereinander gelagerten geologischen Bildungen, in denen die Lebensgeschichte der Erde sich selbstregistrierend aufzeichnet, nehmen wir, was die Mächtigkeit der Schichten anlangt, eine regelrechte Verjüngung nach oben wahr. Die oberste Schicht ist die dünnste, die unterste die dickste, und die Zwischenglieder vermitteln. Entsprechend müßte ein rechter Deuter der Erdgeschichte das meiste von den ältesten Zeiten zu sagen haben und immer knapper werden, je näher er der Gegenwart kommt. Aber das genaue Gegenteil ist darin der Fall. Die Verjüngung weist hier nach unten; die schwächsten Formationen haben die dicksten literarischen Schichten abgelagert, und umgekehrt. Denn: je älter und dicker die Schicht, um so verschwommener ist auch ihre Gliederung. In der zweitältesten Formation, dem Kambrium, drängt sich chaotisch eine ganze Welt von Formen zusammen, deren Nacheinander die exakte Forschung noch zur Stunde nicht geben kann; die darunter lagernde laurentische Schicht schließlich hat die Schriftzüge der Selbstaufzeichnung bis zur Unkenntlichkeit verwischt.

Die Kulturgeschichte hat unter ähnlichen Schwierigkeiten zu

arbeiten. Der verwirrende Reichtum der ältesten gehobenen Kultur-
werkzeuge, das wurde schon betont, entspricht ganz dem Fossilien-
durcheinander des Kambriums; von tertiären Menschen weiß die
tatsächliche Geschichtsschreibung nicht mehr, als die Paläonto-
logie vom höheren organischen Leben in der laurentischen Zeit.
Fast so ratlos aber wie der Kulturepoche der älteren Steinzeit,
steht man auch der jüngeren gegenüber. Wir wollen sie nach der
in ihr vorherrschenden Weltanschauung die Epoche des Be-
schwörungsglaubens nennen, und versuchen, alles das zusammen-
zufassen, was in der geistigen Atmosphäre dieser Weltanschauung
gedieh. Das ist freilich ungefähr so brutal, als brächte man in
einem kulturgeschichtlichen Kapitel unter dem Schlagwort Christen-
tum alle die so weltverschiedenen Deutungen zusammen, die in
zwei langen Jahrtausenden die verschiedenen Völker der christ-
lichen Idee gegeben haben. Schlimmer noch. Denn der Be-
schwörungsglaube herrschte länger als zwei Jahrtausende. Aber
die Schichtgliederung will nicht mehr hergeben, eine andere
Methode fehlt uns noch, und wir müssen froh sein, das Wesent-
liche der Beschwörungsepoche überhaupt erkennen und zwischen
dem Vor- und Nachher einstellen zu können.

Machen wir uns fürs erste die Gegensätze klar zwischen dem
Zauber- und dem Beschwörungsglauben. Zwei Beispiele. Ein
Stück Wild soll erlegt werden. Der Mensch der Zauberepoche hat
das Tier gezeichnet, kennt es in allen Einzelheiten, sieht adlerscharf
die Stelle, die er treffen will, zielt und erlegt es. Was alles
an Handlungen zwischen dem Akt des Zeichnens und dem Nieder-
strecken des Tieres liegt, das hat der Mensch getan, von keiner
überirdischen oder auch nur außermenschlichen Kraft unterstützt.
Anders die Auffassung des Beschwörungsglaubens. Das Ver-
trauen auf die Macht des Bildzaubers ist längst geschwunden,
alle Aufmerksamkeit ist auf die Jägerhandlung selbst gerichtet.

Aber nicht sich selbst traut der Mensch die Macht zu, den Speer zu schleudern, er erfaßt es nicht, daß die Kraft des eigenen Armes dem Speer sich überträgt und in weiter Entfernung das Tier erlegt: ein Dämon sitzt im Speer, ein Dämon tötet das Tier, und diesen Dämonen gilt es zu beschwören, dem Menschen zu Willen zu machen. Das geschieht durch ein sicheres Zielen und einen kräftigen Wurf. Das Zielen und der Wurf aber sind nichts anderes als Beschwörungsformeln, die den Dämon im Speer wachrufen und ihm die Bahn weisen, die er fliegen soll. ✍

✍ Zweites Beispiel. Ein Feuer soll entzündet werden mit Hilfe eines (wir wollen eine späte Zeit annehmen) Feuerbohrers. Wird der Mensch erst eine Flamme auf das Bohrbrett zeichnen? Die alten Mammutjäger hättens wohl getan, nicht so der Mensch der jüngeren Weltanschauung. Das Bild läßt es als unwirksam beiseite, er setzt sofort das Bohrholz an, quirlt es in das Bohrbrett ein, und sein Quirlen beschwört den Feuerdämon, der im Bohrbrett lauert. Nicht jedes Brett ist gleich tauglich zur Feuerbereitung. In jeder Holzart, in jedem Baum, von dem man ein Brett nahm, stecken eben andere Dämonen, und nicht alle sind gleich willig. ✍

✍ Gibt man sich die Mühe, sein Denken einigermaßen dem jener fernen, fernen Zeit anzupassen, so ist die stärkste Empfindung die eines schier unerträglichen Beengtseins. Wo man steht und geht, fühlt man sich umschlossen von diesen zahllosen Dämonen, den ungreifbaren Schattenwesen, die jeden Stein am Wege, jedes Baumblatt, jede selbstgeführte Waffe beseelen. Wie wucherndes Gestrüpp muß das überall aufgeschossen sein, eine besessene Welt unheimlichster Art. Und all das Düstere ward vollends Nacht, als ein entwickelter Beschwörungsglaube auch Dämonen schuf, die frei von allem Materiellen ein unsichtbares Leben führten. Der Seelenglaube drängte sich auf, die

Überzeugung von einem persönlichen Leben jenseits des Todes. Dem Feinde blieb damit die Macht, auch nach dem Tode noch zu schaden, auch seine Seele mußte beschworen werden.

Als das Wesentliche im Beschwörungsglauben wird in der Regel das Düstere hervorgehoben, und die Angst vor dem Düsteren und Dunklen als die gestaltende Macht der ganzen Dämonenwelt. Nur eine Menschheit, die das Fürchten lernte, hätte so die Welt anschauen können. Und was gab ihr diese Angst und lehrte sie fürchten? Das Grauen vor dem Tode heißt es, das zunächst ein Grauen vor den Toten war. Im Traume zeigten sich die Abgeschiedenen wieder, und die Angst vor diesem Unerklärlichen hat ihr Gegenbild in der Dämonenwelt.

Eine solche Deutung konnten nur Spezialisten geben, sie wird unmöglich, sobald wir sie einordnen wollen in eine wirklich universelle Kulturgeschichte. Der Seelenglaube, der hier an den Anfang gestellt wird, kann nur der Schluß gewesen sein. In ihm verflüchten sich bereits die Dämonen, sie werden zu jenen unwirklichen Mächten, die man nicht mehr beschwören kann, sondern zu denen man beten muß. Die Zeugnisse der Totenverehrung treten später auf, und ehe die Menschen wirklich die Todesfurcht verstehen lernten, mußten sie durch die Schrecken des Beschwörungsglaubens mürbe geworden sein. Endlich: vom reinen, noch nicht transcendental gewordenen Beschwörungsglauben laufen tausend Fäden zurück zur ersten Weltanschauung des Zaubers, während ein verfeinerter Seelenkult völlig übergangslos und unerklärlich einsetzen würde.

Woher also das Dunkel der Dämonenwelt?

Wenn der Satz, „die Welt ein Spiegel, in dem ein jeder sein eigenes Bild erblickt," auf den Einzelnen paßt, so paßt er auch auf ganze Völker und ihre Weltansicht. Vom Dämonenglauben geht etwas düster Verwirrendes aus. Das ist noch eine

allgemeine und ungreifbare Beobachtung. Aber vom Dämonenglauben geht auch die Empfindung eines bedrückenden Bengtseins aus, die Vorstellung eines wirbelnden Gedränges: und das sollte uns zu denken geben. Monotheistische Religionen sind das Spiegelbild stark zentralisierter, monarchischer Staaten (einerlei, wie man den Monarchen nennt), lockere Gemeindekonglomerate dulden gar viele Götter nebeneinander. Wenn wir nun im Dämonenglauben ein solches Gedränge sehen, so ist eines gewiß: mindestens können am Ort der Entstehung des Dämonenglaubens die Menschen nicht so weit voneinander getrennt gewesen sein, wie in den alten Jägertagen. In mittelalterlichen Kunstwerken sehen wir die Gestalten oft zu Massen zusammengepfercht, die den Rahmen zu sprengen drohen; und wir wissen, hier haben wir das Gegenbild jener volksdichten und dick ummauerten Städte, die das Leben weiter Landstrecken in sich aufsaugten. Was uns an Zeugnissen aus der Beschwörungszeit blieb, macht einen nicht minder gedrängten Eindruck: so gut wie dort müssen wir auch hier an ein Spiegelbild glauben und zu erklären suchen, was die Menschen so eng zusammenscharte. ☙

☙ Dem Naturgelehrten scheint die Erklärung auf den ersten Blick nicht schwierig. Zwei Wiedervereisungen wurden bisher nachgewiesen, beide müssen in der Kulturgeschichte Spuren zurückgelassen haben. Die Wirkungen der ersten Wiedervereisung lernten wir kennen. Suchen wir im Gang der Kulturentwicklung, an welcher Stelle darnach die Gegensätze so hart beieinander stehen, daß man an die fördernde Macht jener kosmischen Erscheinung glauben kann, so könnten wir sehr wohl auf diese Stelle allgemeinen Bedrängtseins weisen, aus dem der Dämonenglauben in seiner ganzen Wirkungsfähigkeit hervorgegangen ist. ☙

☙ Aber dagegen stehen doch manche Bedenken. Zunächst: rückten

wirklich die Gegensätze damals so dicht aneinander, oder tun sie das nur für unsere Vorstellung, der die ausführenden Zwischen glieder unsichtbar bleiben? Sind ferner in einer arktischen Zeit solche Massensiedelungen von Menschen überhaupt möglich? Vor allen Dingen: ist in der ganzen Dämonenkultur auch nur ein einziger spezifisch nordisch-germanischer Zug zu entdecken?

Können wir der ersten Frage eine genaue Antwort nicht geben, so sind die zweite und dritte um so bestimmter zu ver-neinen. Und gerade das Unnordische einer solchen düsteren Welt- und Lebensauffassung führt uns auf die richtige Erklärung.

Zum erstenmale sehen wir hier die Kultur unter anderen als den uns bisher bekannten Spannungsverhältnissen arbeiten. Bis jetzt erkannten wir noch immer die Aufspeicherung der nötigen Kraftcentren herbeigeführt durch eine örtliche Zusammendräng-ung, einen Seitenschub gleichsam; im Wesen, wenn auch nicht in der Form der Zentralisation unserer Städte ähnlich. Außer einem Druck von der Seite kann aber auch ein solcher von oben nach unten tätig sein. Wir können ihn gerade in den wichtigsten kulturhistorischen Sedimenten nachweisen, und wenn er es hier zu ähnlichen Bildungen brachte wie in unserem Fall, sollen wir dann nicht auch die nämlichen Ursachen voraussetzen?

Völkerwanderungen bringen die durch die Zonenbildung ent-wickelteren, tüchtigeren Menschen nach dem Süden. Wie eine Schicht breitet das neue Volk sich dort über das alte. Die ersten Schichtbildungen haben wir uns so zu denken, daß das hernieder-kommende Volk rest- und spurlos das untenwohnende aufsaugt. Das änderte sich, als die Haustier- und Sklavenzucht entdeckt war. Auch die untere Schicht blieb nun erhalten, sie legierte sich mit der oberen, und diese Legierung leitet ein chemischer Prozeß leb-haftester Art ein, der sich hier in der Form einer Revolution oder eines Sklavenaufstandes, dort als Religion kundgibt.

Achten wir auf den Niederschlag der Weltanschauung, so beobachten wir, daß in jedem einzelnen dieser Fälle eine schwerere, schwärzere Auffassung der Dinge Herr wird der ursprünglich sonnig helleren. Die düstere Glut der Gedankenwelt der Unterworfenen schlägt wie qualmende Flammen empor und umzieht den Himmel auch für die Herrenrasse. Das dritte, das aus den Flammen hervorgeht, ist reiner und edler als die beiden Elemente, die es zeugten. Aber dieser verzweifelte Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman muß ihm voraufgegangen sein.

Ein ewiger Kampf, der in jedem einzelnen Kultursediment seine Spuren hinterließ: im Beschwörungsglauben sehen wir ihn zum erstenmale ausgefochten. Es ist kein Zweifel, wenn wir auf die Einzelheiten achten. Die Priesterkaste, die sich herausbildete, ist nicht nordischen Charakters. Sie ist die Vorform jener anderen Priesterkasten, die später stärkere Völkerschaften meistern sollten.

So oft philosophische Blicke das Wandelpanorama abstreiften, das die Erde in der Zeit der Menschen vorübergleiten ließ, haben sie noch immer durch eine unbedingte Bejahung oder unbedingte Verneinung Partei genommen für die obere oder untere Rasse. Aber war das wirklich philosophisch? Heißt das nicht den Sinn verlieren für das Dritte, Höhere, das sich aus jenen beiden herausgestaltet? Die klare Frage ist schon Antwort. Eine nähere Ausführung können wir uns hier ersparen, aus späteren Epochen, die ein helleres Licht ausstrahlen, werden wir diese Dinge noch genauer kennen lernen.

5. Kulturwerke aus der Beschwörungszeit

Ernst Krause spricht einmal von geschichtlichen Leitfossilien, die dem Geschichtsforscher für die chronologischen und damit die

kulturpsychologische Deutung ebenso wichtig sind, wie dem Paläontologen die Leitmuscheln (jene Versteinerungen, die nur in ganz bestimmten Schichten vorkommen). Ein solches geschichtliches Leitfossil ist z. B. das Kreuz des Christentums. Wo immer das Kreuz als Wahrzeichen errichtet wird und mit seiner Symbolik die sichtbaren Überlieferungen beherrscht, da ist das Christentum in irgend einer Form verkündet worden, der Kulturhistoriker künftiger Zeiten kann nicht zweifeln, welche Epoche menschlich-tellurischer Entwicklung hier zu ihm spricht. Ähnliche Leitfossilien sind die Symbole für die Sonne und die Sonnenfeinde, aus einer tieferen geschichtlichen Formation als der des Kreuzes, ein untrügliches Zeichen für die Weltanschauung, auf der das Denken des Menschen eingestellt war. Als solche Leitfossilien können wir auch die uralten ornamentalen Jägerzeichnungen ansehen, die so plötzlich und spurlos verschwinden. Verdrängt von einer Zeit, in der die Menschen jene naturalistische Zeichenkunst verlernten und sich mit um so größerem Eifer in der bis dahin vernachlässigten Ornamentik übten. Es ist die Epoche des Beschwörungsglaubens.

Wenn wir aus dieser Epoche ein geschichtliches Leitfossil erwarten können, so kann es nur einem bestimmten Dämonen gelten: dem des Feuers. Denn das Feuer allein gab ja den Menschen damals eine festere soziale Gliederung, und wenn wirklich der Jenseitsglaube den diesseitigen Zustand reflektiert, so muß im Gewimmel der Dämonen dem oder denen des Feuers ein höherer Rang zukommen. Und wirklich deuten die einzigen mit Sicherheit zu bestimmenden Symbole auf das Feuer. Es sind dies das Radkreuz, ein Rad mit vier Speichen, und das (allerdings wesentlich jüngere) Hackenkreuz, ein Kreuz mit vier gleichen Armen, von deren Ende je ein Widerhacken ausläuft.

Rad- und Hackenkreuz halten beide im Bilde die kreiselnde

Bewegung eines feuerbereitenden Menschen fest. Ein Rest des alten Bildzauberglaubens also ist noch ersichtlich. Aber wie stark umgewandelt! Kein Bild der Flamme oder des flammenbereitenden Menschen. Alle Aufmerksamkeit ist auf einen Punkt gerichtet, und auch hier ist die naturalistische Wiederholung verschmäht: das Naturbild ist symbolisches Ornament geworden.

Die Ornamentkunst erstickt fortan die Fähigkeit des naturalistischen Zeichnens, dessen außerkünstlerischer Charakter sich auch darin kundgibt. Wieder ist aufmerksam zu machen auf Übereinstimmungen mit lebenden Naturvölkern. Bei ihnen sind gleichfalls der Besitz einer Ornamentkunst und die Zeichengabe einander ausschließende Eigenschaften. Das Wichtigste aber ist die Beobachtung, daß in Ägypten später und ferner beim Christentum ein ähnlicher Umschwung von naturalistischer zu stilisierter Kunst das religiöse und priesterliche Element stärker hervortreten läßt. Das Wichtigste, weil es über die Entstehung der ganzen Beschwörungszeit Andeutungen gibt, nach denen wir recht haben mit unseren Ausführungen. Als Gegenbeispiel wäre auch noch hinzuweisen auf den Übergang von der Gotik mit ihrer priesterlich-ornamentalen Art zur jungen diesseitigen Renaissance.

Wollen wir uns den Übergang vom Realismus des Bildzaubers zur Ornamentik des Beschwörungsglaubens verdeutlichen, so finden wir Zwischenglieder am ehesten in der Sphäre des Fetischdienstes, den wir ja an lebenden Naturvölkern in allen Einzelheiten beobachten können. Die Masken der Medizinmänner mit ihren Nachbildungen bestimmter Krankheitssymptome — die Medizinmänner sind Homöopathen strengster Überzeugung — zeigen dieselbe scharfe Konzentrierung, die schließlich das Wirklichkeitsbild zum bloßen Symbol umwandelt. Das ist das Gewaltige dieser Epoche, daß man in ihr den Blick auf das Wesentliche richten lernte, daß man seine Gedanken unterordnen

konnte, und aus dieser Fähigkeit heraus wurde das für uns wichtigste Werk gestaltet: die Artikulation der Sprache.

Die artikulierte Sprache verhält sich zur rein onomatopoietischen genau wie das Ornament zur Jägerzeichnung. Für die phonetische Ornamentik ist so gut wie für die bildliche eine Erklärung zu geben. Bloße Nützlichkeitsgründe können das nicht gewesen sein, die den Menschen vom Laut zum Buchstabenwort leiteten. Dieselbe scharfe Konzentrierung war nötig, die sich im verfeinerten Fetischismus zeigt. Eine bloße Verständigung wäre immer mit einer bloßen Lautsprache ausgekommen, ja auch heute noch (Maeterlinck ist nicht zu widerlegen) wird jede letzte Verständigung nicht durch die artikulierten Worte vermittelt, sondern durch den elementaren Klang, durch Ton und Laut. Fassen wir das ganze Problem scharf kulturhistorisch ins Auge, so finden wir auch hier den Gegensatz von Zauber- und Beschwörungsglauben. Das artikulierte, aus Buchstaben zusammengesetzte Wort ist antinaturalistisch. Aber im Artikulieren, im Verweilen auf einem summenden oder tönenden Buchstaben findet der beschwörende Schamane dieselbe Waffe wie im bildlichen Symbol. Genaueres zu sagen ist leider unmöglich, einstweilen mindestens nicht. Die etymologischen Untersuchungen haben oft bedenkliche Ähnlichkeit mit astrologischen, und hier würde die Etymologie vollends Phantastik werden. Ist es erlaubt, aus der Verbreitung der artikulierten Sprachen einen Rückschluß zu ziehen, so hat sich auch hier der Dämonenglaube ein erstes Instrument erschaffen und die Hellhörigkeit erst machte den Blick gleichgültig gegen die genaue Wiedergabe und wandelte die Zeichnung um zum Zeichen.

Die dritte große Kulturtat des Beschwörungsglaubens ist die Erschaffung einer Priesterkaste. Das verwickelte System der Beschwörungstechnik verlangte freie und unabhängige Kräfte.

Der gesellschaftliche Organismus mußte einen besonderen Stand ausscheiden, der die zum Schamanenkult fähige Mannschaft zu züchten hatte. Friedrich Nietzsche als erster hat es erkannt, daß die Priesterkaste eine Rassenauslese ist, und zwar daß sie den Extrakt der unterworfenen Rasse darstellt, wie die Kriegerkaste den der herrschenden. Parteiisch und unpsychologisch ist Nietzsche nur in der Bewertung der Priesterkaste. Jeder Stand faßt wie ein weitspannender, überwölbender Bogen hundert Einzelheiten des Gesellschaftsbaus zusammen. Die Priesterkaste vollends stellt die Einheit her zwischen den beiden schärfsten Gegensätzen des Volkes. Was die Priestergilde in kleinen Gemeinden gab, das war ein erster Entwurf zur Weltreligion des Christentums. Es ist nur folgerichtig, daß ein Gegner jeder Priestergilde auch ein lästernder Antichrist wird. Und doch ist daran nicht zu deuteln, daß das Christentum, nach dem wir unsere Geschichte gliedern, in voller Reinheit erst herausgestaltet werden muß, ehe der Planet die Menschheit hat, die ihm not tut.

Noch müssen wir uns versagen, die ältesten Priesterkasten ihrem Wesen nach genauer zu umgrenzen. Die Medizinmänner und Zauberer lebender Naturvölker sind ganz und gar nicht tauglich zum Modell. Zu ihren Ahnen mögen sie sich verhalten wie die Theologen zu den Jüngern oder die malenden Worte heutiger Dichter zu den Zauberrufen der Steinzeitjäger. Auch von der Bildung der Priesterkaste fehlt uns die Kunde. Die vom Gährungsprozeß der Herde entwickelten Gedanken fanden in den ältesten Priestern geeignete Organe der Mitteilung, Ansatzpunkte, von denen aus sie wirken konnten. Mehr können wir nicht sagen. Aber es genügt vielleicht zur Widerlegung der vom Vorurteil diktierten Entstehungsgeschichte, die man heute geneigt ist zur Verdächtigung des Priestertums auszubilden.

6. Der Zug von Norden

Nach Norden, von Norden — auf und nieder fluten die Massen im nimmermüden Völkerkreislauf. Und diese Wucherungen von Menschen, die immer mehr Platz einnehmen im Artenpanorama, immer mehr von der tierisch organisierten Planetenkraft hinüberleiten in das krause Geflecht, mit dem sie die Erdenkugel überspannen, diese Wucherungen von Menschen bedecken nun auch immer breitere Landesstrecken und geben ihnen ein anderes Gesicht. Ein neuer Stern geht auf am Himmel.

Das ist das erste klare Ergebnis nach der durchgeführten Zonengliederung des Menschensterns. Die Bewegung der Völker ist nicht so leicht und flüssig mehr, ihre Ströme ergießen sich zäher und bleiben leichter haften. Aus den schweifenden Jägergruppen werden Nomadenschwärme, aus den luftigen Nomadenzelten stämmige Pfahlbauten, in denen Vieh gezüchtet wird und der Mensch das Bauernhandwerk lernt. Vom Jäger zum Nomaden zum Bauern: das zeigt uns in drei großen Bildern die ersten starken Wandlungen des Menschengeschlechts: den Menschen, der als schweifendes Raubtier nur eine Art ist unter Arten; den Menschen, der das ganze Artenbild bereits geändert hat; und den Menschen, mit dem nun auch das Land, der Planet sich ändert. Das Jagdleben verlangt mehr Raum als die Viehzucht, die Viehzucht mehr als der Ackerbau: so geben die drei Typen uns auch eine Vorstellung der allmählichen Verdichtung der Menschheit.

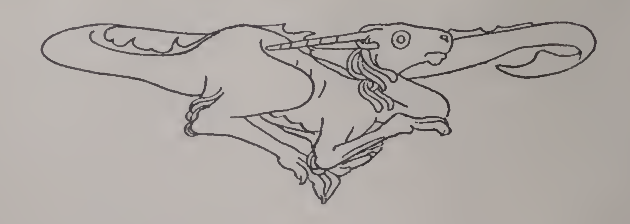
Wenn auf der Sonne die äquatorwärts ziehenden Sonnenflecken größer und schwärzer werden, oder die rätselhaften Wolken des Jupiterplaneten sich düsterer ballen, dann ist es für eine materialistische Geschichtsauffassung offenbar, daß solche

Gebilde nur aus der gewaltsam formenden Hand der Weltallkälte hervorgehen konnten. Für die Beobachtung von einem fremden Sterne aus würden alle Veränderungen der Erde in der Zeit jener ältesten Menschen sich in ähnlichen Bildern zeigen. Die kleinen schwarzen Punkte der ersten Völkerschwärme werden zu breiten Flecken, zu Wolkengebilden. Sind die Punkte zu Flecken und zu Wolken geworden durch die Kälte des Weltalls? Und wenn ihre Bildung so sehr einfach nicht gewesen ist: ist die materialistische Erklärung der Sternenbildung dann nicht doch ein wenig dürr und dürftig? Die Frage gehört nicht streng zur Sache, aber es schadet nichts, sich ab und zu durch einen Rückblick das Auge wieder zu erfrischen.

So dürftig die Spuren der „jüngeren Steinzeit" für den exakten Historiker noch sind, haben wir doch einige Andeutungen auch über die Richtung jener Züge vom Norden. In den Überresten der Wohnbauten nämlich. Drei Gruppen von Anlagen lassen sich sondern und chronologisch ordnen. Die älteste sind die sogenannten Kjökkenmöddinger oder Küchenabfallhaufen, die zweite die Pfahlbauten, die dritte die Wallanlagen. In den Abfallhaufen finden sich Aschenmengen mit Tierknochen und Muscheln, Gefäße und Werkzeuge in der charakteristischen Glättung der Epoche. Wichtig ist bei ihnen wie bei den Pfahlbauten und Wallburgen vor allem die Lage. Am Anfang zeigt sich ausschließlich Küsten-, dann bereits Ufer- und schließlich auch eine Landkultur. Das ist derselbe Weg der Verbreitung, den das Organische überhaupt einschlug. Von den Meeresküsten ging die Besiedelung des Landes durch die ältesten Landtiere aus, von Brackgewässern zog es sich flußaufwärts und dann ans Ufer, von Küste und Ufer gemeinsam endlich ins Land. Die Pflanzen wählten denselben Weg, säumten erst Küsten und Ufer mit ihrem Grün, ehe sie auswuchsen zu großen Innenwäldern.

Zum drittenmal also wird diese Straße gewählt, diesmal vom Menschen.

Fragen wir endlich nach den Wirkungen der Züge von Norden, die den Stern des Menschen aus dem Gröbsten herausarbeiteten. Wie eine ätzende Flüssigkeit erst ergießen die Ströme sich über das Land. Die Wälder verschwinden, das Land wird kahl. Dann aber kommt der Strom zum Stillstand, und nun erkennen wir, es war keine Säure, es war eine Lösung, aus der die verschiedensten kristallinischen Formen sich herausheben. Die Stämme der niedergemähten Wälder fügen sich in den Lichtungen zu Hütten, Hütte schließt sich an Hütte wie ein Kristallkern an den andern. Und weiter kristallisiert die Volkskraft. Aus Weilern werden Dörfer, die mit ihren Wegfortsätzen aneinanderwachsen und weitere Fortsätze ins freie Land ausstrecken. Dann wieder ergießt es sich von Norden über die Fluren. Ein neuer Strom. Und wieder wird die Vernichtung schöpferisch. Der Strom war mächtiger, lagerte sich breiter hin: in gewaltigeren Siedelungen kristallisiert er endlich, mit stärkeren Wällen umgibt er sich, daß an ihrer Kraft die Gewalt abermals niederrauschender Völkerströme vorüberspüle. Ein kühnes Wagen, an dem Jahrhunderte vergingen. Aber auch das gelang dann endlich, und die Zeit brach an, in der der Stern des Menschen langsam verkrustete.





III. Beginnende Verkrustung

1. Irrblöcke der Rassenwanderungen

Die Irrblöcke, die vom hohen Norden her so weit nach Deutschland hinein verfrachtet wurden, geben uns heute noch genaue Andeutungen davon, wie weit die Eiszeit ihre Gletscher streckte. Die Grenzmarken sind uns gegeben, und in ähnlichen Steinsetzungen — sie wurden geschildert — ist uns sogar ein verläßlicher Bericht geliefert über die einzelnen Etappen des Gletscherrückzugs.

Nicht minder wichtig als der Gletscherrückzug ist für den Menschenstern das Vordringen der im Norden gebildeten germanoiden Menschenmassen gewesen, die beginnende Rassenwanderung vom Norden. Die Zeit solcher Rassenwanderungen liegt jenseits aller menschlichen Erinnerung. Eine klare Bildschrift gab es noch nicht. Die Sage fing wohl schon im Wiederschein das Denken und Geschehen auf, aber eine Sage, die nicht Schrift wird, verliert ihre feste Gestalt, sie verwittert zur Unkenntlichkeit. Traumhaft verworren ist alles, was wir so erfahren. Und doch hat auch die Rassenwanderung uns ihre Geschichte überliefert so gut wie die Eiszeit. Und zwar hat sie sich desselben Mittels bedient: der Steinsetzung. Steinsetzungen verschiedenster Gestalt, von Menschen geschaffen, die uns Auskunft geben über die Richtung der großen Menschenströme, über die Etappen ihres Vormarsches, und namentlich: über die Art, wie man die Welt ansah. Die Megalithen (Großsteine), wie diese Steinsetzungen

heißen, wurden nicht weggeschwemmt von den Kulturströmen, die sie viele Jahrtausende lang umstrandeten, und sie haben erst recht dem Hypothesengeplätscher der Sprachforscher Stand gehalten, denen sie ein so unbequemer Einwand gegen ihre Theorie vom Zug nach Westen waren.

Sehen wir in friedlicher Landschaft einen erratischen Gigantenblock, so staunen wir wie über etwas Unfaßbares: welche Gletscher müssen das gewesen sein, die solche Felsstücke trugen! Welche grausig erhabene Firnlandschaft, die solche Gletscher entsenden konnte! Mit demselben Staunen bleiben wir vor den Megalithenkolossen stehen: welche Völker, die das bauten! Welche Weltanschauung, die solche Ströme von Kraft aussandte!

Wir wollen zunächst die hauptsächlichen megalithischen Typen nebeneinanderstellen. Am wenigsten bearbeitet zeigt sich die Gruppe der Baldersteine. In die Oberfläche eines Irrblocks oder auch eines lebenden Felsens wurde eine kleine näpfchenförmige Vertiefung eingemeißelt, ähnlich wie bei unseren Taufsteinen. Man deutet die Schalensteine als Opferpflöcke und glaubt, die Mulden hätten das Blut der geschlachteten Opfer aufgefangen. Irgend ein Brauch, der sich solcher Steine bediente, hat sich bis heute nicht erhalten. Vielleicht aber lassen sich aus den volkstümlichen Benennungen einige Schlüsse ziehen. Die Bezeichnung Balder- und Druidensteine würde dann auf die eigentlich klassische Zeit der Schalensteine hinweisen. Das Christentum verleumdete sie als gefährliche „Hexenkessel", während das Volk sie sich immer noch als geheimnisvolle „Elfensteine" deutet. Die registrierende Wissenschaft hat sie Näpfchensteine genannt.

Klarer als die Baldersteine redet dem, der sich auf die stumme Sprache der Steine versteht, die zweite Gruppe, die der Menhirs. Ein keltisches Wort, verdeutscht Langsteine (men = Stein, hir = lang; auch die Bezeichnung Hirmen findet sich).

Schlanke, säulenartig zugehauene Felsstücke ragen wie Obelisken senkrecht aus der Ebene empor. Die Arbeit des Steinhauers ist nicht immer sorgfältig, aber die Kunst jener primitiven Zeiten, solche Riesensäulen aufzurichten, bannt jede Gleichgültigkeit. Der Menhir von Lockmariake ragt 19 Meter hoch empor. Ein solches Werk konnte schon das Merkzeichen einer Gemeinde sein, so gut wie ein Turm, und um solch ein Merkzeichen konnte die Begeisterung sich scharen wie nur je um eine Fahne.

Schalensteine und Menhirs mögen die Kristallisationsmittelpunkte gewesen sein, um die hier sich jene ganze gestaltenreiche Gruppe von Steinsetzungen bildete, die der Sammelname Cromlechs nennt, Krummsteine. Die einfachste Form zeigt einen geräumigen Kreis, von Steinen gefaßt, der Mittelpunkt betont von einem wuchtigen Felsblock oder eine menhirartigen Säule. Statt des einen Kreises können mehrere ineinander gefügt sein, oder eine Spirale führt zum Mittelpunkt. Bei den Trojaburgen, die wir uns noch näher ansehen wollen, wird aus den Spiralen oft ein ganzes Labyrinth scheinbar launisch durcheinanderlaufender und doch planvoll erdachter Gänge. Die Cromlechs haben eine große kunsthistorische Entwicklung durchgemacht, und aus der stolzesten Zeit dieser Entwicklung stammt das mächtigste uns noch einigermaßen erhaltene rein megalithische Denkmal: Stonehenge auf der Ebene von Salisbury.

Das erste Monumentalwerk menschlicher Baukunst. Im äußeren Umkreis reihen sich dreißig Pfeiler von je viereinhalb Meter Höhe aneiander, verbunden durch überlagernde Steinbalken. Einen zweiten Kreis innerhalb dieses Ringes bilden kleinere Menhirs (von ein bis zwei Meter Höhe). Innerhalb dieses Kreises dann ein Oval von fünf Trilithen (Dreisteinen, je zwei Pfeiler torähnlich verbunden durch einen auflagerden Deck-

stein), die noch den äußeren Kreis überragten; die erhaltenen Reste messen 4,8—6,6 Meter. Die Trilithen endlich umschließen einen Kreis von kegelförmigen Menhirs, der eine flach auf der Erde liegende Platte umfriedet. Der letzte Kreis, Blöcke von blauem Nephritgestein, wird mit einiger Wahrscheinlichkeit als der älteste Teil des wie ein Dom langsam gewachsenen Heiligtums gedeutet. Die ganze mächtige Anlage schloß ein breiter Wassergraben nach außen hin ab. Nilsson schildert den Eindruck des Werkes: „Je näher man kommt, desto höher scheinen die dunklen Steinmassen sich emporzurecken. Keine Beschreibung vermöchte den Eindruck wiederzugeben, den diese kolossalen Steinmassen machen. Man weiß und sieht, daß man ein Werk von Menschenhand vor sich hat, aber den Zusammenhang vermag man nicht zu fassen. Man fühlt nur, daß der kolossale Bau in unsere gegenwärtigen Verhältnisse nicht hineinpaßt, sondern von Geschlechtern herstammt, die längst vom Erdboden verschwunden sind." Dabei scheint Stonehenge längst nicht die größte Anlage ihrer Art gewesen zu sein. Der Ringwall des Heiligtums von Abury umschließt ein Gebiet von 28½ Morgen Landes. Von seiner Architektur blieb fast nichts erhalten, aber Aubrey, der das Werk vor zweihundert Jahren sah, versichert, es überrage Stonehenge nicht weniger „als ein Dom eine Dorfkirche."

Die letzte Gruppe, wohl die bekannteste, ist die der Tischsteine oder Dolmen (dol = Tisch). Die Bezeichnung ist nüchtern und im Bilde oberflächlich. Der Vergleich mit einer Tischplatte, die von einem oder mehreren Beinen getragen wird, würde einem naiven Beobachter bei der Wucht der verwendeten Felsblöcke schwerlich einfallen. Bei den einfachsten Dolmenformen, den Wagsteinen oder Bilithen, wird der Horizontalstein balanziert von nur einem tragenden Block. Balanziert in wörtlichem

Sinne, denn der Stein ist meist so aufgelagert, daß er in schwankendem Gleichgewicht bleibt und sich trotz seiner Schwere schon mit der Hand ins Schaukeln bringen läßt. Häufiger als die Wagsteine sind die Dreisteine (Trilithen), bei denen ein Blockpaar die Unterlage bildet. Schließlich wird aus dem „Tisch" eine Kammer, indem eine ganze Anzahl tragender Steine eng aneinandergefügt werden, über denen dann der getragene Stein ruht wie das Dach über einer Kammer. In dieser meist verhältnismäßig zierlichen Form sind die Dolmen Begräbnisstätten, und als Grabsetzungen liegen sie nicht immer frei zu Tage. Sie werden mit Erdreich überschüttet (Hünengräber), Hügel wölben sich über ihnen, und in der majestätischen Wölbung der Hügel zeigt sich wieder der monumentale Zug dieser ganzen Kultur. ♣

♣ Das Bild würde unvollständig sein, wollten wir die „Kyklopenmauern" vergessen, Maueranlagen, für die Quadern von solchem Umfang gewählt wurden, daß man auf jeden bindenden Mörtel verzichten konnte, da diese Riesensteine durch ihre eigene Schwere hielten. Die Kyklopenmauern der Pelasgerzeit sind allgemein bekannt. Wie die ganze pelasgische Kultur sind auch die pelasgischen Mauerwerke vom Norden vorgebildet und noch heute im Norden vielfach erhalten. ♣

♣ Fassen wir alles zusammen, so bekommen wir einen einheitlich stilistischen Eindruck, der wohl eine Deutung möglich macht. Die Sage eines Riesenvolkes, das alle diese Monumentalbauten fügte, ist nicht so kindlich, als man sie wissenschaftlich darstellt. Die in den Gräbern gefundenen Gerippe überragen an Gestalt nicht die Auslese unseres Volkes, aber was heute Auslese ist, war damals ein auserwähltes Riesengeschlecht. Dieses im Norden gebildete Riesengeschlecht, das in immer neuen Stämmen ausschwärmend den großen Zug nach Süden antrat, war in der Tat eine mächtigere und edlere Art. Wir können

den Megalithenstil sehr wohl als den Ausdruck ihrer Wesenheit hinnehmen. ✿

✿ Riesen aber waren diese Menschen nicht nur in ihrem Körperbau: auch ihr Denken war monumental. Wie sie das Völkergewimmel der kleinen Südmenschen beherrschen und das Kyklopengefüge der ersten Staaten bauen lernten, so wurden sie auch Herr jener ganzen unheimlichen wimmelnden Dämmerwelt. Eine große und starke Weltanschauung kam herauf: die Weltanschauung des Sonnenglaubens. ✿

2. Wie die Irrblöcke abgelagert wurden

✿ Auf Wasserwegen verbreiteten sich die ältesten Kulturen. Auch die Kultur des Riesenvolkes nahm einen solchen Weg, und zwar sind gerade die Megalithen das hervorragendste Beispiel vom langsamen Umsichgreifen einer ausgesprochenen Küsten- und Uferkultur. ✿

✿ Es hat viel Mühe gekostet, diese Tatsache zu erkennen, und vielleicht mehr Mühe noch, sie gegen die gelehrte Skepsis zu verteidigen. Zunächst wurde bestritten, daß man überhaupt von einer geschlossenen Rasse von Megalithenbauern sprechen könne. Nicht bestimmte Rassenideale sollten hier Form angesetzt haben, sondern die Anschauungen eines bestimmten Kulturstadiums, das jedes Volk einmal durchzumachen habe. Nachahmung oder Beeinflussung anzunehmen, sei überflüssig. Die Hypothese spricht an, aber sie will bewiesen werden, und das ist nicht geschehen. Dolmenähnliche Gebilde finden sich auch in anderen Ländern, doch sie zeigen andere Formen. Die große Ähnlichkeit der Megalithen, die in Europa, Afrika und Asien gefunden wurden, war doch nicht zu leugnen. Sie standen hier auch zu dicht, ein Verkehr zwischen den Stämmen, die sie errichteten,

war keinesfalls zu bestreiten, und der wollte seine Erklärung haben.

Die nächste Erklärung, zu der man sich verstand, war streng im Sinne des alten Geschichtsglaubens von einem großen Zug nach Westen. In „Innerasien" stand irgendwo die „Wiege des Menschengeschlechts": in Innerasien wurden irgendwo die ersten Modelle der Megalithen geliefert und dann durch Wanderungen nach Westen gebracht. Über den Kaukasus ging es nach Europa, an der Krim gabelte sich der mächtige, bis dahin einheitliche Strom, ein Weg führte über Land in die Ostseegebiete, der andere längs der Küste, über Afrika, Spanien, Frankreich nach England. In Norddeutschland liefen beide Ströme wieder zusammen, und in Skandinavien endlich fanden sich die letzten Ausläufer.

Philologen, ja eigentlich nur Etymologen haben die Mär vom Zug nach Westen aufgebracht. Sie hat noch nirgends vor einer exakten Nachprüfung gehalten, aber in wenigen Fällen konnte sie doch so gründlich widerlegt werden wie hier (mit Ausnahme des Falles vom Ursprung und der Verbreitung der Schrift vielleicht nirgends). Die Dolmen, um beim bedeutendsten Megalithentyp zu verweilen, zeigten sich in Skandinavien und Norddeutschland in ihrer einfachsten Form. Wo sie als Grabstätten benutzt wurden, sprachen die Beigaben ausschließlich von einer neolithischen Kultur. In der Gegend Mittelfrankreichs treten Bronzewaffen unter den Funden auf, und an der afrikanischen Küste gar Eisenwaffen. Die Einheitlichkeit der Megalithenkultur vorausgesetzt, konnte es da nur zwei Erklärungen geben: entweder war die Rasse, die für die Verbreitung dieser Kultur sorgte, langsam auf ihrer Wanderschaft entartet — und dann mußte der Mythus von einer Vollkommenheit am Anfang, die Übertragung des Paradiesesglaubens mit übernommen wer-

den — oder die Lehre von einer Fortbildung der Arten und Rassen durch Wanderungen bestand zu Recht, und dann war genau das Gegenteil der früheren Annahme die Wahrheit: von Skandinavien ging der Zug aus, und an der Küste entlang zog er sich südwärts.

Bei einem solchen Dilemma konnte es für die Wissenschaft nur eine Entscheidung geben: der Zug vom Norden mußte der rechte sein. Und an Bestätigungen dafür hat es inzwischen wahrlich nicht gefehlt.

Folgen wir dem Lauf des Wanderungsstromes, der die Megalithenideen so weit nach Süden tragen konnte. Die äußersten Quellenspuren führen uns nach Skandinavien, dem „Geburtsschoß der Nationen". Hier, im Ursprungslande, hat die Sitte der Steinsetzungen sich am längsten erhalten; Chroniken noch des 12. Jahrhunderts sprechen von Chromlechs, die zum Andenken an große Siege gesetzt wurden. Von Schweden-Norwegen aus hielt der Zug fürs erste scharf südliche Richtung und leitete über die dänischen Inseln an die norddeutsche Küste. In der Hauptsache bezeichnen die älteren Megalithen eine Küsten- und nicht eine Uferkultur. Wohl drang ein Strom elbaufwärts tiefer ins Land, und vielleicht damals schon, von Nebenflüssen geleitet bis in die Mark, aber die eigentliche Landbesiedelung geschah erst später durch rein germanische und nicht mehr bloß germanoide Völkerstämme. Die Megalithenrasse hielt sich an der Küste. An der französischen Küste teilte sichs dann zum erstenmal. Ein Nebenstrom zog sich nach England; die dichtesten Massen hielten sich an den Ländern des irischen Meeres und den Inseln Man und Anglesca, andere Stämme zogen sich an der schottischen Küste entlang bis zu den Orkney-Inseln; an der Themse bildete sich auch eine Uferkultur. Indessen ging es an der französischen Küste weiter. In der Bretagne und

Normandie schuf es große Reiche. Dann wieder südlich zur Pyrenäenhalbinsel, bis endlich das Mittelmeer erschlossen ist. Langsam zieht es sich hier weiter bis ans Nildelta und die hellenischen Küsten. Für den kindlichen Blick, der die Erde um die Sonne schweben sieht, mündet er dort ein in die Länder der alten Kultur; der Unterrichtete aber weiß, daß er nicht in bestehende Kulturen ausmündete, sondern daß er sich zu diesen Kulturen gestaut hat.

Es bleibt, ehe wir weitergehen können, die Frage nach der Art der germanoiden Rassenwanderung. War es ein einheitlicher Völkerstrom? Zogen die Enkel derselben Recken, die in der Bretagne z. B. Dolmen bauten, weiter nach der Westküste Frankreichs, nach Portugal und Afrika? Oder kam es so zur Bildung immer neuer Provinzen des alten germanoiden Weltreichs, daß der Norden immer wieder neue Schwärme entsandte? Mit einiger Wahrscheinlichkeit können wir nur behaupten, daß ein völliger, lange Generationen währender Stillstand nicht eingetreten ist, daß der Strom nie ganz versagte, daß er aber seine Frühlingszeiten und Herbstzeiten mit stärkerer und schwächerer Stromgewalt hatte. Verlassen wurden die einzelnen, einmal gebildeten Reiche nicht mehr. Dieselben Völker, die Dolmen errichteten und Cromlechtempel bauten, verstanden sich auch auf die Kunst, Kyklopenmauern zu fügen, und die Kyklopenmauern waren Deiche, die den großen Strom ablenken konnten. Mochten sie auch oft noch fortgespült werden, sie bildeten sich um so fester wieder, und die Gewalt des neuen Stromes machte sie dichter, statt sie zu sprengen. Die Verkrustung des Menschensterns griff langsam schon um sich.

Doch genug von der physischen und politischen Geographie des Megalithenreichs. Wir wollen nun endlich wissen, welche Weltanschauung in den Versteinerungen der Megalithen schlum-

mert, welche Arten unter diesen so mannigfachen Typen die älteren sind und wie eines aus dem anderen hervorging.

3. Vom Feuerkult zum Sonnenkult

In der Geisterwelt der Dämonen war die Herrschaft langsam dem großen Dämon des Feuers zugefallen. Er war der stärkste, mächtigste Geist, und alle andern mußten sich ihm fügen. Aber auch bei den Göttern sind die Dynastien nicht von Ewigkeit. Des Feuerdämonen Allmacht blieb unangetastet, solange die Menschen in Nomadenschwärmen ankerten, aber nicht landeten. Da war die Herdflamme noch das Lebenszentrum ihres Seins und Treibens. Anders, als sie seßhaft wurden, als der Menschenstern verkrustete. Wer den Acker bestellt, lernt einen Dämon kennen, der doch mächtiger ist, als der des Feuers: das ist der Sonnendämon. Er kann die Früchte reifen machen und die Saat verdorren, wie es seiner Macht beliebt. Auf diesen Dämon achten, das wurde der Priester Lebensaufgabe, und das trieb eine neue Weltanschauung hoch.

Im Himmel sind sie wie auf Erden eifersüchtig auf ihr Eigen. Nicht freiwillig trat der Feuerdämon seine Herrschaft an den Sonnendämon ab, die Entwicklung von der einen Weltanschauung zur andern kann sich nicht ohne Gegensätze oder Katastrophen abgespielt haben. Hier zuerst reden die alten Mythen eine klare Sprache, und von dramatischer Wucht ist alles, was sie vom Kampf der Sonnengottheit gegen die Feuermächte wissen. Die Gottheiten über der Feste scheiden sich von den Gottheiten unter der Feste. Ein Teil der aus dem Himmel gestürzten Feuertitanen wird unter die Erde gezwungen. Dort hocken sie, in Fesseln gedrückt, und sinnen Rache. Bisweilen glückt es ihnen, daß sie ihre Fesseln sprengen, und dann speien

die Vulkane Feuer und die Erde zittert. Andere können noch härter die Sonne bedrohen. Das sind die Wolkenriesen, die in Scharen über den Himmel stürmen, die Sonne zu verschlingen. Aber die Sonne wird ihrer Herr mit ihren Blitzpfeilen, und brüllend vor Schmerz unterliegen auch diese Titanen. Der schlimmste aber von allen ist der vom Winterriesen entsendete Drache, und mit ihm hat die Sonne immer wieder einen Kampf auf Tod und Leben zu bestehen. Der Drache packt sie und schleift sie in weitem Bogen näher und immer näher seiner Unterwelt. Und dann hat er sie endlich gefangen, und auf der Erde wird es Nacht. Aber der Gott des Frühlings naht endlich. Er sprengt die Winterburg, befreit die Sonnenjungfrau und führt sie wieder auf den Himmelsberg, daß es licht wird über den Menschen und die Saaten ihrer Felder reifen.

Nur im Norden kann ein Sagenkult gediehen sein, wie ihn die alten Sagen lehren. Der verheerende Sonnenbrand südlicher Länder konnte eine solche schrankenlose Verehrung auch bei seßhaften Völkern nicht sich entwickeln lassen, darüber ist man einig. Aber im Norden selbst ist die Zone näher zu bestimmen, wenn wir auf die Mythengruppe achten, die von den schlimmsten Sonnenfeinden spricht. Der Winterdrache, der die Sonne niederschleift, der sie schließlich gar in Stücke schneidet: das Schauspiel der nordischen Winternacht, der ewigen Sommersonne ist bis in Einzelheiten in diesen Sagen wiedergegeben. Hier gelingt die erste klare Scheidung zwischen einer himmlischen und einer höllischen Welt. Sind wir im stande, einigermaßen dem Bildungsprozeß dieser Weltanschauung zu folgen, so sehen wir leibhaftig einen jener kosmischen Vorgänge, die den Stern der Menschen umgewandelt haben.

Und wir sind dazu im stande. Krauses Untersuchung über die Trojaburgen hat uns über alles Wesentliche der vielleicht

wichtigsten Steinsetzung so genau unterrichtet, daß wir es wagen können, die Geschichte dieser Steinsetzung zu geben, und in ihrer Geschichte können wir das Werden der Sonnenverehrung, die Entwicklung des alten Dämonenglaubens zur Götterverehrung fast schrittweise verfolgen.

Die Trojaburgen wurden auf zweierlei Art gebildet. Entweder meißelte man sie wie eine Flachskulptur, ein kleines Bild einem großen Steinblock ein, oder man gab sie als wirkliche Steinsetzung. Auf einer ebenen Fläche wurden dann eine große Anzahl recht ansehnlicher Blöcke zu der gewünschten Zeichnung aneinandergereiht. Die Zeichnungen wechseln. Die übersichtlichsten sind einfache Spiralen oder konzentrische Kreise, auf einen mehr oder minder markierten Mittelpunkt hinweisend. Aber auch labyrinthisch verschlungene Zeichnungen treten auf, und gerade die best erhaltene Trojaburg, die Steinsetzung von Wisby auf Gotland, ist ein solches Labyrinth. Wer vom Ausgangspunkt zum Mittelstein schreitet, wird immer wieder auf Seitenpfade geleitet, und die wenigen Schritte, die der Radius mißt, werden im Labyrinth zu einer Strecke von etwa einem halben Kilometer.

An einigen Trojaburgen spielen sich noch heute Volksfeste ab, in alten Chroniken werden sie ausführlich behandelt, ebenso in zahlreichen Sagen, und aus allen diesen Symptomen geht klar das eine hervor: nur ein bewußter, unbedingter Sonnenkult konnte diese Gebilde schaffen und den Menschen bedeutend machen. Es fragte sich, welchen Sinn die Zeichen haben mochten. Da lag es nahe, bei den Spiralen und konzentrischen Kreisen an eine Nachbildung der Sonnenbahn zu denken, wie sie der Norden alljährlich beobachten konnte. Welche Bedeutung eine solche Nachbildung für einen noch mehr schamanistischen als priesterlichen Kult haben mußten, ist ohne weiteres klar. Das

Zentrum der Trojaburg, der Mittelstein, mußte also den höchsten, und der Ausgangspunkt den tiefsten Sonnenstand bezeichnen. Und das würde übereinstimmen mit der Deutung, die den Trojaburgen in ihrer letzten noch heute lebenden Form gegeben wird. Die germanische Jugend aller Länder kennt das Springspiel „Himmel und Hölle", bei dem die Gänge einer im Erdreich gezogenen Spirale durchsprungen werden müssen. Der periphere Austrittspunkt der Spirale heißt bei den Kindern die Hölle, der Mittelpunkt der Himmel. ✍

✍ So weit wäre alles klar. Aber außer in Spiralen und konzentrischen Kreisen wurde die Trojaburg auch als Labyrinth angelegt. Und diese Form, die verwickeltste von allen, die späteste, zeigt im Hin und Her ihrer Gänge gewiß nichts mehr von einer regelrechten Verjüngung. Wie aber sollte sie dann noch eine Nachbildung der Sonnenbahn darstellen können? ✍

✍ Das Rätsel löst sich, wenn wir auf die Orientierung der Labyrinthe achten. Nehmen wir die Trojaburg von Wisby (näheres darüber s. in meinem Aufsatz „Trojaburgen", Essaysammlung „Lichtungen", daselbst auch eine Abbildung). Labyrinthisch unregelmäßig sind, wenn wir genauer zusehen, nur die Gänge auf der Seite West-Süd-Ost, während die Wege West-Nord-Ost (2, 4, 6, 8, 10, 12) eine genaue regelrechte Verjüngung einhalten. Die Unterbrechung dieser Spirale durch die bald kürzeren, bald längeren Gänge der West-Süd-Ost-Seite könnte als müßige Spielerei gelten. Aber nur durch eine solche Anlage konnte der Trojaburg die Kreuzform eingefügt werden, die aus der Nord-West-Süd-Hälfte hervortritt. Und diese geniale Synthese von Trojaburg und Radkreuz umspannt in einem einheitlichen Bild die gesamte Entwicklungsgeschichte der Trojaburgen — die Entwicklungsgeschichte des Sonnenglaubens. ✍

✍ Der Feuerkult gab den Ausgangspunkt. Es war nur natür-

lich, daß Völker, die lange Generationen hindurch die Feuerdämonen als die Beherrscher des gesamten Geisterreiches verehrt hatten, den Sonnendämon ursprünglich nur als den stärksten aller Feuerdämonen ansahen. Das Radkreuz war das Symbol des Feuerdämonen, das Zaubermittel, mit dem er sich beschwören ließ: es wurde auch das Wahrzeichen für den großen Feuerdämon am Himmel. Dieselbe Synthese von Feuer- und Sonnenkultus, die sich hier zu Anfang kundgibt, klingt nach nicht nur in der Zeichnung der Trojalabyrinthe, sondern auch in unserem Sonnenwendfest, das wegen des dabei verwendeten Rades geradezu als Radfest bezeichnet werden konnte. In Krauses „Tuiskoland“ (Kapitel 41) mag man nachlesen, welche unauflösliche Vereinigung beider Kulte sich in ausgebildeten alten Kulturen bewahren konnten. Auf Megalithen sehen wir das Bild der Sonne als Radkreuz sehr häufig wiederkehren, aber es ist anzunehmen, daß das Zeichen hier nur noch den Wert einer Hieroglyphe hat (Tuiskoland S. 71).

Ob ein Heros, eine Art Buddah der Steinzeit, der nichts mehr von Kompromissen wissen wollte, den neuen Glauben so scharf in Gegensatz zum alten brachte, wie die Sagen es dann ausschmückten? Wir können es nicht sagen. Der Gegensatz bildete sich in jedem Fall heraus, der Sonnengott kam in den schlimmen Kampf mit den Dämonen, und ihm in diesem Kampfe beizustehen, war die Aufgabe seiner Diener auf Erden. Noch war ihre Gedankenwelt erfüllt von den alten Beschwörungsvorstellungen, und aus diesen Ideen heraus war es, daß sie die einfachen Spiralen der ältesten Trojaburgen aneinanderreihten und sie zu Beschwörungsstätten machten.

Wieder, wie so oft, hat der Aberglaube einen Abglanz des einstigen Glaubens bewahrt. Wir haben sichere Kunde, daß die Trojaburgen noch in späteren Zeiten benutzt wurden zum Ban-

nen oder Heraufbeschwören eines Sturmes. Und zwar wurden in jenem Fall die Gänge der Spirale nach dem Mittelpunkt, in diesem nach der Peripherie hin abgelaufen. Man hatte also die Vorstellung, daß man den Weg der Sonne, die in ihrer stärksten Zeit die engsten Windungen durchläuft, beschwören könne. Als eine Art Schraubenzieher benutzte man die ältesten Trojaburgen, mit dem man die Sonne nach eigenem Willen empor- und niederdrehen konnte. Das scheint uns heute sehr, sehr kindlich, und doch gehört dieses im Norden entstandene Weltbild in die Geschichte der Astronomie, ja es ist die erste Vorstellung eines Planetariums, und über das Mechanische dieses Schraubenzieher-Planetariums sollten die am wenigsten lächeln, denen der Kant-Laplacesche Planetenapparat eine so ernste und wichtige Sache ist. ⁂

⁂ Dann siechte der Beschwörungsglaube hin. Die Priester lernten das Beten zu den Mächten, die über ihrem Willen standen. Schärfere und immer schärfere Beobachtungen machten sie an ihren astronomischen Observatorien. Denn das wurden die Trojaburgen fortan. Sie lernten die Steinsetzungen orientieren, verlegten den Ausgang nach Westen, wo die Sonne des Abends verschwand, und schließlich gar nach Süden, wo der unheimliche Drache sie im Herbste in seine Höhle schleifte. Den Himmel lernte man abstecken auf diese Art, man beherrschte den Raum — und man beherrschte die Zeit. Der Unterschied der kürzeren und längeren Tage prägte sich ein, und am kürzesten und längsten Tag, den beiden Axen, um die das rollende Jahr sich drehte, kam es wie ein Rausch über alle, die dem Sonnenkult reif waren. ⁂

⁂ Wir können nicht angeben, mit welcher Gewalt sich die Volkskraft an die beiden Punkte dieser Festtage hindrängte. Aber bedenken wir, wie lebhaft die Sagen der beiden Sonnenfeste ge-

denken, wie für das Volksleben auch heute noch das Jahr um die beiden Tage des Mittsommers und Mittwinters sich bewegt, so möchten wir fast glauben: an solchen Tagen geschah es, daß die nordischen Völker ihre Schwärme aussandten. Die Menschen waren fester, seßhafter geworden. Es bedurfte stärkerer Antriebe, sie von der Scholle zu lösen, die kleinen Sonnenflecke der Menschen äquatorwärts zu bringen: in der gesteigerten Macht der höheren Weltanschauung fand sich die lösende Kraft.

4. Vom Schalenstein zum Baldersberg

Können wir bei den Trojaburgen die früheren Gebilde einigermaßen von den späteren unterscheiden, so möchten wir es auch bei den übrigen Werken der Megalithenzeit. Denn darüber wollen wir uns nicht täuschen, daß diese Werke zeitlich nicht so nahe bei einander stehen, als jetzt örtlich oder gar bildlich in unseren Kulturgeschichten. Wenn wir jetzt sagen „Megalithenkultur", so ist das zwar nicht ganz so summarisch mehr wie die Bezeichnung Steinzeitalter. Aber eine recht rohe Zusammenfassung bleibt es doch, etwas Undifferenziertes, etwa einem Begriffe Kirchenbau entsprechend, der Katakombenbetstätten und gotische Dome als die Werke ein und derselben Epoche nebeneinanderbrächte. Wir müssen versuchen auseinanderzupflanzen, die ungefähre Reihenfolge der Megalithen bestimmen. Und das ist vielleicht schon heute möglich.

Verlieren wir nicht den Richtgedanken, daß der Weg von der Feuer- zur Sonnenverehrung hinleitet, so werden wir nicht zaudern, den auch stilistisch primitivsten Kultstein an den Anfang zu stellen: den Schalen- oder Näpfchenstein. Die bezeichnende Vertiefung an der oberen Steinfläche fand verschiedene Erklärungen. Wurde dem Stein das Feuerbrett aufgelagert, aus dem

der Schamane den zündenden Funken herausquirlte, und ist jene kleine Vertiefung nur eine steinerne Beschwörungsformel, das Kreuzzeichen alter Schamanen? Oder wurde auf dem Schalenstein geopfert und sollte die Schale geweihtes Blut aufnehmen? Vergleichen wir mehrere solcher Steine, so werden wir bei den einen Block und Schale zu groß finden für die erste Deutung, bei den anderen aber beides zu klein für die zweite. Und das Endergebnis: beide Parteien haben recht. Nicht von Anfang an dachte man an eigentliche Baldersteine, an Opferstätten für den Feuergott, und als sie das endlich geworden waren, hatte man Generationen lang vergessen, daß dereinst an ähnlichen Steinen der mächtige, nun entthronte Feuerdämon beschworen wurde.

Daß um die Schalensteine her, wie behauptet wurde, die ersten Cromlechgebilde sich anlagerten, ist exakt nicht beweisbar, aber sehr wahrscheinlich. Jedenfalls waren alle irdischen Feuerdämonen dem großen Feuerdämon am Himmel bereits untertan, als man die ersten Cromlechs setzte. Im Grundriß haben die Cromlechs keine reiche Entwicklung durchgemacht, es sei denn die, daß immer weitere Kreise um das ursprünglich kleine Heiligtum gezogen wurden. So erklären sich Kolossalanlagen wie die zu Aubrey, die sonst bei einem freien Volke nicht entstehen konnten. Das Wesentlichste ist die Orientierung, auf die die Priesterbaumeister des Sonnenkults so scharf achteten. Sie fehlt bei keiner späteren Trojaburg, und auf den Kult in Stonehenge hat man aus der Orientierung Rückschlüsse ziehen können. „Thurnam, der zur Zeit der Sonnenwende einen Morgenspaziergang nach dem Denkmal gemacht, sah, vor dem Altarstein stehend, den strahlenden Ball über dem sogenannten, etwa drei Meter hohen astronomischen Stein aufgehen, welcher sich in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritt vor dem Hauptein-

gange erhebt. Man nimmt an, daß dort im Augenblick des Sonnenaufgangs ein feierliches Opfer gebracht worden sei, und es darf als hinlänglich beglaubigt angesehen werden, daß die Alten die Tage der Sonnenwende durch solche Anlagen fixierten. Auch das Heiligtum zu Aveburn ermangelte des astronomischen Steines nicht. Macrobius berichtet etwas Ähnliches von der Wintersonnenwendfeier der Ägypter und fügt hinzu, daß sich auf dem Berg Zilmissus in Thrakien ein dem Gotte Sabazius geweihter kreisrunder, oben offener Sonnentempel befunden habe, in dem mit großer Pracht Sonnenfeste begangen wurden" (Tuiskoland).

Das Sinnfälligste bei der Entwicklung der Cromlechs zeigt sich weniger im Grundriß, als in dem Zug zum Monumentalen, der aus einer Steinsetzung einen Tempel machen konnte. Es gibt aber noch eine andere Tendenz in dieser Baugeschichte, und sie enthüllt uns die Weltanschauung des Sonnenglaubens in ihrer strahlendsten Blüte.

Die Windungen der Trojaburg projizieren den Jahreslauf der Sonne, wie er sich im Norden beobachten läßt. Aber sie projizieren ihn ins Flächenhafte, Zweidimensionale. Eine wirklich plastische Nachbildung mußte bestrebt sein, nicht nur die engeren Umkreisungen der Sonne im Frühjahr, die weiteren im Herbst nachzubilden, sondern auch die höhere Lage der engen, die tiefere der weiten Kreise. Die Spirale der Trojaburg durfte nicht an ebener Erde bleiben: sie mußte zu einem Gipfel emporleiten, wie auch die befreite Sonne am Himmel einen Gipfel erklomm. Auch diese Himmelsburgen, diese Baldersberge wurden endlich gebaut. Sie krönen alle Megalithenkultur, und ihre Höhen bieten uns einen Ausblick weit über diese Kultur hinaus bis in historisch klar zu fixierende Epochen.

Auf der Höhe von Kegelbergen schüttete man sie am liebsten

auf, die „Wallburgen", deren Wände im Feuer verglast wurden, und weit ins Land hinaus mußten die Riesenfackeln leuchten, die an den beiden großen Tagen des Jahres hier entzündet wurden. Aber diese terrassenförmig abgestuften oder von einem spiral ansteigenden Pfad umwundenen Hügel sind die stolzesten Baldersberge nicht. Wahre Pyramiden, nordische Pyramiden in ungefügem Cyklopenstil wurden außerdem errichtet, Werke, die das Gestein des Landes weit und breit auffsogen. Von diesen erhabensten Gebilden hat sich in den alten Formen nichts mehr erhalten. Spätere Geschlechter benutzten sie als Steinbruch. Nur wenige Trümmer blieben noch, an Stellen, wo der Kulturstrom zu schwach war, die Bauten ganz wegzuschwemmen, oder wo die Steine auch sonst noch dicht genug lagen. In Irland (bei Dowth) z. B., und in Schweden (Bredahügel bei Kivik). Man muß die Geschichte dieser Ruinen kennen, wie tausende zweispänniger Wagen auch hier sich füllten, wie man die Steine für ganze Dörfer herausholte, und doch diese ungeheuerlichen Reste noch stehen blieben: dann begreift man, was der Bau eines solchen Balderberges bedeutete, welche kosmische Macht der Sonnenglaube war, in dessen Zeichen der Menschenstern anfing zu werden.

Es ist der Wissenschaft nicht leicht geworden, die wirkliche Bedeutung der Baldersberge, über die nach den Sagenüberlieferungen und noch lebenden Volksfesten ein Zweifel kaum möglich war, anzuerkennen. Die Wallburgen sollten Verteidigungsanlagen sein, der letzte Zufluchtsort eines belagerten Stammes. Militärisch gebildete Fachleute mußten umständlich nachweisen, daß diese Anlagen die unmöglichsten Festungswerke waren, und daß Gemeinden, die Cyklopenmauern bauen konnten, sich nie in solchen Wallburgen verteidigt hätten. Aber noch ein anderer Einwand wurde gemacht. Unter einer ganzen Reihe

solcher Baldershügel fanden sich Gräber. Wie war es denkbar, daß dieselben Hügel hier einem Toten- und dort einem Sonnenkult dienten? Es war denkbar nach derselben Logik, nach der die Schalensteine hier als Opfer- und dort als Beschwörungsstätten benutzt wurden. Auch die Baldersberge haben ihre Entwicklungsgeschichte. Nur führt sie nicht wie die der Schalensteine vom Dunkel zum Licht, sondern sie leitet uns abwärts in ein Inferno. ❧

5. Götterdämmerung

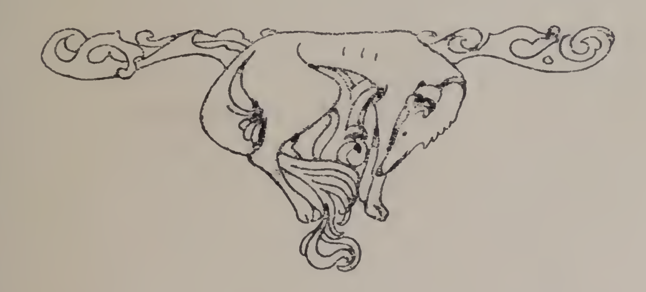
❧ Wo man unter abgetragenen Wallburgen ein Grab gefunden hat, da war im Grab ein dolmenähnliches Gebilde. Die Geschichte der Dolmen müssen wir kennen lernen, wollen wir wissen, was aus dem Sonnenglauben in fremden Ländern wurde. ❧

❧ Auch von dieser Geschichte sind nur erst weite und allgemeine Umrisse zu geben. Wichtig ist es zunächst, daß wir nach Montelius feststellen können: die Synthese von Dolmen und Hügeln ist jünger als die bloße Wallburg und der freistehende Dolmen. Wichtig, denn es klärt den alten Sonnenkult vom düsteren Unterweltsgedanken. Ferner sind unter den Dolmen die altertümlichsten die im eigentlichen Megalithenstil erbauten. Bei diesen Dolmen, für die man die wuchtigsten Felsblöcke nahm, fehlt noch jede Andeutung eines Grabcharakters. Es ist im Gegenteil sehr unwahrscheinlich, wenn nicht ausgeschlossen, daß sie jemals Gräber waren, während sie sehr wohl Altartische für besonders feierliche Opfer sein konnten. ❧

❧ Unter den jüngeren Dolmen, die sicher Gräber waren, finden wir die jüngsten am weitesten nach Süden zu. Charakteristisch ist für sie die immer feinere Bearbeitung der Steine, und für die Toten selbst die Beigabe immer reicheren Schmuckes. Diese

Dolmen sind es, über die man einen Tumulus wölbte. In bescheidener Größe erst, aber bestimmt, in fernen Kulturen sich zu Gebilden auszuwachsen, die alle nordischen Baldersteine überragten, bestimmt vor allem, die Sonnenburg umzuwandeln in eine Totenburg.

Führen wir uns diese wenigen, bestimmt erkennbaren Tatsachen zu Bewußtsein und ordnen sie ein in die Geschichte des Sonnenglaubens, so wird uns eines klar: hier beginnt Ahriman zu wühlen. Und wir wissen die Ursache. Die spätere Rassenschicht der Eroberer hat lange genug die frühere der Besiegten überlagert; jene große Verbindung, der Legierungsprozeß vollzieht sich und treibt seine Wirkungen. Welches die Wirkungen im einzelnen waren und wie sie sich folgten, darüber geben die Dolmen Europas uns freilich keine Auskunft. Aber auch über andere Länder noch ergossen sich die Fluten der Megalithenrasse, auch dort zog dem Sonnenglauben eine Götterdämmerung herauf, und soviel klarer und dauerhafter die Denkmale waren, die sie dort errichteten, soviel bestimmter sehen wir hier, wie das große Drama der Götterdämmerung sich abspielte.




Germanoide Wanderungen zur See
M. V.



I. Das ägyptische Sediment

1. Parammah

Die Pyramiden von Memphis. Auf einem Vorsprung der lybischen Wüste hat man die steinernen Riesenzelte aufgeschlagen, vor dem Hintergrund der Wüste. Als steile Terrasse hebt die Gebirgswand vom Niltal sich ab, und nur an einer Stelle sind Tal und Höhe ausgeglichen: ein breiter sacht steigender Damm führt hinauf; es ist der Weg, auf dem man einst die Steinmassen für jene Wunderwerke hinaufwälzte. Ungeheure Massen; die der größten Pyramide „würden hinreichen, ein Land von der Größe Frankreichs mit einer Mauer von einem Fuß Dicke und sechs Fuß Höhe zu umziehen." Und diese Berge von Steinen wuchsen in weiter Ferne, im Dschebel-Mokattan, den Kalksteinhängen im Osten. Der Nil mußte helfen sie fortzuschaffen, ja seinen ganzen Lauf hatte er ändern müssen, als das Menschengewimmel anfing zu bauen: es brauchte mehr Platz am Fuße seiner Pyramiden.

Ein wilder Strom ins Joch gespannt und als Lasttier geleitet, Berge losgesprengt und an fremder Stelle wieder hochgetürmt in neuer Form — die Zeit ist da, in der die Menschheit ein Ereignis wird für den Stern der Erde.

Wir blicken hinein in das Getriebe des ersten Staates. Wie aus einer anderen Welt herübergeschleudert scheint plötzlich dieser seltsame Organismus, diese Menschenmaschine. Die kundige Hand weniger Lenker bringt sie in Gang. Wo die Lenker es wollen, setzt sie

ihre Arbeit ein und schafft unablässig, bis ingreifbarer Körperlichkeit jene märchenseltsamen Gebilde dastehen. — — ☙

☙ Die Wanderzüge der Sonnenkämpfer hatten sich im „Delta" gestaut, einer jener fruchtbaren Ebenen, die das kreisende Wasser schuf. Die Zenitregen spülten aus den abessinischen Bergen rote Schlammengen los und führten sie zum Nil, der sie weiter meerwärts schwemmte; endlose Zeiten hindurch in Jahresfluten und Jahresebben. Die Ebben dörrten den Schlamm, die Fluten schichteten ihn höher. Und so fort in ewigem Auf und Ab, bis die starren Syenit- und Porphyrwände Nordafrikas eine fruchtbare Ebene verband und an der Küste das Delta sich ansetzte. ☙

☙ Dort, im Marschland, vom Meer durch Dünen getrennt, hauste, als die aus Nordland kamen, ein Volk, das in seltsamer Reinheit die Züge des typischen Südländers bewahrte. Ihr Unterhalt der Lotos und die Papyrusstaude, ihr Heim notdürftige Hütten, aus Ästen geflochten, mit Lehm verklebt. Für beides ohne Sorge. Fremde Mächte pflegten den Boden, der ihnen alljährlich neue Nahrung gab, und ihre Sonne ging über einen ewig klaren Himmel. Eine öde Ruhe überzog ihr Leben. Gleichgültig, wie sie die Geschenke ihres Landes hinnahmen, ließen sie dessen Schrecken über sich ergehen. Wenn die Glutwinde herüberkamen, wenn die Pest ihre Scharen durchwühlte, oder wenn nach der Überschwemmung der Geruch des faulenden Wassers Wolken von Ungeziefer hochsaugte — es war ihnen ein Schicksal, so unabwendbar, wie der Erntesegen selbstverständliches Geschenk. ☙

☙ Und nun über sie her das Volk der Sonnenkämpfer. Für das Volk im Delta mußte es wie ein Naturereignis sein, eine große Pest, gegen die man wehrlos war. Die Nordländer mochten nicht viel Arbeit haben, diese Mengen in ihren Dienst zu zwingen und mit ihnen Baldersberge zu türmen, höher als sie es je ge-

konnt: die Menschenmaschine gehorchte ihnen ohne Widerspruch. Das rauhere Klima, das ihnen stärkere Nahrung gebot, hatte sie zu Viehzüchtern gemacht. Sie verstanden sich nun auch auf die Menschenzucht, die Staatengründung. Es wurden ihnen Werke möglich wie der Bau der Cheops-(Chufu)-Pyramide, wo Armeen von je hunderttausend Mann sich vierteljährlich ablösten, und dreißig Jahre verstrichen, ehe der Bau fertig war.

Im hellen Mittagslicht gleichsam sehen wir hier einen Fall, wie die Erde sich einen neuen Typus schafft. Langsam hatte sie im Norden jene derberen Menschen gebildet, die zu ihrem Unterhalt die Fleischkost nicht entbehren konnten. In langen Zügen wälzt sie nun die Hirtenvölker nach Süden und wirft sie über die schwächlichen Fruchtesser dort. Mit der Verbindung aber, die dadurch entsteht, weiß sie sich eine neue Waffe zu bilden. Das Symbol der Herren auf ägyptischen Wandgemälden ist (außer der Peitsche) der Hirtenstab. Über die Sklaven sind uns Rechnungen erhalten. Wir erfahren, daß sie ernährt wurden hauptsächlich von Zwiebeln, Knoblauch und Rettig, Erdfrüchten also. Von welcher Bedeutung diese Nahrung ist für die Zucht einer verläßlichen Arbeiterklasse, dafür bietet die neueste Geschichte ein lehrreiches Beispiel. Als das Problem der Maschine noch nicht gelöst war, als man eine Anzahl Menschen zur Maschine zusammensetzen mußte, zu erfahren, wie man der Maschine die Arbeit des Menschen übertragen könne, bildete sich eine ganz ähnliche Kaste heraus: die Kartoffelesser der klassischen Manufakturperiode. Nur eine solche kraft- und saftlose Nahrung konnte jene vollkommen unpersönliche Art Mensch schaffen, die nötig war zu der peinlich genauen Arbeit, wie die Erde sie brauchte bei der Entstehung der modernen Maschinenindustrie. Und ähnlich zur Zeit des Pyramidenbaues.

Ein einziger Blick von den nordischen Baldersbergen hinüber

auf die Pyramiden zeigt den Fortschritt. Dort rohe, zufällig zusammengelesene Blöcke übereinandergeworfen, wie bloße Skizzen zu den ausgeführten Werken am Nil. Diese peinlich abgezirkelten Blöcke, ineinandergefügt zu kristallinischen Körpern, glatte Flächen, scharfe Kanten überall: das ist eine Arbeit, für die erst ein besonderer Typus Mensch zu züchten war. Daß aber die rollende Erde es ist, die ihn aufwarf, das zeigen die Felder um die Pyramiden her, die Dämme am Nil, die zerrissenen Gebirge. Nach planmäßigen Gesetzen vollzieht sich allmählich, was der Kreislauf der Wasser nur in unregelmäßiger Arbeit leistete. Das Ägypten vor dem Einbruch der Sonnenkämpfer verhält sich zum späteren wie der Baldersberg zur Pyramide. Alles scheint jetzt in festere Formen gegossen. Die Felder werden abgemessen, scharf wie Pyramidenblöcke, Dämme regeln die Überschwemmungen, man berechnet die Zeit dieser Überschwemmungen und teilt die Arbeit darnach ein. ☙

☙ Der Sonnendienst hält seinen Einzug in Ägypten. Die „Ureinwohner" im Delta und den oberen Ländern wußten nichts von diesem Kultus. Ihnen war die Sonne ein Dämon, der mit tötlichen Pfeilen gegen sie wütete. Nur den Winter, die milde Jahreszeit, konnten sie verehren. ☙

☙ Und jetzt diese Umkehrung. In Memphis, Herodot erzählt es, stellen sie die Bilder des Sommer- und des Wintergottes auf. Dem Sommergott bringen sie ihre Huldigung und höhnen den Wintergott. Der Mythus vom Osiris bildet sich, der vom bösen Typhon überfallen und zerstückt wird. Im Horus aber, seinem siegreichen Sohn, steht er wieder auf. Eine wunderbare Neugestaltung der verdämmernden und wieder aufglimmenden Nordlandsonne ist dieses alljährlich wiederkehrende Drama. Und wie die Kriegerkaste der vom Norden Gekommenen sich tiefer ins Land wagt und das Völkergewimmel am Nil einheitlich

überzieht, beherrscht dieser Sonnenmythus das ganze bunte Treiben der ägyptischen Religion.

Das ist der schönste Gedanke, der in die Pyramiden hineingebaut ist. Er spricht aus ihrem Aufriß, diesem Hinweis zur Höhe, aus der scharfen Richtung ihrer Seiten nach den vier Himmelsgegenden, aus dem kleinen Betraum, den man der Vorderseite angebaut hat, im Osten, wo die Sonne erwacht. Vor allem aus der Flügelsonne, die über dem Eingang dieses Betraumes ihre Schwingen breitet. Über den Pforten aller öffentlichen Gebäude hat man es angebracht, das Symbol der nordischen Einwanderer, zum ewigen Gedächtnis, daß, was im Lande geschieht, geschehe unter dem Zeichen der Wanderung zum Licht.

Aber noch ein anderer Gedanke spricht aus diesen Bauten. Wie der Gott des Lichtes in stetem Kampf liegt mit dem Gott der Finsternis, sind die Pyramiden nicht reine Denkmale der siegreichen Sonne. Diese kolossalen Steinmassen, aus denen ganze Städte zu errichten wären, umschließen einen kleinen Raum, zehn Meter ins Geviert. Der Raum ist eine Grabkammer. Und betrachten wir diese Kammer und die Art, wie man die ganze Pyramide auf sie hin baute, so verstehen wir den ägyptischen Namen der Pyramide: Parammah, Haus der Unterwelt. Der lichte Baldersberg verwandelt sich in eine Höllenburg. —

Im neunten Jahrhundert brach der Kalif Al-Mamun sich einen Zugang zur Grabkammer der größten Pyramide. Auf der Mittellinie der Nordseite ließ er die Bekleidung herunterreißen und war glücklich genug, den ersten Zugang zu finden. Seine Araber wagten sich nun hinein, aber es sollte einige Zeit dauern, bis sie die Grabkammer selbst gewannen. Auf kaum meterhohem Gange ging es zunächst schräg abwärts, über dreihundert Fuß weit, bis unter den Fuß der Pyramide, ja unter den Wasserspiegel des Nils. Endlich kommen sie auf einen wagerechten

Gang. Er führt sie in eine größere Kammer, deren Hinterwand eine Granittüre schließt. Man erbricht sie, aber hinter ihr öffnet sich ein bloßer Blindgang.

Die Araber ahnten nicht, wie gefährlich ihnen die Beseitigung dieser Türe hätte werden können. Der Erbauer der Pyramide hatte jene Sackgasse bis zum Nil durchführen wollen. Die Grabschänder, die sich hierher wagten, sollten in der dumpfigen unterirdischen Kammer überfallen werden von der hereinstürzenden Flut. Doch der Kanal wurde nicht durchgeführt und die Araber konnten wieder zurück.

Nicht hoch über dem Sockel der Pyramide fällt ihnen ein großer Granitblock in der Oberwand auf. Sie vermuten hier richtig den Eingang, aber sie können den Block nicht wegbringen, er ist zu schwer. Um ihn herum, im Kalkstein des eigentlichen Mauerkörpers müssen sie sich mühsam eine Bahn brechen.

Nun geht es aufwärts. Wieder auf so niedrigem Weg, daß man kriechen muß. Endlich ein größerer Platz. Knapp am Eingang ein tiefer Schacht: in seiner Tiefe sollten die Eindringlinge zerschellen. Er mag seine Opfer gefunden haben bei den ersten Arabern, dann lernte man ihn umgehen.

Geradeaus läuft ein Stollen auf ein Gemach mit einer Hintertür. Man zerschlägt ihre Granitflügel, aber auch sie ist nur eine Scheintür.

Wieder zurück. Über jenem Vorraum entdeckt man in der Obermauer eine dunklere Platte. Mit unsäglichen Schwierigkeiten arbeitet man sich durch und kommt endlich in eine höhere Galerie. Am oberen Ende wieder Granit. Auch das Hindernis wird genommen, und man hat den Zugang zu fünf übereinander liegenden kleinen Kammern. Hier jedoch keine Spur mehr fernerer Wegweiser. Schon glaubt man alle Hoffnung verloren, als man sich noch einmal an der scheinbar harmlosen Kalkstein-

wand unter der letzten Granitplatte versucht. Da endlich ist man zur Stelle: die Grabstätte Königs Chufus. Jene oberen Kammern waren Entlastungsräume. In einer Ecke des Grabraums findet man den Sarg, ein Granitwerk, zweieinhalb Meter lang. In ihm ein zweiter Sarg von Holz, darin ein dritter aus Pappe, der die Leiche des Königs umschließt: eine Mumie. —

Parammah, Haus der Unterwelt. Dieses verwickelte System von Irrgängen, Blindtüren und Schachten, die peinliche Sorgfalt, mit der man die Leiche vor aller Welt versteckte, die ineinander geschachtelten Särge, die Balsamierung — das alles spricht von dem Aufkommen eines Elementes, das dem Sonnenvolk im tiefsten Innern fremd geblieben war: der Todesfurcht.

2. Die Götterdämmerung am Nil

An das Los der Odysseusgefährten wird man erinnert, die sich ans Land wagten, unter die Lotosesser. „Und sie vergaßen der Pflicht und der Rückkehr; wollten nicht Kunde bringen den Schiffen, nur Lotos essen und träumen und nimmer der Heimat gedenken.“ Etwas davon ist im Schicksal der nordischen Seewandrer, die im Süden heimisch wurden. In ihrer jäh auftauchenden Angst vor dem Tode kommt der Südländer zum Bewußtsein; die unterlegene Rasse, das Zurückgebliebene findet Worte. Für die Sonnenkämpfer ist es ein Zurückweichen in jene finstere Beschwörungszeit, die ihr heller Siegfriedsglaube längst überwunden hatte.

Mehr als das. Wie der Auferstehungsglaube ihnen erstirbt und sie sich ankrampfen an Zauberworte und Dogmen, verlieren sie, was das Sonnensieg ihnen gab. Sie sind nicht mehr die Herren der großen Menschenmaschine: sie werden mit hineingezerrt in das Räderwerk und den Kleinen dort gleichgemacht.

❧ Das erste künstlerische Symptom dieses Niedergangs führt uns noch einmal in die Vorstellungswelt, die wir kennen lernten bei den Menschen der Jägerzeit. Die älteste ägyptische „Kunst" brachte es in der Skulptur zu einer Realistik, die noch den Techniker der Gegenwart verblüfft. Und doch waren das nicht wirkliche Kunstwerke. Genau dieselben Bedingungen, derselbe dumpfe Schamanismus, der die Tierzeichnungen jener Steinzeitjäger möglich machte, steht auch am Anfang der „ersten Blüte ägyptischer Kunst", die ganz und gar nur eine taube Blüte ist. Hier wie dort der alte Aberglaube, ein Körper werde gebannt in der bloßen Nachahmung seiner Gestalt. Nur die Anwendung des Mittels ist verschieden. Der Jäger brachte mit seinem Bildzauber andere Wesen in seine Gewalt: der Ägypter stahl sein eigenes Ich unter dem Schutz einer fremden Macht. Diese fremde Macht ist das Leben. Er will dem Tode nicht verfallen, der ihm ein Ende, ein fürchterliches Niemehr ist. Allen Scharfsinn wendet er auf, den Körper dem greifbaren Leben solange als möglich zu erhalten. Das brachte ihn auf den Gedanken der Mumifizierung, auf die sorgfältige Versargung und die Labyrinthgänge der Gräber; das gab ihm auch jene Scheinblüte erster Kunst, die das Leben wiederspiegelt mit der Wahrheit einer — Totenmaske. ❧

❧ Da ist die Statue eines Raemke. Ein Nubier reinsten Blutes. Als Mariette die Statue ausgrub, riefen seine Fellaharbeiter wie aus einem Mund: „Das ist ja unser Scheich!" Tatsächlich ein Prachtstück realistischer Darstellung, und dabei ist die Statue nur rohe Untermalung, Muskelpräparat gleichsam. Den Holzkörper bedeckte ein Leinwandüberzug, der eine feine Gipsschicht trug. Diese Gipsschicht, mit den Farben des Körpers bemalt, gab die Hautbildung bis in die feinsten Epidermisfalten wieder. ❧

❧ Oder der „Schreiber", der in seiner hündisch aufwartenden

Stellung ein so scharfes Gegenstück bildet zu Raemkes feister Prälatenwürde. Bei den Augen dieser Figur sind Lid und Wimper in Bronzestreifen nachgebildet. Darin als Augenweiß ein Quarzstück, und im Quarz ein durchsichtiger Bergkrystall mit aufgeheftetem Metallknopf als Augenstern. Das sind Feinheiten der Darstellung, die bewundernswert sind. Aber man muß diese „Kunstwerke" im neutralen Milieu weißer Museumwände sehen, will man sie genießen. Hineingestellt in den großen Zusammenhang ihrer Zeit nimmt diese ganze Prozession von Dickbäuchen, Glatzen und Wasserköpfen sich unendlich lächerlich und ekelhaft aus. Betrachte man nur die Statue eines Menhotep! Man möchte über das plattfüßige Monstrum lachen, von Herzen lachen wie über einen alten Hofnarren. Aber — wieder der Zusammenhang: von welch wunderbarer Größe ist solch ein Hofnarr gegen diesen Krüppel mit seiner kläglichen Bettelei um ein Stück Leben im hündischen Blick und der bebenden Lippe! ☙

☙ Nein, Ägypten, das vom Norden geschaffene Ägypten wußte, weshalb es die Namen seiner Bildhauer nicht nannte. Dieses ganze Geizen mit einem elenden Lebensrest, dieses Preisgeben alles Intimen aus erbärmlichster Furcht heraus, das war nichts, worauf man stolz sein konnte. Das konnte man nur wie eine sehr schamhafte Sache ins Dunkel der Gräber verstecken und die Lebenden davon trennen durch ein Labyrinth geheimer Gänge. ☙

☙ Und wie das Gären einer beginnenden Krankheit unbehaglicher ist als das ausgebrochene Leiden, möchte man fast aufatmen, wendet man sich von jenen technisch geschickten Skulpturen der „ersten Periode" zu den schablonenmäßig steifen der „zweiten". ☙

☙ König Chefrems Bild soll zu uns reden. Wir sehen Vornehmheit in jeder Linie, doch nicht mehr den schlichten Adel des Nordens. Es ist eine Vornehmheit, die sich beobachtet weiß, die

sich nichts vergeben darf. Das Zeremoniell lastet auf dieser Würde. Und in den Geboten dieses Zeremoniells tasten zum erstenmal die Fangarme des Polypen, der alles an sich reißen und in sich hineinpressen wird. Man erhöht die Macht des Herrschers, läßt seine Majestät hinauswachsen über die seiner Brüder, daß ihre Einheit rissig wird. Doch auch die Selbstherrlichkeit des Herrschers wird überschattet. Über ihm steht das Zeremoniell, und wie dessen Gebote stets festere Formen annehmen, schleicht sich leise in sie hinein der gräßlichste Zersetzungsstoff des Südens: die Todesfurcht. Ein Schritt nur weiter, und die vornehme Steifheit der Herrenbilder verknöchert zum blöden Starren der Angst.

Eine endlose Reihe von Statuen, aber „wer eine kennt, kennt alle." Was sie besonders charakterisiert, ist ihr Material: der Granit. Nie ist die Wahl des Materials in einer Kunst zufällig. Die elementare Zusammensetzung verleiht jedem Stoff etwas Individuelles, das ihn besonders brauchbar macht zum Ausdruck eines bestimmten Formgefühls. Drängt das Entwicklungsstadium einer Kunst auf solch eine bestimmte Formengebung, so werden die Künstler wie magnetisch angezogen von dem entsprechenden Material. Die älteste ägyptische Kunst, der es an möglichst lebendiger Abrundung lag, wählte den lockerkörnigen Sandstein der unteren Nilufer. Nur selten ein anderes Material, Holz oder auch Bronze. Es war zu schwierig, diesen Stoffen die Technik des Kalksteins zu übertragen, die nun doch einmal herrschte. Daher unter der neuen Anschauung plötzlich dieser Wandel. Nicht mehr Kalkstein, sondern Granit. Nur dieses spröde Material sprach beredt den Zeitgedanken aus. Wie gelähmt von einer Schreckpsychose starren diese granitnen Bilder ins Weite.

Den nordischen Seefahrern zieht eine Götterdämmerung herauf, die Todesangst der Kleinen hat sie gepackt. Und doch

— schauen wir Herrenbilder wie die Kolosse Amenophis III.: wie unendlich ergreifend ihr Blick nach Osten! Ihre Kraft ist gebrochen, die Gedanken sind tot, aber ihr glasiges Auge sucht immer doch noch das alte heilige Licht. Das ist wie jene Waldriesen, die in der Tiefe versteinten, und deren leichenstarre Finger die alte Sonnenwärme doch nicht lassen. ☙

3. Totenkult

☙ Nichts, was die Umwälzung greller zeigte, als die veränderten Stätten des Kultus. Den Balderdienst zog es auf die Berge, die höchsten Gipfel waren ihm die heiligsten. Nicht durch ihre Gestalt, ihre Ähnlichkeit mit dem geschauten Weltbild; weit mehr durch ihre scharfe Luft, die große Linie, den schlichten Schmuck: ihre Verwandtschaft mit Nordland. Was er im Tal erst mühsam um sich her bauen mußte, fand er dort oben fertig vor. Im rauhen Wind der Höhe klang es ihm wie Gruß der Heimat, das war die Stätte, wo der Baldergedanke atmen konnte, da fanden sie immer wieder neue Nahrung, neuen Mut für das große Werk, das sie in die Täler dort unten gebracht. ☙

☙ Vorüber das alles. Der Unterweltglaube hat sie gepackt, die Angst, und nicht mehr auf die Berge zieht es sie, sondern in Höhlen. Sie bauen nicht weiter, sie fangen an zu graben. Aus der klaren Luft der Höhe hinunter in den stickigen Moder finsterer Höhlen, wo die Schritte wiederhallen und in ungewissem Licht der Geist den Spukgebilden verfällt, die hier ihr Wesen treiben. ☙

☙ Die letzte Tat nordischer Kraft: sie verschmähen das lockere Erdreich und bohren sich ein im Felsen. Noch einmal das Bild der Steine, der Megalithen, die sie so innig liebten wie Er-

innerung an die Heimat. Aber für einen fremden Glauben werden sie fortan geschichtet. Prometheus, angeschmiedet an die Steinwand, von der er das Licht herunterbrachte. ⁂

⁂ Es ist die Zeit der „ersten Kunstblüte Ägyptens". Auf dem Gräberfeld von Memphis, unmittelbar bei den großen Pyramiden, finden wir die ältesten Denkmale. Ein Friedhof von fünf Meilen Länge und zwei bis drei Meilen Breite, den wie ein ungeheures Schachbrett Gräber überdecken, die Mastabas. Mastaba, Bank (arabisch), so nennt man das Mauerwerk nach seinem Äußeren, der wagerechten Decke und den abgeschrägten Wänden. In den Kalksteinboden der Terrasse trieb man einen Schacht, an dessen unterem Ende ein Stollen ansetzte, der eingangs schmal blieb und dann sich erweiterte, zu einem größeren Raum: der Grabkammer. Zugang und innere Einrichtung sind wieder beredte Zeugen ägyptischer Todesangst. Ein schwerer Granitsarg umschließt die Mumie, der Sargdeckel ist sorgfältig vernietet und verkittet. Schließlich wurde der Stollen vermauert und der obere Zugang des Schachtes ängstlich maskiert. ⁂

⁂ Über dem Ganzen nun, als stilisierter Tumulus, jene Mastaba. Ein massiver Mauerkörper, in dem nur zwei Räume ausgespart blieben: Serdab und Kapelle. Der Serdab, ein einfacher Längsraum, ist bestimmt zur Aufnahme der Totenbilder (jener Kalksteinstatuen). Bis zu zwanzig Statuen ein und derselben Person hat man in diesen Serdabs gefunden. Aber der Eingang zum Inneren war versperrt mit festestem Mauerwerk. Nur bisweilen ließ übergroße Vorsicht ein Loch nach der Kapelle zu offen, um dem Schemen freien Ein- und Ausgang zu schaffen. Doch dieses Loch war dann so klein, daß man nur mit Mühe die Hand durchzwängen konnte. Wieder die Angst um das ewige Leben, das verbürgt war in den verschlossenen Statuen. ⁂

⁂ Endlich die Kapelle, eine Nische in der östlichen Langseite.

Hier ist es, wo die unheimlichste Unterwühlungsarbeit einsetzt. An der Rückwand der Nische lehnt der Grabstein der Toten, die Stele. Doch es ist nicht mehr der nordische einfache Menhir. Am oberen Ende ist eine Inschrift eingemeißelt: eine Beschwörungsformel. Wer die Kapelle betritt, soll sie ablesen, laut, daß die Gottheit immer wieder an ihren Schützling erinnert werde. Unter der Formel erscheint das Bild des Verstorbenen, wie er der Gottheit opfert, umgeben von einzelnen Szenen seines Lebens, Zeugnissen seiner Frömmigkeit. Sie sollen ihn der ewigen Gnade empfehlen. Und diese Empfehlungen werden immer dringlicher. Die Darstellungen greifen um sich, über die Stele hinaus auf die Rückwand, die beiden Pfeiler, die das Nischendach tragen, die Seitenwände, die Eingangspforten.

Wieder schließt sich in diesen Darstellungen ein Kreis von Erscheinungen zu einem Gesamtbild, das man nur zu leicht versucht ist als Symptom eines Kunstzeitalters zu fassen. Die Wandskulpturen der Mastabas, „deren Relief sich so leise abhebt wie das eines Fünffrankstückes", die Wandmalereien späterer Gräber (erstes Auftreten in den bald zu erwähnenden Gräbern von Beni-Hassan), bei denen die buntesten Farben sich so frisch zusammenfinden wie es nur möglich ist unter der Südseesonne, das sprudelnde Leben eines sich überstürzenden Szenenwechsels — alles scheint die unzweideutige Äußerung einer gesunden Daseinsfreude. Und doch ist es das so wenig wie in den Statuen der Serdab. Mag das Arabeskenwerk dieser Wandgemälde noch so viel erzählen, es ist doch nur die wehmütig heitere Koloratur eines Requiems. Aus allem klingt der eine trübe Ton heraus, der die Geschichte Ägyptens zu einem so furchtbaren Drama macht. Die ganz unglaubliche Arbeit, die hier verschwendet wurde, ist der Fleiß der Sklaven: ein Fleiß aus Furcht.

Die Verwandten treffen sich in der heiligen Nische. Von der Stele beten sie die Verschwörungsformeln ab und bringen dem Schemen ihre Opfer. Dann versenken sie sich in den Anblick der Bilder, die ihnen so viele Erinnerungen wecken. Und immer und immer wieder zieht es ihre Gedanken in die Tiefe, den Felsschacht, wo der Tote liegt mit seinen starren Mumienzügen. Sie sehen seinen Blick, stier und ewig unverändert im hastenden Leben der Gemälde.

Und es krampft sie der lähmende Schreck der Schamanenmaske, die so entsetzlich tot bleibt, wie der Zauberer auch tanzt und springt. Sie gewöhnen sich, selbst durch diese Augen zu sehen. Die tastenden Fänge des Grabgedankens umspannen das lebendige Leben so unbarmherzig wie das gemalte. Und die Zeit erfüllt sich, wo die drohende Priesterweisheit grausige Offenbarung wird: das Leben im Diesseits ist der Aufenthalt in einer Herberge, ein Traum; erst wenn er stirbt, wenn er einkehrt in die Unterwelt, beginnt der Mensch zu leben.

Tiefer hinein in die Nacht: die Felsengräber von Beni Hassan. Scharf fällt die Wand gegen das Tal hin ab. Aber man versteht sich aufs Gerüstebauen, und in halber Höhe schlägt man sich ein. Einen oder zwei Pfeiler läßt man stehen, dahinter spart man die Nische aus. Dann weiter ins Dunkle. Ein großer Saal wird hinter der Nischenwand ausgemeißelt. Auch der ist noch nicht finster genug. Ein zweiter Saal schließt sich an, und hier endlich, in der hintersten Ecke, treibt man den Schacht für das Grab.

Längst ist die Priestermacht über die niederen Kasten hinausgewachsen, schon haben die höchsten Stände sich verfangen in den Schlingen des großen Netzes. Was hilft es dem König, daß man seine Macht in den Himmel ragen läßt, daß man seine Bilder als Osiren verehrt! Er ist doch nur ein Sklave seiner

Sklaven. Der neue Glaube hat gesiegt, und der Sonnenkönig baut nun keine Pyramiden mehr. Wie der Priester es will, muß auch er sich in die Unterwelt vergraben, und nur das eine Recht bleibt ihm, daß, soviel höher die Pyramiden einst ragten als die Mastabas, soviel tiefer jetzt das Königsgrab ins Dunkel sich verkriechen darf als das der Untertanen.

In die öden Schluchten von Bab el Moluk führt uns diese Epoche. Da hetzen die Könige ihre Abeiter hinein. Sie sollen sich tief eingraben, möglichst tief, und ja viele Irrgänge bauen und Engpässe, viele Schachten, Blindtüren, Scheidewände, daß kein Spätgeborener die Mumie finde. Und dann sollen die Wände sich bedecken mit einer Bildergeschichte des königlichen Lebens. Ja recht ausführlich diese Erzählung! Jeder Moment des Lebens will gerechtfertigt sein.

Man verstummt bei der Kunde solcher Werke, wie diese „Syringen" es sind. Bis über hundert Meter tief sind in den lebendigen Felsen hinein Bauten getrieben, die als einfache Hochbauten aufzuführen schon eine ungeheuere Tradition erfordern würde. Der Entdecker der Setisyringe drang 145 Meter weit vor und war noch nicht am Ende: der Stollen war hier eingestürzt, vielleicht auch nur künstlich verschüttet. Reisende erzählen von den unerträglichen Strapazen einer bloßen genauen Besichtigung, über die dumpfe Stickluft dieser ewigen Unterweltsräume, den sich stauenden Fackelqualm, den Dunst der Öllichter. Und in denselben Räumen, unter denselben Bedingungen mußten hunderte von Menschen lange Jahre arbeiten, die Wandgemälde allein zustande zu bringen! Wände, Pfeiler, Decken sind bis auf den letzten Fleck angefüllt mit diesen peinlich genauen Bildern. Und wenn das Wunderwerk dann endlich fertig war, verschüttete man den Eingang mit Sand und Felsblöcken: alle Kunst dieser Bauten, die ganze hier an=

gehäufte Kultur war nur das emsige Murmeln einer verschüchterten Seele, ein hilfloses Sichwinden und Beten in wahnsinniger Angst.

4. Tempelbau

Den Megalithenstil, in dem das Empfinden der nordischen Seewanderer sich aussprach, lernten wir kennen. Nur in einem Bau klingt dieser Stil in der ägyptischen Kunstgeschichte nach: dem Tempel der Nekropole von Memphis. In trotziger Einfachheit zeigt sich da noch der schlichte Architravbau der Dreisteine, der dem späteren Ägypten so fremd war. Und doch ist das Ganze dem nordischen Geist schon so unähnlich, wie die Parammahs dem Balderglauben. Die starre Linie hat ihre Herrschaft angetreten. Wie von Mumienaugen gerichtet sind diese fürchterlich geraden Perspektiven. König Chefrems Statuen wurden hier gefunden. Sind die Räume, die dem Totendienst geweiht waren, auch noch beiseite gedrängt — Platz schaffen mußte man ihnen doch schon.

Und dieses Umsichfassen des Totenkults verkörpert sich mit seiner ganzen schrecklichen Macht in den wenigen Tempelbauten, die außer dem genannten vom alten Reiche erhalten blieben: den Kapellen vor den großen Pyramiden. Für sich betrachtet, könnte man sie als Erzeugnisse eines Cyklopenstils deuten: die monolithen Pfeiler, die Wucht der Marmorblöcke von zweieinhalb Meter Breite und 10—20 Fuß Länge, so mächtig, daß Jomard sie für den ausgesparten Felskörper halten konnte. Aber wie winzig erscheint das alles doch vor dem starren Hintergrund des Pyramidenbergs! Das ist nicht mehr das sichere Gleichgewicht des Cyklopenstils: den alten Tempel erdrückt das „Parammah“.

Es folgt die Zeit des Niedergangs, der Ausbildung des neuen Kultes. Die Mastaba werden gegraben, die Felsgrüfte von Beni Hassan, in denen die abgehetzte müde Seele wie hypnotisiert wird im Hinstarren aufs jüngste Gericht. Im Hasten nach dem ewigen Leben, in der Furcht vor Grabschändung haben die Priester den Hebel eingesetzt, mit dem sie die letzten Reste alter Herrlichkeit zu Fall bringen. Das Königsgrab ist nicht mehr der stolze Berg, man versteckt es in öde Schluchten und unzugängliche Pässe. Und daß ja kein Wegweiser die Stätte verrate, wagt man schließlich auch das letzte: man trennt Kapelle und Grab.

Es ist das Ende. Solange man die Totenopfer noch am Grabe selbst brachte, dem Einzelgrab, lag im Verkehr mit dem Toten etwas Intimes, Individuelles. Keiner abstrakten Macht galten diese Opfer, sondern dem Schemen der einen Persönlichkeit, deren Bild die Stele zeigte, deren Mumie im Schacht und deren Statuen im Serdab eingemauert waren. Der Tote und sein Haus bleiben das Wesentliche, die Kapelle war bloßer Empfangsraum, nicht unnötig, aber auch nicht unentbehrlich.

Das schwindet nun. Wie die Kapelle, die schon bei der Pyramide vom eigentlichen Grab gesondert war, sich weiter vom Toten fortwagt, verblaßt auch das Bild des Verstorbenen, und die Schattenwesen, bei denen man Fürbitte für ihn einlegt, ballen sich zu festeren Gestalten. Die Wesen, mit denen man die alten Sonnensagen ins Moralische umdeutete und den Sieger besiegte. Mehr und mehr gelten die vom Grab getrennten Kapellen nur ihnen. Und wie ihre Macht langsam ins Unendliche wächst, schwellen auch diese Kapellen an. Nicht mehr aufs Grab, sondern die Grabkapelle lockt man den Ehrgeiz der Herren. Aber die Tempel — denn das sind die vom neuen Glauben ins Ungeheure umgebauten Grabkapellen — haben

nichts gemein mehr mit den Herren. Nicht ein einzelner König beginnt den Tempel und führt ihn zu Ende: einen unfertigen Bau übernahm er vom Vorgänger, einen unfertigen Bau überläßt er dem Nachfolger. Er selbst ist bloßes Zwischenglied, Spielball der unsichtbaren Mächte, die alles in ihre beinernen Hände zwingen, und denen der Rauch der Opfer gilt. ☙

☙ Ein bloßes Anhängsel zum mächtigen Einzelgrab war einst die Kapelle gewesen. Nun sind die Herrscher zufrieden, verscharrt man ihre Mumie im Umkreis heiliger Tempel — heiliger Massengräber. ☙

☙ Der erste Eindruck solch eines ägyptischen Tempels ist freundlich. Man denkt an einen Zeltbau. Die leise Abschrägung überall, die Betonung der Ecken durch Rundstäbe, und zwischen den Stäben das bunte Panorama des Mauerwerks, das wie ein orientalischer Teppich in allen Farben schillert. Man meint, jeder Luftzug müsse diese Wände blähen können. Wandbilder alter Mastabas erzählen von Baldachinen, unter denen der Herrscher Platz nahm bei feierlichen Gelegenheiten. Ein solcher Baldachin, könnte man sich ausmalen, ist auch der ägyptische Tempel. Ein Riesenbaldachin für irgendwelchen Fetisch. Da er länger stehen soll, hat man zum Schutz gegen Wetter und Wind zwischen die schräg eingesteckten Stäbe jene Teppichwände eingespannt. ☙

☙ Aber wie so oft bei Werken ägyptischer Kunst: die genauere Ansicht zerstört den ersten Eindruck. Treten wir näher, und der bunte Teppich wird zum tauben Gemäuer. Wir achten nicht mehr auf die bänderumwundenen Zeltleisten: jetzt drückt uns der Anblick der fürchterlich schweren Hohlkehle, die auf allen Wänden lastet. In der Grabkammer der Pyramide wandte man sie zuerst an, diese keuchende Form. Die Wände schlossen in ihr ab, wie niedergepreßt vom Gewicht des Berges oben. Der

Berg ist nun fort, aber die scheue, geduckte Haltung blieb. Wo wir hinsehen im ägyptischen Tempel, überall dieses Gedrücktsein, dieses Nichtatmenkönnen in der Schwüle einer unterirdischen Welt. ❧

❧ Schon vor dem Eingang. Eine große Allee von Sphinxen, bis zu drei Kilometer lang, führt heran. Das Urbild dieser seltsamen Wesen liegt auf dem Gräberfeld von Memphis. Es ist ein aus dem lebenden Fels herausgehauener ruhender Löwe mit Menschengesicht. „Horus am Horizont“ nennt ihn eine Inschrift. Seine Augen schauen zur östlichen Sonne, noch ganz ein Sinnbild des alten Glaubens. Auch das Gesicht ist noch unägyptisch, und nur den Körper steift der neue Geist: der Geist der Tempelsphinxen. Was die Augen dieser Sphinxen suchen, ist nicht mehr die Sonne. Ihr Blick soll schrecken, nicht erheben. Zu hunderten stauen sie sich an den Seiten des Tempelzugangs und bereiten mit ihrem starren Immerwieder die Seele vor auf die Stimmungen, in denen sie im Tempel selbst versinken soll. ❧

❧ So geht es zum Eingang. Die einzige Tür des ganzen kolossalen Mauerwerks ist eingepreßt zwischen zwei brutal schwere Bollwerke, die Pylonen. Als ob es in die tiefe Erde ginge. Man hat das Gefühl, die Mauer habe sich auf einen Augenblick geöffnet und werde sich gleich wieder schließen. ❧

❧ Dann geht es ins Innere. Ein großer Hof, das Peristyl, ist das erste. In seiner Weite atmet man auf. Aber die freien Linien des Peristyls dienen doch schließlich nur, neue Eindrucksfähigkeit zu schaffen, daß es nachher mit doppelter Keulenschwere auf ihn niedersausen kann. ❧

❧ Das Hypostyl folgt, und hier fängt es an unzweideutig zu werden. Man kann nicht zweifeln, das ist ein Stil mit Ketten und Fußangeln, und der erste Eindruck bleibt der letzte. Dicke, wulstige Säulen in unübersehbarer Menge, und so dicht gestellt,

daß die Zwischenräume meist schmaler sind als die Säulen selbst. Ein tastendes Licht irrt wie verscheucht durch ihre toten Räume. Hoch oben, wo die Mauern in jene Hohlkehle auslaufen, hat man ein schmales Gitterwerk gelassen. Es zerschneidet das Licht in öde Streifen. Was von der Seite kommt, ertrinkt im Labyrinth der Säulen, und nur das von der Höhe der Rückwand kann sich halten. Hart über den Scheitel des streng orientierten Tempels gleitet die Sonne, und nur in mumiengeraden Linien kann sie das Licht niedersickern lassen auf Boden und Säulen. Und geblendet von dem Licht, das ihm so scharf in die Augen sieht, während rings alles in Dämmer zergeht, wagt der Gläubige sich schüchtern weiter, dem Heiligtum, dem Sekos entgegen. ꕥ

ꕥ Eine Reihe von Kammern trennt ihn noch davon. Von einer zur andern geht es stufenweise aufwärts. Aber wie der Boden sich hebt, senkt die Decke sich nieder, und von der Seite rücken die Mauern zusammen. Eine fürchterliche Verstärkung des Eindrucks, den jenes blendende Licht aufzwang. Als ob ein Schraubstock das Hirn einpreßte und die Gedanken immer unbarmherziger schnürte, wie es da steigend, sich verengend, immer finsterer zum Allerheiligsten führt. Nirgends zeigt der ägyptische Tempel seine Herkunft so deutlich: ein Werk der Unterwelt, der Finsternis. ꕥ

ꕥ Dieses Nichtmehrausundeinwissen unter den bannenden Blicken einer ewig sich gleichen Macht ist der stehende Kehrreim des ägyptischen Kultus. Seinen reinsten Ausdruck fand er im Tempel des neuen Reichs. Es fröstelt einen, sich auszumalen, was alles dieser Stil umschloß. Wie der Tempeldienst die ganze Innenwelt des Menschen auffaugte, wie dieser Tempel mit seinen strengen Linien die Form wird, in die sich alles Leben schicken muß. In langen Prozessionen ordnen sich die Züge feierlicher

Menschen und durchschreiten die Reihen der Sphinxe. Durch einen Grabeingang geht es zum Tempel. Im Vorhof macht die Menge Halt, nur der König und seine Priester dürfen dem Sekos nahen. Doch während sie im Dunkel der heiligen Kammern verschwinden, ordnen sie sich im Vorhof von neuem. In den gemessenen Formen wieder, die ihr ganzes Leben durchziehen. Musik verdrängt das Schweigen, doch die Töne atmen keine Leidenschaft. Wie die Tempelfenster das Licht, zerschneiden diese Klänge die Luft. Schwere Granittöne betäuben die Sinne, und zitternd verhallen unsichere Harfenklänge. Und dann bringen sie die Stufen der Säulenhalle hinunter den Fetisch, der die Menschen alle wie einen Mann zu Boden zwingt. Aber der es hält, das Heiligtum, ist nicht der König. Das prächtigste Gewand mag er tragen, Gewalt haben über Leben und Tod, unermeßliche Schätze häufen: sobald der Priester den Fetisch enthüllt, muß auch er in die Knie! ☙

☙ Das ist das Ende der nordischen Seewanderer am Nil. ☙

5. Zurück zur Geschichte des Menschensterns

☙ Die Geschichte Ägyptens, aus solcher Nähe betrachtet, ist ein Drama. Aber ein Drama, von dem wir nur den letzten Akt kennen. Die Entscheidung ist gefallen, was wir sehen, ist nur noch Agonie. Kaum Andeutungen noch von den großen Momenten, wo die endlich Besiegten als Herren auftraten, von der langsamen Unterwühlungsarbeit, von Augenblicken schwankender Entscheidung. Die Pyramiden recken sich stolzer in den Himmel als der stolzeste Baldersberg, die Flügelsonne des Horus schwebt über allen Eingängen, die Tempel sind streng dem Lauf der Sonne angepaßt. Aber die Pyramide ist ein Haus der Unterwelt, die Eingänge ägyptischer Bauten sind Grabeingänge, und

die Tempel zwängen dem Licht gespenstische Totenmasken auf. Den ältesten Herrscherstatuen schon erweist man Götterehren. Ihre Züge steift die gerade Linie, und ihre letzte Bestimmung ist, dem Toten ewiges Leben zu sichern. Die Gräberfurcht hat die Gedanken umkrallt. In voller Blüte prangt der „Ägyptizismus", der die spätesten Formungen ägyptischen Geistes so ähnlich macht den frühesten, der es aus dieser ganzen über Jahrtausende sich hindehnenden Geschichte herausklingen läßt wie eine verhallende Totenklage.

Wozu das alles? Was gab jener unheimlichen Idee, die einer schwülen Wolke gleich auf allen lastete, diese Macht, daß sie aus ihrer Weltenhöhe auf Länder herabblicken und mit Jahrhunderten und Völkern rechnen konnte?

Die Wissenschaft sieht am Anfang unseres Geschlechtes den schwarzen Menschen. Nicht durch die Gluthitze warmer Breiten wurde ein ursprünglich blonder Typus dunkel, sondern die gedämpfte Wärme des Nordens hellte die anfänglich schwarze Art auf. Eine Lehre, die die Erfahrung der Kolonien nur bestätigen konnte. Wie nun, wenn das Hinsiechen eines Volkes wie der Blonden am Nil das Aufsteigen anderer Völker bedeutet, einen bloßen Ausgleich, mit dem der Stern zu neuen Taten ausholt: kann dann noch die Rede sein von Entartung und Verfall? Wenn die Erde die dunkleren Breiten der Tiefe übergießt mit den helleren Lichtfarben, die der Norden ihr gab, wenn es den ganzen Menschenstern dann überzieht mit einer neuen Sonnenschicht — die leichte Nuance, in die die Nordlandfarben da nachdunkeln müssen, wollen dann doch wirklich nicht zu viel bedeuten.

Im schärfsten Gegensatz sehen wir die Menschen im altägyptischen Staat sich sondern: die verschiedene Farbe unterscheidet sie. Wandbilder sprechen es aus wie eine selbstverständ-

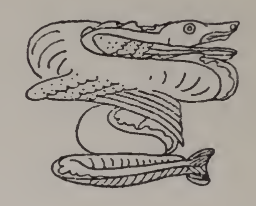
liche Sache: die hellen Gebieter und die dunklen Untertanen. Das ist die Doppelschicht, die der Zug von Norden schuf. Es ist etwas Unorganisches in ihr, solange es sich abhebt in so strenger Scheidung. Doch da schweißt der Todesgedanke die beiden Schichten zusammen, sie wachsen ineinander, bis sie ganz eins werden und ein Blutstrom sie durchpulst.

Gewiß ist es ein Minus für die Herren. Für das Ganze jedoch? Stelle man sie nebeneinander, die verdumpften Lotosesser der Vorzeit, und die Standestypen, die sich jetzt allmählich bilden unter dem Hochdruck jener Idee. Wie es im Priester zunächst Mensch wird, wie im „mittleren Reich" bereits von Bauern und Handwerkern die Rede ist, die frei sein wollen, wie es im Tschandala selbst aufmerkt und die Welt mit anderen Augen sieht, seit etwas von nordischer Kraft in sie hinübergeflossen ist.

Und weiter setzt es sich um im Geist und schärft die Sinne für die heimatliche Natur, daß man jetzt erst Augen bekommt für die Farben südlicher Flora und Fauna. Die graue Erdhütte der Vorzeit und die Teppichwand des Tempels, in dem sich die ägyptische Sonne zu spiegeln scheint — in der Tat, es hieße sehr parteiisch sein, wollte man in ägyptischer Kultur nichts als Verfall erkennen. Der Standpunkt einer Völkergeschichte mag es so zeigen. Einer Weltgeschichte aber sind alle die Schrecken des ägyptischen Glaubens, die ganze Maulwurfsarbeit am Nil ein bloßes Unterwegs. Alle die edlen Kräfte des Nordens, der Balderglaube, der Abenteurermut, die Wanderlust, scheinen bloße Akkumulatoren, in denen die Erde sich unter günstigen Bedingungen gewisse Summen an Kraft aufspeicherte, um damit an anderer Stelle nach ihrem Willen zu operieren. In der ägyptischen Geschichte erst wird es uns ersichtlich, was die Bedeutung des Priesterstandes ausmacht,

welchen unendlich hohen Nutzeffekt die Erde aus der Menschen-maschine eines Staates zu ziehen vermag, wenn in diesem Staate bereits ein Priesterstand an der Arbeit ist. ꕥ

ꕥ Und das macht uns begierig, die Vorgeschichte des Dramas am Nil zu erfahren, die uns ohne diese Erkenntnis weniger als gleichgültig sein würde. ꕥ





II. Das babylonisch-assyrische Sediment

1. Babel und Balder

Wir wollen das Vorher der Katastrophe in Ägypten kennen lernen. Am Nil selbst hat der spätere Glaube sorgsam die letzten Spuren verwischt. Aber die Nordländer zogen ja noch weiter. Die Megalithen zeugen davon, wie an der Scheide Asiens und Afrikas die Fluten sich von neuem teilten, wie es hier an der Küste weiter strich, dort Arabien umspülte. Sollten in den Gegenden, in die die Nordländer so viel später hinkamen, sich nicht Kulturtrümmer finden, die uns die Vorgeschichte Ägyptens erzählen?

Wir suchen nach einem Stauungsgebiet, dem des ägyptischen Deltas ähnlich, und wir finden es im Osten, am persischen Meer, wo die arabische Halbinsel Asien und Afrika trennt. Durch endlose Flächen jagen der Euphrat und Tigris ihre Bergwasser. Nur selten Felsen, die dann aus der meerweiten Ebene emporragen wie einsame Inseln. Und Inseln sind es, denn die beiden Gewässer sind von den Schicksalsströmen, die das alte Gestein zu fruchtbarem Boden formen. Aus den armenischen Bergen tragen sie's ab und bringen es dann — darin dem Nil gleich — in Jahresfluten und Jahresebben zum Tal. Langsam schichten sie es hoch dort und breiten so jene Ebene aus, die wie eine Meeresstille alle Gedanken zur Ruhe wiegt.

Da plötzlich, an der Stelle, an der die Ströme sich auf eine Tagesreise nahe kommen, um sich weiter südlich abermals zu trennen, heben sich einsame Hügel hoch über die Fläche. Es ist

kein Felsgestein, nur weicher Lehmboden, dem jede Jahreszeit ihr Bild aufdrücken kann. Im Frühling überkleiden ihn Blumen und Gras, die in der Sommerhitze wieder vergilben; dann schütten die Herbstwinde den Flugsand der Wüste drüber, und wenn der Winter kommt, fließen seine Regen in schmutzbraunen Rinnen und Rillen an den Böschungen nieder.

Wahrlich, man muß schon ins einzelne der Beobachtung gehen, will man in diesen formlos rissigen Hügeln die Babylone wiedererkennen, von denen das Altertum so wunderbare Dinge wußte. Wie vogelfreie Landverwiesene starren sie in ihrer Hilflosigkeit in die Gegenwart hinein. „Alles fürchtet sich vor der Zeit, aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden" konnten die Ägypter von ihren kühnsten Bauten sagen. Die Babylone sind abhängig von den Launen nicht nur der Jahrhunderte: jedes einzelne Jahr, ja jeder Monat prägt sie neu, und spielend konnte die Zeit sie zu Ruinen verwaschen.

In diesem Ruinencharakter der alten Babylone liegt das Grundproblem der Kultur, die einst die mesopotamische Ebene beherrschte. Nie ist diese Kultur eigentlich seßhaft geworden, nie ganz beweglich geblieben. Zwischen diesen beiden Aggregatzuständen der Entwicklung schwankt sie hin und her. Näher, viel näher scheint sie dem Festen, aber nirgends werden doch die letzten Schlüsse gezogen.

Wir hören von ungeheuren Städten. Die Grundfläche des alten Babel am Euphrat übertraf die des modernen Paris um das dreifache. Aber diese Städte — schon Herder hat das erkannt — waren bloße Hordenlager, flüchtig gebaut, die Wohnungen halb Häuser, halb Zelte. Wo ein neuer Herrscher einen neuen Palast baute, machte er sich kein Gewissen, einen alten dafür abzutragen. Im assyrischen Oberland fehlte es gewiß nicht an Steinbrüchen, die das Material bargen für die kolos-

falsten Quaderbauten. Aber man wollte nicht diese festere Bauart. Selbst als die Kultur in jenes Oberland hinaufdrang, blieb man bei der alten Weise: der Backstein war nach wie vor das einzige Material für den Rohbau. Und auch dieser Backstein ist meist nicht durchs Feuer gehärtet, sondern lediglich an der Sonne getrocknet (Luftziegel).

Und doch ist es auch wieder kein reines Wandervolk. Ohne weiteres klar ist die Schichtung zumindest zweier Kasten, ohne die die Kolossalität dieser Bauten nicht denkbar wäre. Ein Beispiel: Alexander wollte den Turm von Babylon, den Xerxes zerstört hatte, neu aufbauen; er stand davon ab, als hunderttausend Mann nach zwei Monaten die Trümmer des alten Werkes noch nicht beseitigt hatten. Solche Bauten in den Himmel hineinzutürmen, mußte eine Herrscherkaste Sklaven völkerweise zur Arbeit treiben können.

Ja mehr als das, es muß in diesen Kasten schon leise gegärt haben. Ihr langsames Zusammenwachsen und die Ausschaltung eines göttlichen Herrschers deutet sich an. Mochte das Material der Babylone noch so primitiv hergestellt sein, es war doch zubereitet, war nicht mehr bloß zusammengelesenes Gestein oder aufgeschüttetes Erdreich. Und wenn der Zuschnitt und Verband der Pyramidenblöcke ein Symptom ist, so ist es auch die Formung der babylonischen Luftziegel.

Und dann der Mörtel dieser Ziegel, das Erdpech aus den Quellen bei Hillah, das von der assyrischen Nordgrenze so weit herzuschaffen war: das alles setzt eine bestimmte Organisation voraus. Noch ist es nicht das festgefügte Staatsleben Ägyptens, aber auch nicht mehr das Zeltleben der Wanderer.

Hier haben wir eines der Bilder, die uns einen Begriff von der ägyptischen Vorgeschichte geben. Was die Trümmer chaldäischer Kultur erzählen, das ist das allmähliche Festwerden des ehe-

maligen Wandervolkes. In Ägypten sehen wir von Anfang an in den monumentalen Steinbauten eine schon eingewurzelte Kultur. Man glaubt wohl hier und da auf Spuren der früheren Zeit zu stoßen, in den Backsteinpyramiden von Daschur besonders. Sicherlich sind diese Bauten älter als die Pyramiden von Memphis, aber ebenso gewiß verkörpern sie auch ein späteres Entwicklungsstadium als die Babylone Mesopotamiens. Schon die Ungleichheit des Materials ist bezeichnend: in Daschur hat die alte Form sich klar gehalten, während am Euphrat nur Schutthügel blieben. Doch das ist unwesentlich im Vergleich zu dem, was wir über die verschiedene Bestimmung wissen. Die Daschurpyramiden sind Gräber und zeigen in allen Einzelheiten bereits den ausgebildeten Mumienglauben. In ganz Mesopotamien hingegen ist nicht ein einziges klares Zeugnis dieses Glaubens. Gerade in seiner Ausbildung aber liegt das Problem, um das es sich handelt. Und daß die Babylone hier einiges Licht geben, das ist es, was den Historiker vor diesen formlosen Hügeln so nachdenklich macht und ihn immer wieder reizt, sie seiner Phantasie wieder lebendig zu machen. ꕥ

ꕥ Acht übereinandergetürmte Mauerwürfel gliederten einst die Steinmasse. Die Seitenlänge des untersten betrug 370 Meter, die des zweiten war um die Hälfte kleiner, und so fort in steter Verjüngung bis zum obersten. Alle Stufen waren überkleidet von farbigen Emailleziegeln. Die unterste blieb als bloßer Sockel farblos, die zweite war weiß, dann folgten schwarz, rot, blau, zinnober, silber und gold. Treppen führten von Stufe zu Stufe bis hinauf zur kleinen Plattform, die das Heiligtum trug, eine goldüberladene Kammer. ꕥ

ꕥ So beschreibt Herodot den Tempel des Bal, ein typisches Babylon. Mochte man im einzelnen davon abweichen, die Würfel zu niedrigen Prismen abflachen, die Stufen durch Treppen ver-

binden oder eine Rampe zur Höhe führen, die Grundform blieb unangetastet: die zum Berg geschichteten Mauermassen, und auf der Höhe der Tempel.

Der chaldäische Tempel auf der Höhe, und der ägyptische am Fuß des Berges — der Gegensatz scheint hinter die Vorgeschichte Ägyptens zurück unmittelbar in die nordische Urkultur hineinzuführen. Die Pyramiden, so hoch sie ragen, sind ganz schon Bauten der Tiefe. Kein Weg leitet zum Gipfel, spiegelglatte Wände verkleiden die äußere Blocklage; der Tempel ist abgeglitten und umgeformt von einem Glauben, der sich mit allen Vorstellungen in die Unterwelt verscharrt. Ihnen gegenüber die Babylone. Der Weg zur Höhe liegt frei und offen, der Tempel ragt auf der Höhe, und über ihm spannt sich die klare Sternennacht Mesopotamiens, weit und tief wie über dem Meer — man ist versucht, nach den Bildern dieser Babylone in alten Reliefs Rückschlüsse zu ziehen auf unsere eigene Vorzeit, so viel näher scheinen die Bauten dieses Höhenkultes uns zu stehen als den Ägyptern.

Ein flüchtiger Überblick über die gesamte mesopotamische Kunst kann diesen Eindruck nur verstärken. Greifen wir hier vor. Als das künstlerische Kristallisationszentrum der Sonnenkämpfer können wir den Kreis der Wurmlage bezeichnen. So lange die Nordländer in den fremden Ländern noch nicht ganz seßhaft waren, konnten nicht eben viele Kunstformen aus diesem Stilprinzip herauswachsen. Nur die groben Typen monumentaler Tempelanlagen wie Stonehenge gediehen, während die feineren des künstlerischen Kleinlebens sich seiner Hand entwanden. Hier nun, in Chaldäa, wird jene Grundform durchgebildet bis ins Detail. Sie läßt den Künstler die Knospen und Blüten einheimischer Pflanzen, wie des Lotos und der assyrischen Tulpe „stilisieren"; sie schafft die fast selbständigen dekorativen Ge-

bilde der Rosette und Palmette; die ganz freie Form der Volute. Den Bildhauer macht sie besonders aufmerksam auf die Spiralen der Gelenke, die schwellende Muskulatur der Schenkel, ja sie zwingt ihn, mehr oder minder selbst die Formen des Gesichts nach ihrem Bild zu modeln (man halte nur eins dieser babylonischen oder assyrischen Reliefs neben eine mumienstarre Ägypterstatue!) Wenn wir nun diese Grundformen auch im großen wiederkehren sehen, in den gerundeten Wänden mächtige Kanalbauten, den Bogen großer Tore, in Kuppeln, Hallen, Gewölben, schließt sich dann nicht alles das zu einem Ganzen? Sind alle die tausend Äußerungen dann nicht bloße Reflexe desselben Lichtes? Und geht dieses Licht nicht aus von der Höhe nordischer Sonnenburgen? ☙

☙ Ach, es ist eine traurige Enttäuschung, die einem der nähere Anblick dieser mesopotamischen Kultur beschert! Allein die Babylone. Man braucht nichts zu wissen von den Nachrichten über den Kult ihrer Tempel, in dem die finstere südliche Mystik schon so viel Macht gewann über die Klarheit des nordischen Sonnenglaubens, das Äußere der Stufentürme spricht deutlich genug. Kann die abnehmende Vorstellungskraft der Sonnenanschauung sich nachdrücklicher zeigen als in dem Weg zum Höhentempel? Bei den Baldersbergen leitet die Spirale mit schräger Achsenstellung langsam hinauf als eine genaue Fixierung des Sonnenlaufes. Hier wird der eigentliche Höhenzug maskiert in Treppen und Rampen, und als Grundform drängt sich in den Stufen die Horizontalgliederung vor. Zudem wird das Uneinheitliche der Stufen, ihr locker gleichgültiges Beieinander durch die verschiedenen Farben hervorgehoben. Wo ist da die Unmittelbarkeit des alten Glaubens hin? Man bevorzugte Türme mit sieben Stufen und weihte die einzelnen Stufen den Planeten. Das ist südliche Mystik, Priesterweisheit, der Zersetzungsstoff

der nordischen Poesie und ihrer herrlichen Einheiten von Glauben und Wissen.

Wir hofften im Babylon dem Norden näher zu sein als Ägypten. Aber der Grundzug der mesopotamischen Kultur ist ein unentschiedenes Weder — Noch. Bei einem Werke wie der Stufenpyramide von Sakkarah erkennen wir, wie nahe diese Bauten doch auch dem Parammah stehen, dem Haus der Unterwelt. Und wie weit die Nordländer am Euphrat bereits gekommen waren auf diesem Weg, zeigt sich am deutlichsten in den sozialen Umwälzungen Chaldäa-Assyriens: die Göttlichkeit des Herrschers ist fast schon Dogma.

2. Der Despotenkult als Vorform der Priesterherrschaft

In den Babylonen selbst haben diese Umwälzungen nur schwache Spuren gelassen, um so verständlicher reden die übrigen Reste der mesopotamischen Kunst. Die Skulptur zunächst. Von ihren Rundformen, dem Symptom des Seewandrerstils, war die Rede. Was sonst noch an die alte Zeit erinnert, ist namentlich das Flügelsymbol. In Ägypten zeigt es sich nur noch an der Sonnenscheibe, die über den Eingängen schwebt. Doch da ist sie angenagelt wie ein gefährlicher Raubvogel, den man zur Warnung aushängte. Wo man sie auf Wandbildern den Göttern beigibt, sind es Schamanenrequisiten, nach Bedarf an- und abzulegen. Hier dagegen ist ein streng organischer Zusammenhang mit dem Körper gewahrt. Diese Künstler glauben noch an die Flugkraft ihrer Götter. Ihre Phantasie ist voll davon und kann sich nicht genugtun in der Ausführung gerade dieses Motivs. Es kehrt wieder in den Reliefs der Lichtgottheiten, bei den Stieren mit Menschenhäuptern, die vor den Toren der

Tempel und Paläste wachen, und — in späterer Zeit — bei allen säulentragenden Genien.

Alles andre, was die babylonische Skulptur zu erzählen hat, ist eine große Umschreibung der Etikette, der Zersetzung der Heroenkaste in verschiedene Schichten. Konnte man bei Ägypten noch schwanken, welcher Weg zum Despotismus führe, so müssen hier alle Zweifel fallen: die Schmeichelei dem Herrscher gegenüber wächst ins Maßlose.

Eine unabsehbare Fülle von Reliefs spricht es verständlich aus. Die vom Palast Sargon allein würden, aneinandergereiht, auf einem Weg von zwei Kilometern sechstausend Quadratmeter Fläche einnehmen. Und in den unzähligen Darstellungen, die hier Platz hatten, steht immer und immer wieder die Person des Königs im Mittelpunkt. Seine gleichgültigsten Alltagserlebnisse werden ins Bedeutungsvolle umgeschmeichelt. Vom Pompleben an seinem Hofe wird umständlich berichtet, von der Pracht seiner Bauten, seinen Jagden, Kriegen, Gelagen. Wunderdinge werden von seiner Kraft erzählt, wie er ganze Armeen allein in die Flucht schlägt und Löwen zerdrückt wie junge Katzen. Und trotz alledem wird sein guter Charakter gepriesen, seine Ergebenheit gegen höhere Mächte — seine Frömmigkeit.

Diese letzte Gruppe von Darstellungen ist die interessanteste, da sie abermals eine Ergänzung der ägyptischen Geschichte bietet. Wo bei den Ägyptern, selbst in ältesten Darstellungen, Gott und König miteinander verkehren, ist der König die zweite Person. Hier indessen ist er wie aus dem Mittelpunkt verdrängt, die religiösen Darstellungen widersprechen der Prahlerei der übrigen Reliefs in keiner Weise. Noch ist der Priester nicht allmächtig, nur ganz vorsichtig deutet seine kommende Macht sich an im gemessenen Gang der schreitenden Figuren, den geflügelten Portalwesen, die sich häufen und starrer blicken (Vorge-

schichte der Sphinxalleen), in einer gewissen Gezwungenheit, die alle Rundformen steifen möchte. Aber nirgends wagen sich noch die Tiefenvisionen des Südens ans Licht. Die Götter sind noch von menschlicher Gestalt, sind keine Halbtiere. Selbst in den seltenen Fällen, in denen auf einem menschlichen Körper ein Tierkopf sitzt, wie bei dem Adlerhaupt einer Lichtgottheit, scheinen die Züge veredelt, ins Menschliche umgedeutet. In die Fratzen der Schamanenmaske vollends wagt man nur verpönte Dämonen einzusperren.

Dennoch, so schüchtern die priesterliche Mystik sich vorwagt, hat der Süden auf einem Gebiete mindestens einen vollen Sieg erfochten: in der Art, wie er auch die Herren zwingt, die Farbenwelt zu sehen. Alle Kunstwerke sind überzogen von einem südlich unruhigen Farbendurcheinander, das sich zusammendrängt in den Ziermotiven, die man den glasierten Ziegeln aufdrückt, um mit ihnen die Sockelstreifen zu beleben, das die Reliefs und Statuen überzieht und den Rohbau verkleidet.

Kann das Gegenständliche der mesopotamischen Skulptur nicht laut genug vom Dasein einer Herrenkaste reden, so drängt sich im Technischen eine Sklavenkaste auf. Denn das ist das Wesentliche der südlichen Farbentechnik mit ihrer Voraussetzung eines ganz unglaublichen Fleißes, daß sie verständlich ist nur als die Äußerung einer unfreien, abhängigen Art Mensch. Ihr Problem ist das der Pyramiden. Der geformte Berg und das haarfeine Gespinst (die Textrin bezeichnet hier die höchste Spitze): beide verlangen Typen, denen jeder persönliche Einzelzweck fehlt, die fraglos aufgehen können in etwas Fremdem, ihnen Aufgezwungenem.

Aber indem die Technik die bunte Welt des Südens aufzufangen sucht, raunt in ihr doch schon etwas von dem neuen Menschenschlag, der nach Besiegung der Sieger dort heraufkam,

jene neue, dritte Art, die uns mit der Vernichtung der alten aussöhnt; ihre Verbreitung ist die neue Sonnenschicht, die den Erdball auch im Süden überzieht. Vom Standpunkt der Nordgeschichte wird die Buntheit der babylonisch-ägyptischen Kunst das Schillern der Verwesung, dieser weitere Gesichtskreis aber läßt uns nach ihrer Entstehungsgeschichte fragen. ✿

✿ Es ist versucht worden, den Stil der ägyptischen Privatarchitektur wieder herzustellen, nach den Andeutungen alter Reliefs und Gemälde sowie nach einzelnen Geräten, die die Form des Hauses nachahmten. Theoretiker kamen dann dazu mit Definitionen über das Wesen dieses Stils, dessen herrschende Formen ihnen von der Technik der Holzbearbeitung diktiert schienen. Da nun die ägyptische Baukunst selbstverständlich an den Anfang aller Kunstgeschichte gehörte, kam man überein, von einer „Stufe des Holzbaus“ als der Primitivstufe der Baukunst überhaupt zu sprechen. ✿

✿ Eine sehr gefährliche Definition. Unter Holzbau verstehen wir einen Bretter- oder (System des Blockhauses) auch Balkenbau, bei dem in jedem Fall die wagerechte Schichtung maßgebend ist. Diese horizontale Bauart tritt jedoch wesentlich später auf. Was die ägyptische Privatarchitektur charakterisiert, ist nicht die Horizontale, sondern die Vertikale. Man betrachte den Sarg des Menkaura (die besterhaltene Nachbildung des ägyptischen Privathauses): wie da überall die Senkrechte herrscht! Will man durchaus ein Schlagwort, so sollte man von einem Stabbau reden, denn der Stab, nicht das Brett ist das Grundmotiv. ✿

✿ Den Stabbau aber konnte nicht der feste Ansiedler eines Blockhauses, sondern nur der zeltbauende Wanderer lehren. Vier Stäbe, schräg in die Erde eingesteckt, die oberen Enden durch vier weitere Stäbe verbunden, und die Zwischenräume

verhängt mit Geweben — das luftige Haus der Wanderhirten ist der Urtypus der altorientalischen Privatarchitektur.

An Rudimenten des ursprünglichsten Stabbaus ist die ägyptische wie die mesopotamische Kunst wahrlich nicht arm. Es sei erinnert an die ägyptische Baldachine, deren Typus mesopotamische Reliefs streng wiederholen; an die Pavillons der Großen, die hier wie dort im gleichen Stil errichtet waren; an die Stelen ägyptischer Gräber, bei denen alle Inschriften wie eingespannt sind zwischen Stäbe. Der ägyptische Tempel selbst ist in seinen Grundformen die einfache Füllung eines Stabgerüstes. In Mesopotamien wird der Stab dann dominierend in einem Leitmotiv der Kunst: den Reihen nebeneinander geordneter Stäbe (meist sieben) aus halbrunden Backsteinen an den unteren Mauerteilen der Paläste und Babylone.

Wenn wir ein derartiges Motiv mit solcher Zähigkeit festgehalten sehen, können wir von Laune und Mode nicht mehr reden. Welche Rolle mag es in der Vorzeit der Wanderer gespielt haben? Die Erklärung aus dem Zeltbau allein reicht nicht aus. Sie würde den Stabbau des Pavillons erklären und die Anwendung des Motivs an den Mauerteilen der Paläste. Aber wir sehen es auch durchgeführt an den heiligen Bauten, und gerade hier mit besonderer Sorgfalt. Waren die Tempel der Wanderer vielleicht Baldachine ähnlich den ägyptischen? Das Vorhandensein megalithischer Tempel wie Stonehenge widerlegt hier nichts. Sie konnten nur errichtet werden, wo man festen Fuß faßte. Aber wo man nur vorübergehend blieb, wo man einen Baldersberg nur aufschaufelte oder auch nur eine natürliche Höhe erklomm: barg man da das Idol (einen Kegelstein, das Abbild des Weltbergs) unter einem solchen Stabbaldachin? Das Gerippe des Ägyptertempels und der Thronbaldachin des Assyrierkönigs (vom Höhentempelchen der Baby-

lone besitzen wir leider kein scharfes Bild) scheinen diesen Weg rückwärts zu weisen. ✍

✍ Wie dem auch sei: wir sehen vom Stabmotiv eine reiche Fülle immer neuer Entwicklungsformen ausgehen. An den Stab des Baldachins banden die Eingeborenen ihre Lotosfetische und fanden so das Urbild ihrer Tempelsäulen mit den knospenden und aufgeblühten Lotoskapitälen. Und das Stabmotiv gab auch der südlichen Polychromie die Ansatzpunkte einer Weiterbildung. Verschiedenfarbige Bänder, ringförmig den Stab umschließend und übereinander gereiht, geben die primitiv einfachste Art ab, die durchgängig bei den Baldachinen auftritt. Dann läßt man Bänder nebeneinander spiralartig sich emporwinden; so bei den Fassungsleisten der Tempel. Auch dieses Motiv wird weiter belebt. Von beiden Seiten ranken die immer bunteren Bänder sich hoch und verschlingen sich zu immer künstlicheren Formen. Und wie das Stabmotiv die Mauerfläche, die orientalische Farbe aber den Stab zu beherrschen anfängt, da allmählich schält der neue Stil sich heraus: der Stil des Südens. ✍

✍ Ein neuer Stil in der Tat. Die Farben, die den nordischen Stab umranken wie ein Schmarotzergewächs, bleiben nicht abhängig. Man überträgt diese Farben auf das Gewebe, wirkt sie in die Prachtgewänder der Herren, überkleidet damit die Paläste mit ihren Höfen und Hallen und Zimmern. ✍

3. Palastbau

✍ Zwei Abschnitte mesopotamischer Geschichte pflegt man zu sondern. In älterer Zeit werden alle Fragen der Entwicklung entschieden im chaldäischen Unterland, später im assyrischen Norden. Der Mittelpunkt ist also von Babylon nach Ninive gerückt. ✍

Es ist das Hinaufziehen der Kultur von der Mündung eines Stromes zur Quelle, für das die glänzendsten Beispiele bieten die Geschichte Ägyptens mit ihrem Zug von Memphis nach Theben, und eben die Mesopotamiens. Scharfe Wendungen der Weltanschauung drängen sich in beiden Fällen vor, und scharf charakterisiert stehen sich die Kulturwerke gegenüber, die diese Anschauungen ansetzen: das Grab in Alt-, der Tempel in Neuägypten; der Stufenturm Chaldäas und — der assyrische Palast.

Wieder beweist ein Rechnen mit ganz unglaublichen Summen, wie wichtig die Zeit gerade des Palastbaues war. Das Wunderwerk Sargons, an der Stelle des heutigen Chorsabad, ist ein Labyrinth von mehr als zweihundert Sälen und Gemächern und dreißig offenen Höfen. Auf einer Grundlage von zehn Hektaren (1750 zu 1645 Metern) ist eine Tonmasse von fast anderthalb Million Kubikmetern aufgewälzt. Das sind Zahlen, die zu denken geben, so viel Kraft konnte nicht zwecklos zusammengefaßt werden. Sehen wir, was die Formensprache dieser Architektur uns erzählt.

Noch überall kenntlich ist die Herkunft vom chaldäischen Stufenturm. Die Basis des Palastes ist ein ungeheurer Block von Stadtmauerhöhe (in Chorsabad sind es 14 Meter). Ja über die Wohnräume weg, aus der Mitte des Palastes hervor, ragt ein Stufenturm in aller Form. Er freilich ist nur noch eine Szene des Gemäldes, aber doch blieb seine Gestalt noch so lebendig, daß sie nebensächliche Details noch formen konnte. Die Zinnen z. B., die allenthalben über die Mauern hinlaufen, wiederholen in ihrer siebenfach abgestuften Form das Profil der Babylone.

Nun aber das Neue, das über die babylonische Kultur hinausgeht und uns Ägypten nähert. Die Anlage des Grundrisses

sagt so ziemlich alles. Drei Höfe heben sich aus seinem Liniengewirr heraus; um sie her sind die 210 Gemächer des Ganzen gruppiert. Die überall gehobenen Funde lassen über die Bestimmungen keinen Zweifel: im nördlichen Teil lagen Serail und Repräsentationsräume, südwestlich der Harem, südöstlich die Wirtschaftsräume.

Den größten Teil des Grundrisses bedecken die Wirtschaftsräume, den kleinsten der Harem. Der Einrichtung nach war das Verhältnis umgekehrt. Schlicht, nüchtern, nur praktischen Gesichtspunkten untergeordnet waren die Hallen und Kammern der Wirtschaft; Magazine und Stallungen, Bäckereien, Küchen mit Vorratskammern, Weinkeller. Ganze Lagen zerbrochenen Tongeschirrs und verrosteter Eisengeräte wurden hier gefunden, aber nirgends Spuren sorgfältigerer Ausstattung. Man war nicht stolz auf alle diese nützlichen Dinge, man verbarg sie fast wie ein notwendiges Übel.

Ein wahrer Pleonasmus von Prunk herrschte dagegen im Serail. Da liefen an den Wänden entlang die zahllosen Reliefs mit ihren gemeißelten Hymnen. An den Pforten standen menschenhäuptige Stierleiber, und durch diese Pforten hielt die ganze schwere Pracht des assyrischen Hofes ihren Ein- und Ausgang, stolze Tartane, Assurpriester, Eunuchen, sie alle strahlend in den farbigen Gewändern des erwachenden Orients.

Und dieser Prunk wird bis zur Überschwenglichkeit gesteigert im Harem. Die zierlichen Emailleplatten, die sonst nur die Wände überkleiden, sind hier auch über den Fußboden ausgespannt; selbst in den Repräsentationsräumen genügte da gestampfter Ton, bestenfalls gebrannte Ziegel. An den Haupteingängen halten männliche Statuen Wacht (im ganzen Palastbezirk von Chorsabad die einzigen Freistatuen), reiche Gemälde

beleben die Wände. Am Hauptportal des Harems von Chorsabad fand sich auch das Spezimen altorientalischen Kunstgewerbes: zwei metallene Riesenpalmen, die Stämme bedeckt mit goldenen Erzblättern. ✍

4. Ausblick ins Ägyptische

✍ Überblicken wir das Ganze der Palasteinrichtung und ordnen es ein in den großen Entwicklungsgang, so scheint es wieder nichts anderes zu erzählen als ein Kapitel aus der Leidensgeschichte der Nordländer. Mit einem gewissen Behagen führt der assyrische Palast aus, wie dem Süden die große Unterwühlungsarbeit gelang. Die Pracht des Harems, die Wandreliefs des Serails mit ihrer Vergötterung des Herrschers, dem vorsichtigen Hereinlugen des neuen Glaubens, das alles sind Merkmale, die uns zeigen, wie nahe wir Ägypten sind. ✍

✍ Hinzu kommen die Andeutungen des Materials. Wie man anfängt, sich mit dem Quaderbau vertraut zu machen, das ist bereits Verknöcherung. In Babylonien und Altassyrien genügte noch der Lehm- und Luftziegelbau, unter den Sargoniden schichtet man bereits Kalksteinquadern; zuerst nur für den Unterbau, aber schon in Chorsabad lernt man eine ganze Terrasse aus wohlbehauenen Quadern fügen. ✍

✍ Beredter als alles das ist die allmähliche Einengung der Perspektive. Über dem Babylon wölbte sich ungeengt der Sternenhimmel. Dann geht es hinein in das Labyrinth des assyrischen Palastes. Freilich hebt der Sockel den Palast noch über die Stadtmauer hinweg; auch denkt man sich die ältesten Paläste flach gedeckt, und das Dach, eine Art zweiter Stock eines Babylon, als Promenade. Aber am Sargonpalast zeigte sich nur noch ein kümmerliches Rudiment dieser Fernsicht: in der langen

Zimmerflucht des Serails, wo der Blick durch acht Pforten hindurch und über Terrasse und Stadtmauer weg in die freie Landschaft schweifen konnte. Doch gerade die Flucht dieser Perspektive, die sich wie Scheuleder vor die Schläfe schiebt — wie nahe ist das Ägypten!

Und dennoch wieder der höhere Gesichtspunkt: das Ägypten, das sich in die Tiefe scharrte und vor dem Sterben zitterte, ist auch das Ägypten wohlgefügter Dämme und bestellter Felder. Ist uns das allmähliche Festwerden der mesopotamischen Kultur peinlich, so lange wir nur auf die Darstellung der Funde aus Serail und Harem horchen, so erzählen doch auch andere Funde denselben Hergang wesentlich heller.

Sie liegen tiefer, in einem verwickelten Netz von Röhren und Gräben. Inmitten eines jeden Zimmers fand sich eine kleine Öffnung. Eine Röhre lief hier senkrecht hinunter und mündete unten in einem wagrechten Kanal. Der Kanal neigte sich einer Kloake zu, die Kloake aber führte hinaus, über den Palastbezirk, aus der Stadt fort, bis zum Euphrat. Röhren und Kanäle, Kloaken und Gräben saugten auf, was an Abfällen und Unrat im Palast sich sammelte und ließen es vom Euphrat über die Landesgrenze schaffen.

Richten wir den Blick auf diese einfache Anlage, und wir wissen, was die Kultur des Zweistromlandes sagen will. Wir sehen so etwas wie ein langsames Wurzelausstrecken. Nicht daß man in Stufentürmen den alten Glauben, in Palästen die alten Herren verdarb ist das Eigentliche, worauf es ankommt, sondern daß man an den Stufentürmen lernte, Dämme und Mauern zu bauen, daß die Herren ehrgeizig wurden, gerade solche Werke zu errichten.

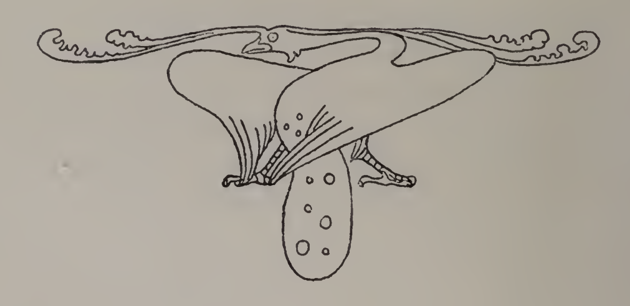
Serail und Harem schienen uns den Funden nach die wesentlichsten Teile des Palastes: nun sehen wir, wie sie mit all

ihrem Prunk zurücktreten gegen die einfach nüchternen Wirtschaftsräume. ☙

☙ Wie die mesopotamische Geschichte so sich uns auflockert und wir in ihrem Doppelwerk, Babylon und Palast, Vorformen der Pyramiden erkennen, sehen wir, daß von Verfall nicht mehr die Rede ist. Dem Untergang derer im Norden entspricht ein Aufschwung derer im Süden. Und jenseits des Heils und Unheils dieser Völker steigt das Bild auf, das die Geschichte zur Weltgeschichte macht: das Bild des Erdensterns, der eine neue Metamorphose eingeht. Das gibt uns die Lösung aller Rätsel. Weshalb die Menschen sich in das starre Gefüge des Staates ordneten und anfingen, sich in Städten zusammenzudrängen; weshalb sie sich gliederten in Kasten und Stände; weshalb es sich weiter zersetzte in ihnen selbst, zum Standesbewußtsein und Standescharakter, zu einer Despotie der Gedanken wie einer solchen des Staates. Zuchtwahlmittel sind das alles zur Bildung eines Geschlechtes, die große Arbeit fortzusetzen, die der Kreislauf der Wasser begann. Im ägyptischen Staat sahen wir es von Anfang an in voller Tätigkeit. Wir suchten nach der Vorgeschichte und fanden im Zweistromland einen Teil davon. Aber auch nur einen Teil. Allenthalben schon drängt die gerade Linie sich vor. Den Baldersberg richtet sie zum Stufenturm, Städte mit geraden Straßen und Stände mit strengen Pflichten sind geläufige Begriffe. Dieses Gesellschaftsleben ist nicht mehr die bloß übereinandergestülpte Schichtung zweier Völker, mit der die rollende Erde das Staatskunstwerk beginnt, nicht mehr der rohe Cyklopenbau, wo die Blöcke durch die eigene Wucht sich halten: überall schon Zuschnitt und Mörtel. ☙

☙ Die Lücke zwischen Baldersberg und Pyramide ist mit der Geschichte der Babylone noch nicht ausgefüllt. Es gilt weiter zu forschen. Wir folgten dem Wanderstrom, der nach der Tren-

nung an der Scheide Afrikas und Asiens Arabien umspülte, und kamen nach Chaldäa. Folgen wir nun dem zweiten Strom, der nordwärts an der Küste weiter zog. Brachte jener uns zu dem Volk, das die Vorgeschichte Ägyptens war, wird dieser uns die Vorgeschichte von Chaldäa zeigen.





III. Das pelasgische Sediment

1. Vom Seewandererstil

Wie frische Meerluft weht es uns an. Von phantastischem Umfang sind die Bauten auch hier, nirgends aber zeigen sich die Merkmale eines Despoten- und Sklavenvolkes. Das ganze Requisitorium der nordischen Kultur findet sich beisammen, Cyklopenmauern und Dolmen, Baldersberge und Cromlechs. Ja noch mehr als das: das Leben in und um den Bauten stellt sich uns dar. Wir sehen die Krieger in ihren Waffen, mit ihren Dolchen und Äxten und Lanzen, die Hausfrauen an der Arbeit mit Nadeln und Spinnwirteln, Fischer werfen ihre Netze aus, das Gewebe straff von der Last der Netzsenker. Dann wieder sehen wir die Männer beim Gelage oder die Ältesten beim Rat, wie sie im Cromlech beisammensitzen, eine freie Gemeinde freier Männer, denen der göttliche Herrscher noch fehlt, und auch der Unterweltspriester.

Ein Gebiet von Weltreichgröße erschließt sich uns im Kulturbereich der Pelasger. Das spätere Athen wie das spätere Pergamon, Korinth wie Syrakus liegen in seinem Bannkreis, ganz Griechenland, bis tief ins Thessalische. Im Osten reicht es nach Kleinasien und drüber hinaus an die thrakische Küste, im Westen hält es Teile der italischen Küste besetzt und den Ufersaum Siziliens, in der Mitte endlich die Inselwelt der Ägäa.

Wo die Quelle der Ströme zu suchen ist, die all diese Länder umspülten, scheint eine alte Sage anzudeuten, die von Lykien das

Geschlecht der Riesen kommen läßt, das die Cyklopenmauern baute. Nehmen wir Lykien als Ausgangspunkt an, so lassen sich drei Hauptwege unterscheiden. Der erste würde nach Norden führen, nach Kleinasien, in die Troas und — über den Hellespont — nach Thrakien. Der zweite, südliche hält in der Richtung Rhodos und Kreta nach Griechenland. Der dritte nimmt zwischen beiden die Inselgruppe der Cykladen. ☙

☙ Das ist kein kleines Gebiet. Aber so fern die Länder sich auch liegen, bleibt ihnen doch etwas gemeinsam: sie alle liegen nahe dem Meere. Nirgends zog die Kolonisation wie am Nil oder Euphrat und Tigris flußaufwärts. In der scharfen Seeluft aber, die sie hier umwehte, konnte ihre Kultur sich nicht nur erhalten, hier konnte sie sich auch reiner ausleben, als irgendwo im Binnenlande. ☙

☙ Prüfen wir die Funde, die aus diesem Kultursediment gehoben wurden, so treffen wir auf einen abgeschlossenen und widerspruchsfreien Stil. In skulpturellen Arbeiten zeigt er sich uns am reinsten. Diese Skulptur nähert sich der mesopotamischen. Freilich wagt sie sich noch nicht an Reliefs, und an Freistatuen fehlt es ihr gänzlich. Die kaum kenntlichen Idole der Troas (überdies vielleicht eingeführte Ware) und die kindlichen Versuche am Trinkgeschirr, die „Eulenvasen", wird man ernstlich hier nicht in Betracht ziehen. Aber dafür ist die pelasgische Skulptur auch noch frei von der starren Linie, und nur im Realismus der Totenmasken kündet sich so etwas an wie erwachender Ägyptizismus. ☙

☙ Die hauptsächlichsten Objekte sind Waffen, Schmuck- und Dekorationsstücke, Kunstgewerbe also. Schwerter und Lanzenspitzen, Halsketten, Armbänder und Ohrringe, Wand- und Deckenverkleidungen. Die ganze unabsehbare Mannigfaltigkeit dieser Dinge sehen wir nun geeint durch die stete Wiederkehr ein und

desselben Motivs: der Spirale. Am Knauf der Schwerter zeigt sie sich als Volute, zieht sich um die Wirteln der Spinnerinnen her und ziert zu Hunderten und Aberhunderten die Wände und Decken bis in die stillsten Winkel und Zwickel. Animale Formen, die diese junge Kunst nachbilden will, stilisiert sie so unbedingt, wie die Floragebilde der verschiedenen Rosetten.

Die Vorherrschaft dieses einen Motivs konnte nicht unbeachtet bleiben. Man suchte nach Gründen für das Weshalb, und es ist nur zu erklärlich, daß man unter dem Einfluß der materialistischen Weltanschauung auf die nicht eben tiefe Deutung einer Materialerklärung verfiel. Diese eigenartige Form, sagte man sich, ist der Formensprache der Bronzetechnik entlehnt. Nun erinnerte man sich einer gewissen „Bronzeperiode", die von Kulturhistorikern als besondere „Entwicklungsstufe" herauspräpariert worden war, und damit war der Kreis geschlossen.

Es ist immer sehr gewagt, die Eigenheiten eines Stils aus den Eigenheiten eines Materials zu erklären, die Phantasie eines Volkes auf die Zufälligkeiten einer Materialform festlegen zu wollen. Und nun gar das „Bronzevolk", um das es sich hier handelt, ein Volk, das einem Homer mit seine Tradition gab! Sollte es nicht umgekehrt das Material geschaffen haben, das am besten die in seiner Phantasie längst ausgebildeten Formen auffangen konnte?

Da wäre denn hinzuweisen auf eine Parallele, die das Christentum hier bietet. Wir wissen, wie in allem, was christliche Kunst und Kultur heißt, die Form des Kreuzes immer wiederkehrt, wie das Kreuz das unscheinbarste Schmuckstück ebenso beherrscht wie den ragenden Dom, dessen Grundriß es ausmacht. Wenn nun die Rundformen der „Wurmlage", spirale und konzentrische Gebilde für die Rasse der Sonnenkämpfer dieselbe, ganz und gar dieselbe Bedeutung hatten, wie für die Christen

das Kreuz, an dem ihr Herr gestorben war, ist es dann so wunderbar, daß diese eine Form zur Beherrscherin eines ganzen ihr eigentümlichen Stiles wird?

Aber lassen wir die genauere Betrachtung des Rundbogenstils auch hier noch. Er wird uns noch stärker entgegentreten, und das eigentliche Problem der pelasgischen Kultur gibt sich an einer anderen Stelle. Wenn wir an die Werke dieser Kultur denken, dann stehen sie uns vor Augen, wie wir sie im Museum sahen. In Glaskästen, zwischen Schädeln und Skeletten, so blind und rostig, wie sie herausgeschaufelt wurden. Wir betrachten sie und bemühen uns dabei an Homer zu denken, aber wir sehen schließlich doch nur Virchow. Versuchen wir, das Museum zu vergessen, und es umgibt uns plötzlich eine Pracht, wie aus einem orientalischen Märchen. Und das bei einem Volke, das — seine Grundformen beweisen es — dem Norden greifbar nahe steht.

Hier stehen wir auf dem Punkt, der die pelasgische Kultur dem Forscher wert macht.

2. Der Handel als erstes Symptom des Legierungsvorganges

Die Lücke zwischen Baldersberg und Babylon war auszufüllen. Die pelasgische Kultur gibt uns das Bild in den ersten Anzeichen der beginnenden Versüdlichung. Im Chaldäischen sahen wir den göttlichen Herrscher, den „orientalischen" Despoten im Zenit seiner Macht; in Ägypten zeigte sich bereits der Verfall: hier nun die Vorbereitung. War die treibende Macht in Ägypten der Priester und im Zweistromland der Sklave, so tritt uns hier als neues Element der geschäftige Händler entgegen. Die Todesfurcht half die ausgebildete Macht des Herr-

schers untergraben; diese Macht aber auszubilden, mußte erst ein neuer Sinn geweckt werden: die Liebe zum Schmuck. ☙

☙ Wir sahen, was den Kleinen im Süden zu ihrem großen Sieg verhalf. Die neue Entwicklungsform, in die der Planet hineinrollt, kann die unruhigen Wandererzüge der Seefahrer nicht mehr brauchen, eine seßhaftere Art mußte sich bilden. Die Unterworfenen im Süden waren tauglich, die Bewegung ins Stocken zu bringen, das gab ihnen die Macht, die ihren höchsten Sieg im Mumienglauben feiert und in jenem ehernen Staat, in dem alles bis zur Leichenstarre beinah fest geworden ist. Das gab ihnen auch die Zähigkeit, für dies eine Ziel Vorarbeiten durchzuführen, die sie vielleicht Jahrtausende aufhielten. Die Züchtung der Herrscher im Zweistromland ist eine solche Vorarbeit, die Arbeit im Pelasgischen eine noch frühere. ☙

☙ Daß die Liebe zum Schmuck nur Liebe zur Seßhaftigkeit und der erste Schmuck nur ein Surrogat der festen Wohnung ist, bemerkt schon Herodot, als er auf die Skythen zu sprechen kommt. Diese Barbaren, denen weder Städte noch bebaute Felder bekannt seien, hätten nur einen festen Punkt, um den sie sich schlügen: das Grab des Verstorbenen mit seinem Schmuck. Wie bei diesen Skythen, bildet auch bei den Pelasgern das Grab den Ausgangspunkt. Der Tote nimmt den Schmuck, den er im Leben trug, mit ins Grab, er selbst dessen Hüter. Immer reicher wird dann der beigelegte Schmuck, bis er das einfache Grab endlich umwandelt zum Schatzhaus. ☙

☙ Die beiden Grabtypen, die Schliemann 1876 ans Licht brachte, illustrieren den Gang. früher einfache Schachtgräber, später dann Tholosbauten. Lange Zeit war man in großer Verlegenheit, welche Bedeutung den Tholois beizuschreiben sei, ob es Schatzhäuser seien oder Gräber. Für beide Annahmen ließen sich glaubhafte Gründe beibringen und die Gründe hielten sich das

Gleichgewicht. Wie so oft bei wissenschaftlichen Streitfragen, hatten auch hier beide Parteien recht, und nur ihr mangelhafter Sinn für den Entwicklungsgedanken ließ sie sich nicht einigen.

Die Schachtgräber blieben schlichte Leichenbehälter, und erst die Tholoi wurden wirkliche Bauten. Übereinander geschichtete Steinringe, die sich nach oben verengen, bis sie in einem Schlußstein zusammentreffen (Prinzip des „falschen Gewölbes") und so das Bild eines mächtigen steinernen Bienenkorbes geben. Der Tote tritt ganz in den Hintergrund, nur eine kleine Kammer, eine Art Pförtnergelaß ist für ihn ausgespart. Der ganze Bau wird im übrigen freigehalten für die angesammelten Schätze: aus dem Grab ist ein Schatzhaus geworden.

Der Übergang vom Schachtgrab zum Tholos ist jedoch nur die vereinzelte Äußerung einer Umwälzung, die tiefer wühlt. Was in ihr redet, ist nichts geringeres, als eine Zentralisation der Macht, ein Sichgruppieren, ein Über- und Untereinanderschichten bisher gleichgeordneter Kulturmächte: die Vorbereitung der göttlichen Herrschaft.

Den Anfang bildet der mehr und mehr um sich greifende Hang zur Seßhaftigkeit. Seine deutlichste Verkörperung ist die Ausstattung der Wohnräume, deren Reichtum für den pelasgischen Kulturkreis so charakteristisch ist. Man ist nicht mehr zufrieden, im Grab einst den gesammelten Schatz zu bewachen, sondern will ihn im Leben schon um sich haben. Er ist zu reich geworden, ihn, wie in alter Zeit, am Körper zu führen, so behängt man mit dem Überschuß die Wände der Behausung. Nicht lange mehr, und beides wächst zusammen: von Anfang an wird der Schmuck in die Wände hineingebaut. Homer schildert die Pracht, die so allmählich entstand. Man hielt seine Schilderungen für übertrieben, aber die Ausgrabungen haben sie

bestätigt. Keine Wand, keine Decke blieb unverziert. Gold und Silber, Elektron und Elfenbein drängen sich unruhig durcheinander. Gemeißelte Alabasterfriese krönen die Fenster, Türen und Mauern. Bunte Mosaikschichten legen sich über die Halbsäulen, die Böden und Wölbungen: Einsätze von Lapis lazuli, Schmelzstücken und bunten Marmorteilchen. Dann wieder sind ganze Kammern mit blanken Erzplatten verkleidet, weiter lösen sich Gold- und Silberstreifen zonenweise ab.

Je reicher es aber von den Wänden der Wohnungen herunterstrahlt, um so gedämpfter scheint das alte Wikingerverlangen, der Drang ins Unbekannte: aus den Barbaren, die sich um ihre Gräber schlagen, werden die Barbaren, die Städte türmen und Felder bauen. Die Aussicht ins Assyrische wird frei. Auf weiten Strecken Landes ist es still geworden und an andern Stellen schnürt es die Menschen um so dichter zusammen.

3. Eine Katastrophe

Ägypten, Assyrien und die Ägäa waren uns Entwicklungsformen aus der Geschichte der Sonnenkämpfer. Wir nahmen sie gesondert, mußten sie so nehmen, um die große Kulturbewegung der germanoiden Seewanderer zu verstehen. Dieser Zweck gab uns das das Recht, die pelasgische Kulturform als die evolutionistisch älteste, die ägyptische als die jüngste darzustellen. Wir wollten das Schicksal der Nordländer erforschen und mußten die Bilder nach dem Grade der Reinheit ordnen, in dem sie den Nordlandstypus wiedergaben.

Suchen wir nun die Szenen nach streng chronologischem Gesichtspunkt umzuordnen, und eine neue Bewegung, an Erhabenheit der alten gleich, dämmert uns entgegen.

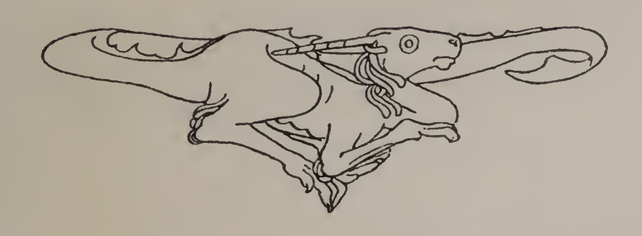
Das erste, was auffällt, ist der enge Zusammenhang der

Kulturländer untereinander. Ein Leitungsanschluß, der drei Weltteile verbindet. Reisende Händler bilden die Vermittlung, auf den ägäischen Inseln vertreiben sie die Kulturprodukte des alten Zweistromlandes und des älteren Ägyptens. Nicht nur in ihren Waren, wie kleinen ägyptischen Sphinxen und chaldäischen Gemmen, weit mehr noch in dem Menschenhandel, der die ferne gezüchteten Klassentypen wie ausländische Pflanzen einführt. Da werden Weberinnen importiert, Färber, die sich auf die Verarbeitung von Pflanzensäften verstehen, Hirten, die in den Hirtenländern die Schafzucht erlernten. Die neuen Unterarten des genus Mensch akklimatisieren sich in den unberührt gebliebenen Ländern. Das große Leitungsnetz läßt ihnen eine Kraft zufließen, die alles um sich her ordnen kann — und eine neue Bewegung vom Süden her kündet sich an.

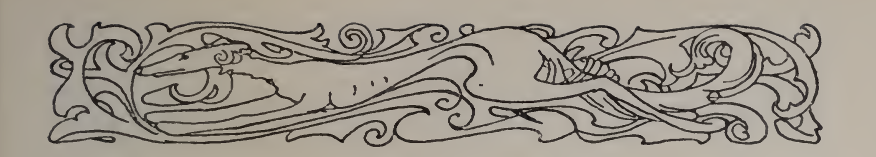
Auch eine ruhige Entwickelung der Dinge, die sich von Gegensätzen freihielt, hätte es zu dieser rückläufigen Bewegung bringen müssen. Doch auch hier sollte die Entwicklung nicht ohne scharfe Wendungen, ohne „Katastrophen" bleiben. Im Argivischen fand der Orient zuerst einen festen Ansatzpunkt. In der Kultur von Mykene ist die Hofburg bereits in den Mittelpunkt gerückt, und eine übertriebene Prachtliebe scheidet diese Kultur von der der Inselbewohner, der Leleger. Wie mykenische Kultur von Südosten her durch Wanderung verpflanzt wurde, strebt sie nun selbst weiter vorwärts. Eroberetzüge führten sie nach Italien, ja vielleicht selbst nach Spanien, und wo die Scharen dieser von südlicher Kultur infizierten Seewanderer hingelangen, kommt Tempo in jene sich nur langsam vollziehende Entwicklung. So scheint sich im gewaltigen Maßstab einer jener Züge nach Norden vorzubereiten, der für die Artveredlung der Menschheit als Gegenbewegung der Züge von Norden so unendlich wichtig waren.

Da geschieht etwas Seltsames. Schon haben die Massen im

Süden sich gesammelt zum Überströmen, unermeßliche Kräfte in sich, bereit jeden Augenblick sie auszulösen, schon fließen einige Fäden ins rein Europäische und zeichnen dem Hauptstrom einen Weg, daß nichts mehr den gewaltigen Zug nach Norden scheint hemmen zu können. Da plötzlich wird die Kraft dieser Bewegung neutralisiert durch eine stärkere: ein zweiter Nordlandstrom rauscht nieder. Nicht auf den alten Bahnen, an den Meeresküsten entlang: er war stark genug, den schwierigeren kurzen Weg zu nehmen, den über das europäische Festland. Die Gewalt des Südens kann ihn nicht halten, er zerschneidet die Massen, die sich ihm düster entgegenwälzen, und ungehemmt schiebt er sich vor bis in die alten Wunderländer.




Germanoide
Wanderungen über
Land
H. V.



I. Hellas

1. Romanisch und Germanisch

Von den feineren Rassengegensätzen, die für unsere Kulturentwicklung entscheidend sind, ist wohl keiner so klar erkannt und so oft beschrieben worden, wie der zwischen romanischem und germanischen Wesen. An irgend einer Stelle muß jede ernste Literaturgeschichte und Kunstgeschichte sich mit ihm abfinden, und dem Kulturhistoriker bleibt die Pflicht, das Werden dieser Gegensätze rückwärts zu verfolgen bis in die Zeiten ihrer Bildung. ❧
❧ Wir wollen uns zunächst die Eigenschaften selbst klar machen. Die romanischen Dichter, sagen die Literarhistoriker, haben eine ausgesprochene Vorliebe für das rein Gegenständliche. Ihre Helden erleben unglaublich viel, sie sehen und schauen Bilder über Bilder, und die bunte Vielgestaltigkeit ihres äußeren Erlebens läßt sie kaum dazu gelangen, das Gegenständliche in seiner persönlichen Färbung zu sehen. Gerade das aber ist die Kraft des germanischen Dichters. Was dessen Helden widerfährt und was sie tun ist kümmerlich, verglichen mit den Abenteuern des Romanen. Aber auch das geringste Erlebnis findet im Geist des Germanen einen Boden, in dem es sich weiter entwickeln kann. Dieses Durchfühlen und individuelle Umwerten, das ein ganz neues Ereignis aus dem alten macht, das so schöpferisch wird fast wie die Natur selbst, das ist durchaus germanischer Art. Die romanischen Helden haben das bunte Treiben der Welt nötig, um sich zu zeigen, und die romanischen

Dichter wenden sich immer nur an ein großes Publikum; sie sind Rhetoren, durch deren wohlgesetzte Reden Pathos und Feierlichkeit rauschen. Die Grübeleien germanischer Dichter würden im Lärm der Welt nie eine Stimme finden, der Anblick einer lauten Menge würde sie verwirren. So suchen die Germanen die Einsamkeit auf, in der die geheimnisvolle Um- und Weiterbildung des entscheidenden Erlebnisses allein gedeiht. In der Einsamkeit lassen sie ihre innere Welt werden und wachsen, bis sie gewaltsam ihre Fesseln sprengt und sich dann ergießt fast wie ein Vulkanausbruch. Formlos und unbeholfen, aber von elementarer Kraft und Wucht.

In der gleichen Schärfe wie in der Poesie, zeigen sich die Gegensätze in den bildenden Künsten. Die Rednernatur der Romanen weiß vortrefflich zu disponieren, wird nie das formale Gleichgewicht stören durch eine unbedachte Gruppierung. Der germanische Künstler weiß nur wenig von diesem Ceremoniell der Kunst, der seelische Ausdruck, der ihn überhaupt zum Schaffen drängte, beherrscht ihn zu sehr. Dort gilt es die Schönheit und hier die Wahrheit, heißt es öfters zur Charakteristik. Aber nicht nur bei der allgemeinen Komposition treten die Gegensätze hervor: sie lassen sich beobachten bis in die flüchtigsten Einzelheiten der Formgebung, der künstlerischen Handschrift. Ja hier erst finden sie eine ganz kurze und klare Formel. Achten wir etwa darauf, wie ein romanischer und wie ein germanischer Künstler die Faltung eines Gewandes schildert, wie seine Figuren sich bewegen, wie sie stehen: der Romane bevorzugt unbedingt die gefällige Rundung, wo der Germane sich zu einem eigensinnigen, kantigen Linienstil entschließt. Gehen wir vom Kleinsten zum Größten, zu den stolzesten Werken des Monumentalbaues, so haben wir den gleichen Gegensatz. Sankt Peter gegen den Straßburger Münster: der Kuppel-

und der Giebelbau in ihren vollendetsten Formen wiederholen, was uns der Faltenwurf einer Rafaelischen und einer Dürerschen Madonna sagen. Oder vergleichen wir Schrifttypen, das Rund der romanischen „Antiqua" und das Zackige der germanischen „Fraktur" — es wiederholt sich auch da, was der ganze Stil romanischer und germanischer Art in tausend Spiegelungen bestätigt.

Halten wir uns bei der Frage nach der Entstehung an die Formen der bildenden Kunst als die festeren und zuverlässigeren, so finden wir die weitesten Perspektiven in der Vergangenheit bei der romanischen Kunst. Der verwandtschaftliche Zusammenhang zwischen Sankt Peter, Byzanz und altrömischen Kuppel- und Rundbauten ist wohl bekannt. Vom alten Rom aber führt es in gerader Richtung in die primitive Kunst der Megalithen- und Seewanderervölker. Es wurde versucht, die Eigenheiten des Seewandererstils aus hieratischen Motiven zu erklären. Das Rund der Cromlechs und Trojaburgen, das alle Groß- und Kleinkunst beherrscht, wiederholt nur geheiligte Ornamente, Ornamente, in denen die höchste Weltanschauung der Zeit auf die kürzeste Formel gebracht ist. Wir wissen, daß solche Formeln die Kraft haben, Kulturgegensätze stärkster Art zu schaffen. Die Fähigkeit der alten naturalistischen Zeichnung, die „Jägerzeit" fand in der Ausbildung solcher Ornamentkünste ihr Ende. Einerlei, ob wir das Rund des Seewandererstils auf diese Art richtig erklären: die Tatsache des beherrschenden Motivs ist jedenfalls anzuerkennen, und ebenso der Zusammenhang mit späteren romanischen Kulturäußerungen.

Wo und zu welcher Zeit nun wurden zuerst solchen romanischen Formgebilden germanische gegenübergestellt? Wo kommt nach der Kunst des Kreises auch die Kunst der Linie zu einer ersten Ausbildung?

Wie gesagt, der Ausblick ins Vergangene reicht hier nicht so weit, kann so weit nicht reichen, zudem hat es lange Jahrhunderte gedauert, ehe die soviel jüngere Kultur sich selbständig neben der alten behaupten lernte. Lassen wir aber alle noch unbestimmten Äußerungen beiseite und suchen nach der ersten ganz klaren, ganz unzweideutigen Kundgebung einer solchen germanischen Art, so erhebt sich vor uns ein festes Bild: das Bild des alten griechischen Tempels. Dieser schlichte Giebelbau, diese gerade und einfache Kunst, das ist ganz und gar nicht romanische Art, das ist in jeder Linie germanischer Geist.

Eine alte und bewährte Annahme erklärt die ältesten Achäertempel für Holzbauten, und die Eigenheiten des Holzbaus geben sich in zahlreichen Atavismen kund auch noch beim späteren Griechentempel aus Stein. Die Werke romanischer Baukunst sind von vornherein in Stein gedacht. Mit dem Seewandererstil fing es an, und das Bild steiler Klippen und felsiger Küsten, das den Seewanderer immer wieder vor Augen trat, meinen wir wiederzusehen in diesen seltsam elementaren Megalithenbauten. Anders das Landschaftsbild, das in den ersten klaren Bauten germanischer Art sich verdichtet. Auch die spätesten wirklich hellenischen Marmortempel noch umgibt für unser Empfinden ein heiliger Hain. Der Hain ist licht, das Schattennetz, das er über die Bildnerwerke streift, hat weite Maschen. Aber denken wir der älteren, noch nicht von Säulen rings umschlossenen Tempel, die so viel stärker an die alten Holzbauten erinnern, so wird für unsere Vorstellung aus einem Hain ein Wald, und denken wir gar des ältesten Bildes, des Blockhauses, das einmal Modell war, so umrauscht es uns wie Urwaldbrausen.

Das Romanische des Meeres und das Germanische des Waldes: es ist nötig, daß wir uns den Gegensatz der Bilder, die uns da dämmern, scharf zu Bewußtsein bringen. Mit einem

Seewandererstil fing romanische Art einst an, mit einem Landwandererstil germanische.

Die ältesten germanoiden Rassenwanderungen waren Küstenfahrten. Bei der unbändigen Expansionskraft der nordischen Rasse aber war es nur eine Zeitfrage, wann den Seewanderungen solche über Land folgen würden. Die langsame Verkrustung des Menschensterns an den europäischen Küstengebieten setzte den noch beweglichen Elementen einen Widerstand, den zu bezwingen schließlich einen größeren Krafteinsatz verlangte, als ihn die an sich schwerere Wanderung über Land verbrauchte. Man lernte solche Schwierigkeiten überwinden, wie das Grün der ältesten Wälder sich landeinwärts zog, nachdem an der Küste alles besetzt war, wie die Bäume mit ihren Wurzeln härteres Erdreich bearbeiten lernten, nachdem in allen Sumpfgebieten der Anbau vollendet war. Und zwar gibt uns das Bild der Pflanzenverbreitung auch einen ersten Begriff, wie die Völkerwanderungen über Land sich ihre Wege suchten. Nicht in breiter Linie zog der Pflanzenwuchs sich von der Küste aus ins Binnenland, sondern der Besiedelung der Küste folgte erst eine solche der Ufer. Aus dem vom Meerwasser bearbeiteten Boden ging es in den des Brackgewässers, und schließlich des Süßwassers. Einen ähnlichen Verlauf wird die monistische Anschauungsweise geneigt sein auch für die Völkerwanderungen über Land vorauszusetzen. Und die Forschung gibt ihr recht. Die Täler der Weichsel, des Niemen und Dnjepr entlang und weiter an der Küste des schwarzen Meeres wurden kulturhistorische Funde gemacht, die uns beweisen, daß in der Richtung dieser Flüsse sich die große Völkerstraße zog, die das Gebiet der Ostsee mit dem der Ägäa in gerader Linie verband.

Die Strombetten der Völkerbewegungen gruben sich nicht leicht. Jahrtausende mußten vergehen, ehe der Widerstand für

große Landwanderungen überwunden werden konnte. In diesen Jahrtausenden mußte der alte Sonnenglaube, der die Ahnen der germanoiden See- und Landwanderer einmal einte, seine Entwicklungen durchmachen. Welche Umwandlungen erlebte er im Norden, daß die Landwanderer schließlich von den Seewanderern in so ausgesprochener Art sich unterscheiden konnten, wie es der erste Gegensatz romanischen und germanischen Wesens schon zeigt?

Über die Anfänge gerade des germanischen Wesens Bestimmtes zu äußern, ist unendlich schwer. Holzbauten halten sich nicht wie Steinsetzungen. Aber ein „geschichtliches Leitfossil“ haben wir doch, das für diese Anfänge von äußerster Wichtigkeit ist, und das ist die Erfindung und Verbreitung der Buchstabenschrift.

Die Bedeutung des Gegenstandes zwingt uns, hier weiter auszuholen.

2. Herkunft der Buchstabenschrift

Wer das Bibliothekenmärchen von der orientalischen Herkunft aller höheren Kultur ausführlicher erzählen will, vergißt in der Regel nicht, an hervorragender Stelle von der erwiesenermaßen nicht nordischen Herkunft der Buchstabenschrift zu sprechen. Erwiesenermaßen soll vielmehr das folgende der Fall sein. Die Bilderschrift der alten Ägypter zeigte sich dem immer stärkeren Mitteilungsbedürfnis nicht mehr gewachsen, auch reichte die Zahl der überkommenen Bilder für die vielen neuen Vorstellungen nicht aus. Man sann auf Abhilfe und kam dabei auf den Gedanken, Worte gleichen Klanges durch ähnliche Bilder zu bezeichnen. Das schärfte das Ohr für den Klang und führte allmählich zu der Zerlegung der Worte in Silben, der Silben in Buchstaben. Die Ägypter selbst führten freilich das neue System

nicht durch. Ihre „hieratische Schrift", die zuerst Lautsymbole bringt, kennt auch noch Silben- und Wortzeichen. Den Phönizern blieb es vorbehalten, ein erstes regelrechtes Alphabet aufzustellen, dessen bewegliche Lettern hinreichten, jedes gesprochene Wort zu fixieren. Phönizische Handelsbeziehungen brachten die so ungemein praktische Neuerung über Kleinasien und die ägäischen Inseln nach Griechenland, und schließlich nach Italien. Im Norden lernte man sie erst sehr spät kennen. Römische Kaufleute führten sie im zweiten nachchristlichen Jahrhundert etwa in Deutschland ein, und deutsche Kaufleute noch später in Skandinavien. ꝯ

ꝯ Was alle die zur Stütze dieser Behauptungen aufgestellten Untersuchungen beweisen, ist im Grunde nur eines: es sind Beziehungen vorhanden zwischen den Buchstabenschriften der verschiedenen Völker, von gewissen Lautsymbolen der hieratischen Schrift an bis zu den Runen Skandinaviens. Die Beziehungen können nun zweierlei Art sein. Entweder hat der Süden den Norden angeregt, oder der Norden den Süden. Das erste ist die gemessene Behauptung aller bisherigen Philologie — aber nur das zweite hält einer strengen Nachprüfung stand. ꝯ

ꝯ Zunächst ist die Ansicht von der ägyptischen Entstehung schon deshalb sehr bedenklich, weil die hieroglyphischen Zeichen denen der hieratischen Schrift zu unähnlich sind, als daß das eine zum andern hätte leiten können. Mit Analogieschlüssen über die Vergänglichkeit der Zwischenglieder auch bei geistigen Gebilden ist hier wahrlich nichts bewiesen. Und was soll man gar zu dem Operieren mit den „ausgedehnten phönizischen Handelsbeziehungen" sagen, diesem bequemen X, das überall da eingesetzt wird, wo die Rechnung nicht stimmen will! Man hat diese Phönizier nicht nur an die bernsteinreiche Ostseeküste gebracht, sondern sie sogar bei den Lofoten Heringe fischen lassen,

nur um den handgreiflichen Beweisen von der nordischen Herkunft der im Süden ausgebildeten Kulturen die Geltung zu nehmen. Es muß schlimm um eine Theorie bestellt sein, wenn sie zu solchen Mitteln der Beweisführung greift!

Aber die Widerlegung ist in unserem Fall noch schärfer durchzuführen, suchen wir unter den bisherigen Voraussetzungen den Zusammenhang zwischen der römischen Schrift und den Runenzeichen. Das ist zunächst die Richtung der Zeilen. Bei den Römern lief sie in späterer Zeit wie bei den Griechen von links nach rechts, anfangs jedoch wie bei den Phöniziern von rechts nach links oder „bustraphedon", das heißt sie schlängelte sich zeilenweise wechselnd rechts- und linksläufig. Wären nun wirklich die Römer die Schreiblehrer der Nordländer gewesen, so ist klar: sie hätten ihnen die Schrift in der rechtsläufigen Art beigebracht, die sie über ein halbes Jahrtausend bereits übten. Jedoch: das genaue Gegenteil ist der Fall, die ältesten Runen sind teils linksläufig, teils bustraphedon.

Wie will man ferner die eigentümlich gerade Form der Runen aus den geschmeidig runden Typen der Lateiner erklären? Stilistisch wenig feinfühlige Erklärer wollen diese Form nicht als die Äußerung individueller Art gelten lassen, sondern als bloße Ungeschicklichkeit. Aber wir sehen diese ungeschickten Runen bisweilen auf Schmuckstücken von den feinsten Kleinkunstarbeiten umrahmt. Wenn man hier, wo es doch sehr viel schwerer war, das zierliche Rund der Romanen so glücklich nachahmte, so hätte man die paar Buchstaben doch wohl auch weniger eckig gestalten können.

Und nun das Sonderbarste, wenn wir die Form dieser Runen nicht mit den Schriftzeichen der römischen Kaiserzeit vergleichen, sondern mit denen aus jener Epoche, in der die Italer selbst erst das Schreiben lernten: das ist keine Ähnlich-

keit mehr, das ist die Identität, in der eine ganze Reihe von Formen wiederkehrt. Wenn die Germanen von den klassischen Völkern die Kunst des Schreibens lernten, so können die Vermittelung nicht römische Händler gebildet haben, sondern auf oskischen Topfscherben, etrurischen Grabmälern und achäischen Stelen müßten diese Germanen und Skandinaven ihre Lautsymbole kennen gelernt haben (auf Details einzugehen, verbietet die Ökonomie des Buches; in meinen „Lichtungen" habe ich die betreffenden Buchstabenformen nebeneinandergestellt).

Kein Unbefangener kann die hier nur angedeuteten Tatsachen näher prüfen, ohne zugeben zu müssen, daß nur unter der Suggestion eines bis zur Ermüdung wiederholten Vorurteils der Aberglaube von der nichtnordischen Herkunft der Buchstabenschrift entstehen konnte. Schon heute läßt sich eine genauere Morphologie der Buchstaben geben, aus der unwiderleglich hervorgeht, daß die skandinavischen Runen die ältesten Lautsymbole sind, Sammeltypen noch, aus denen sich der ganze Reichtum der im Süden entwickelten Buchstabenschriften herausgebildet hat.

Ehe wir nun der Frage der Verbreitung nähertreten, wollen wir versuchen, uns über die wahrscheinliche Entstehungsart der Buchstaben im Norden klar zu werden. Da ist es zunächst wichtig, daß wir uns auf die Entstehung der artikulierten Sprache besinnen. Im Klangzauber erkannten wir den akustischen Apparat, der den Menschen in stand setzte, aus dem einheitlichen Schall der früheren onomatopöetischen Worte einzelne Vokale oder Konsonanten auszuscheiden. Es liegt nahe, ähnliche Voraussetzungen auch bei der schriftlich fixierten Sprache anzunehmen und in der schamanistischen Anschauungsweise des Bildzaubers die erste Buchstabenschrift zu suchen. Die Runenzeichen verhalten sich danach zu den Zeichnungen früherer Bilderschriften

wie die artikulierte Sprache zur rein onomatopoëtischen. Die Runen wären also aufzufassen als alte Beschwörungsornamente, nur von festerer und strenger spezialisierter Art.

Die erste Wahrscheinlichkeit, die dafür spricht, ist die Form der Runen. Wilser (Herkunft und Urgeschichte der Arier) zeigt, daß „die Runen feh, ur, ehu und man sich durch Beifügung weniger Striche leicht zu Bildern ihrer Namen ergänzen lassen." Bei vier anderen Runen (hagl, thurs, sol und tyr) habe ich dasselbe nachgewiesen (Lichtungen). Denken wir doch daran, was das Wort Rune oder Raune besagen will. Es ist das Raunen einzelner Laute, denen man Zauberkraft zutraute. Diese Zauberkraft mußte an Wirksamkeit gewinnen, wenn der Klangzauber sich dem Bildzauber zugesellte. Es ist, wie wir heute noch bei den Naturvölkern beobachten können, durchaus der Vorstellungsart eines schamanistisch gebildeten Menschen gemäß, daß er das Fauchen eines Hagelwetters durch einen ähnlich fauchenden Laut glaubt bannen zu können. Und findet der Laut auch ein entsprechendes Bild, wie es die Rune hagl zeigt, so wird er sich dessen nicht minder eifrig bedienen. Es ist natürlich unendlich schwer, bei der ganz symbolisch gewordenen, antinaturalistischen Form der Runen ganz Zuverlässiges und Detailliertes zu behaupten, aber was einigermaßen feststeht, ist doch vielleicht schon genug. In jedem Fall haben wir bei den primitiven Verhältnissen der Nordländer die Möglichkeit eines Übergangs, die bei der ganz und gar nicht mehr beweglichen, starren Hieroglyphenschrift uns fehlte.

Nun aber eine Schwierigkeit, die hinzukommt. Eine gleichzeitige Ausbildung der Runenschrift und der artikulierten Sprache ist nicht denkbar. Die Seewanderer kannten die Runen noch nicht, deren durchaus germanische Stilform all ihren Stiläußerungen widerspricht. Die germanoiden Seewanderer aber

hatten es bereits zu einem Glauben gebracht, der weit über die Schranken der Schamanenwelt hinausblickte. Wie war es möglich, daß im Norden selbst diese düstere Welt noch einmal über den freien Sonnenglauben die Herrschaft gewann? War die Spannung, die der gewaltigen Landwanderung voraufging, stark genug, diesen Umschlag zu bewirken? Kam es zu Kriegen großen Stils mit darauffolgender zweivölkiger Schichtenbildung? Wir wissen es nicht, die Sagenanalyse kündet zu wenig, die Runeninschriften selbst schweigen vollkommen, stammen zudem aus späterer Zeit, denn die ältesten Mittel dienten ausschließlich der Beschwörung, sie waren kein Mittel Geschichte zu schreiben. So müssen wir uns einstweilen mit der nackten Tatsache begnügen und abwarten, ob wir zu ihrer Erklärung noch einiges finden. ✍

✍ Klarer sehen wir, wie die Verbreitung der Runen vor sich ging, wenn wir mit der Psychologie der Formen die alten Runen untersuchen. Das allgemeine Stilgefühl, das sich in den Runen ausspricht, ist, wie hervorgehoben, germanischer Art. Diese tannengeraden Formen haben mit dem Megalithenstil nichts mehr gemeinsam, das Material, das ihnen ansteht, ist das Holz, nicht aber der Stein. Können wir vom Griechentempel sagen, daß seine Form an Waldesrauschen mahne, so auch von diesen Nordlandsrunen. ✍

✍ Aber die Form der Runen und Buchstaben wechselt. Sie wechselt mit den Zonen südwärts, und vergleichen wir die nördlichsten mit den von ihnen abgeleiteten im Süden, so fällt uns auf, wie entschieden der Norden die Senkrechte betont und der Süden die Wagerechte, während die Zwischenglieder vermitteln. Nun vergleiche man damit andere Äußerungen ethnischen Formgefühls in der Architektur etwa. Das nordische Scheuerdach, steil wie ein Zeltrücken, den Flachgiebel des griechischen Tempels

und die platte Decke des südlichen: was wollen solche Übereinstimmungen besagen?

Gehen wir vom Architektonischen aus. Die Ausdrucksweise, die verschiedenen Gebäudeformen zu Grunde liegt, je nachdem die Senk- oder Wagerechte vorherrscht, läßt sich geschichtlich klar ermitteln. Der Zug zur Höhe ist allen Völkern eigen, in denen eine unruhige Wanderlust gärt, während seßhafte Völker die ruhigen Bauten bevorzugen, die nicht stehen, sondern liegen. So siedeln sich die Germanen der Völkerwanderung die Berge hinauf an, so suchen die erstehenden Großstädte die Ebene. Die arabische Wanderung treibt in die ruhigen Linien des Orients die Spitzen der Kielbogen und verwandte Formen, die beginnenden Kreuzzüge türmen gotische Kirchen. In der italienischen Renaissance dagegen wieder der Architravbau des städtischen Palazzo.

So erzählen uns also die Formen der Runen auch von der Art der ersten Landwanderungen und ihrem langsamen Sichstauen. Doch außer der Art der Lage mußten die Runen noch andere Veränderungen durchmachen, Anpassungen, die ihren ganzen Stilcharakter verwischen. Und das erst bringt es uns zum Bewußtsein, wie viele Jahrhunderte lang in dem Völkerstrombett, das über das Land hin schon gegraben war, die Massen niedergerauscht sein mögen, ohne den Kulturen im Süden eine wesentlich neue Färbung geben zu können. Die „Hyksos", mit deren Auftreten im Ägyptischen die hieratische Schrift einsetzt, müssen wir unbedingt für nordische Landwanderer halten. Was ist von ihnen geblieben? Bei den Felsgräbern von Beni-Hassan fällt die seltsame, vollständig unägyptische Form der „protodorischen Säule" auf. Wer hat den Ägyptern diese Waldform gezeigt? Wie war es möglich, daß auch dieser so bewußte Gedanke wieder aufgelöst werden konnte von der fremden Kultur?

Und das ist das Große und Bewundernswerte an der hellenischen Kultur, daß sie zum erstenmal sich gegen das Fremde auflehnen konnte, daß sie das Eigene, das Wesentliche der Landwanderer behauptete. Schwer genug ist es ihr freilich geworden, und nur wenige Jahrhunderte währte es, bis die Wellen auch über dieser Kultur wieder zusammenschlugen. Aber aus all der Wirrnis heraus, aus dem Dunkel, das die Geschichte Griechenlands umgibt, leuchtet doch klar der Versuch einer ersten Betätigung germanischer Art.

3. Emanzipation des Griechentums

Homer ist für uns der Inbegriff des ältesten, vom Pelasgischen sich lossagenden Hellenentums. Die homerische Ilias wird in der Regel mehr gedeutelt als gedeutet, dann namentlich, wenn man die „geschichtlichen Grundlagen" dieses Kunstwerkes zu erkennen sucht. Man kümmert sich zu sehr um Einzelheiten, um Gebäudebeschreibungen, kriegerische Trachten, Umgangsformen. Gerade darin aber sind Dichtungen die unzulänglichsten Geschichtsbücher. Man muß den Dichter um die letzten und allgemeinsten Dinge fragen, um den „genius epidemicus", um die Ideen, die der Zeit die Färbung gaben, und man wird von ihm Vorstellungen von einer Klarheit gewinnen, die allerdings kein noch so fleißiger Geschichtsschreiber geben kann. Was die Ilias, unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, zunächst hergibt, ist die Tatsache, daß um Troja gekämpft wurde, und daß Troja fiel. Troja, das ist das Pelasgertum, ist die uralte Megalithenkultur, die lange Jahrhunderte achäisch-germanischer Art zugesetzt haben mag, ehe diese stark genug wurde, sich gegen sie zu behaupten.

Aber die Stimmung der großen Zeit, die uns Hellas gab,

ist näher charakterisiert. Das tiefste Buch, das über Homer geschrieben wurde, Herman Grimms „Ilias", macht uns damit vertraut. Zwei Welten stehen sich bei Homer gegenüber. Die Götter im Olymp und eine ringende Menschheit. Die Menschen sind in einen furchtbaren Kampf hineingezerrt, aber sie kämpfen ihn ungern. Es verlangt sie nach Haus, das friedliche Dasein winkt ihnen von fern entzückend zu. Doch die Götter wollen es anders und peitschen sie immer wieder in den Kampf. Ein frivoler Leichtsinn läßt diese Götter die Sache der Menschen nie wirklich ernst nehmen. Sie begünstigen einige Sterbliche, aber nur soweit es angeht ohne allzu viele Unannehmlichkeiten. Bisweilen eignen sich die Kleinen da unten gut zu den pikanten Intriguen, mit denen man sich die Zeit am olympischen Hofe verkürzt, aber zu wirklichen Zerwürfnissen dürfen die Intriguen nicht führen. Kommt es einmal so weit, so zögert man auch keinen Augenblick, die Canaille als Canaille zu behandeln. Und die Menschen? Sie durchschauen das unwürdige Verhalten der Götter, wissen sich selbst in ihrem gehaltenen Auftreten reiner, wie Vernunft und Schicklichkeit bei ihnen doch stets wieder Oberhand gewinnen, und wagen trotzdem nicht, es mit den Göttern zu verderben. Sie haben die Herrschaft, die Macht, ihr Leben schillert in zauberhaftem Glanz, was sie tun, bewegt sich in Anmut — man kann den bösen Herrschaften nie ganz gram sein. ☙

☙ Schon beim ersten Gesang der Ilias findet Grimm Gelegenheit, auf diese Doppelwelt zu weisen, und ein Vergleich drängt sich ihm auf: „Lesen wir von dem ruhigen, sittlich gehaltenen Behagen des Bürgerstandes im vorigen Jahrhundert, der in Frankreich, England und Deutschland die gleichen Symptome gewissenhafter Daseinsführung zeigt, und vergleichen wir damit das Draufloswirtschaften des damaligen Adels, der

sich über den Bürgern erhob und in der Tat fast als eine höherstehende Rasse galt, so haben wir den Unterschied, dessen Homer sich bedient, um seine Götter als eine mächtigere Gesellschaft über den Sterblichen darzustellen." ꕥ

ꕥ Der Vergleich mit dem Einzelfall der Vorrevolution ist bloßes Bild. Wenn man aber die beiden Zeiten auf ihre Triebkräfte untersucht, so zeigt sich doch mehr als oberflächliche Verwandtschaft. Wie wir den Gang der Ilias verfolgen und mit so seltener Schärfe jenen Gegensatz durchgeführt sehen, werden wir die Vorstellungen nicht mehr los, daß diese Dichtung der Spiegel einer Zeit ist, die zwei Kulturen aufeinanderprallen sah: eine große Vergangenheit, im verführerischen Glanz einer reichen Überlieferung, und eine Zukunft, bescheiden noch, aber beseelt von ehrlichem Wollen und tüchtigem Können — dort Zeus und Hera, hier Hektor und Andromache. ꕥ

ꕥ Wie eine solche Unterordnung eines starken Volkes vor sich gehen konnte, fragen wir. Bei Homer werden wir einer solchen Frage keine Antwort suchen, und was die Geschichtsforschung von jenen Zeiten weiß, ist gleichfalls Dichtung, von einer späteren Zeit stilisiert, im Interesse dieser Zeit. Nur Analogien können uns einige Wahrscheinlichkeitsvorstellungen geben. Kann sein, daß Hörnes (Die Urgeschichte des Menschen) das Richtige trifft, wenn er die folgende Parallele zieht: „Wie anderthalb Jahrtausende nach der dorischen Wanderung, als das römische Reich unter den Einfällen der Barbaren allmählich zusammenbrach, germanische Soldtruppen der Römer gegen die andringenden freien Germanen im Felde standen, so werden ältere griechische Zuwanderer im Solde der mykenischen Despoten gegen die neuen Eindringlinge gleichen Stammes zu kämpfen gehabt haben." ꕥ

ꕥ Diese Analogie mag in der Hauptsache die richtige Vorstel-

lung geben, nur war die Emanzipation des Griechischen nicht ein im wesentlichen so ununterbrochener Vorgang, wie der spätere Machtwechsel von Rom-Germanien. Über die drei Epochen, die ihn gliedern, unterrichtet uns am besten noch die Kunstgeschichte. Im Dipylonstil (am Tore Dipylon in Athen wurden die Hauptfunde ausgegraben) stellt sich hellenisches Wesen zuerst bildnerisch dar. Der Stil herrscht, grob gerechnet, vom 11. bis ins 8. Jahrhundert. In der figuralen Erzählung ist er nicht so pomphaft wie der pelasgische, der mehr und mehr der orientalischen Art der Despotenverehrung anheimfiel, und im Ornamentalen betont er mit aller Unzweideutigkeit das Eigentümliche der Landwanderer. Dem Dipylonstil, den man wohl auch den europäisch-griechischen nennt, folgt im 8. Jahrhundert etwa ein orientalisch-griechischer. Die Rundformen drängen sich wieder hervor, das Bildliche erzählt von Sphinxen und Löwen, von heroischen Heldentaten einzelner Heroen, kurz ein Rückschlag ins Pelasgische ist unverkennbar. Rund zwei Jahrhunderte währte diese Periode. Im sechsten Jahrhundert bildeten sich dann die uns bekannten hellenisch-klassischen Stilarten heraus. ✍

✍ Sehen wir zu, welchen geschichtlichen Vorgängen diese Gegenprägungen der Kunst entsprechen. Das Griechenland, dem wir die klassische Antike verdanken, ging hervor aus drei Metamorphosen. Vier sind es, wenn wir die älteste Zeit hinzunehmen wollen, in der sich griechisches Wesen noch ganz im Pelasgischen verliert. Aber das damals herrschende Königtum hat es zu keinem Niederschlag gebracht, der sich geschichtlich prüfen und analysieren ließe. Sehen wir von ihm ab, so haben wir die drei großen Epochen: erstens der Gesetzgebung, zweitens der Tyrannis und drittens der Polis. Sie also müßten folgerecht den drei Kunstepochen des europäisch-griechischen, des orientalisch-

griechischen und des hellenischen Stils entsprechen. Und das ist in der Tat der Fall.

Umspannt die Geschichte von Sparta und Athen diejenige unseres Griechenlands, so verdichtet sich die Gesetzgebung, in der Hellas sich selber fand, in den beiden Persönlichkeiten Lykurg und Solon. Es ist den beiden ein wenig ergangen wie dem alten Homer. Man will sie nur als markante Mitarbeiter an einem über Jahrhunderte sich ziehenden Werke gelten lassen, ja bei Lykurg wurde das Persönliche sogar ganz in Frage gestellt, er soll ein Kollektivbegriff sein. Es ist das Unvermögen der Kleinen, das wirklich Große zu begreifen, das sich in einer solchen Kritik kundgibt. Richtig ist indessen das eine, daß auch die Heroen nur die latenten Kräfte eines Volkes auslösen können, und daß die Lykurg und Solon nur über ein ihrer würdiges Volk Geltung gewinnen konnten. Das rein Tatsächliche ihrer Reformen soll hier nicht aus den Geschichtsbüchern wiederholt werden. Reformen waren ihre Gesetze, die das Leben vereinfachten, wie Homer den Götterhimmel und der Dipylonstil den Stil der Pelasger vereinfacht hatte. Reformen auch in dem Sinne, daß sie das nordische Rauhe der Zustände vorher möglichst wiederzugewinnen suchten. Und hier gingen sie sogar zu weit. Lykurg wie Solon dachten nur an ihre Griechen, nicht aber an die Unterworfenen; und das sollte Griechenland verdammen.

In der Tyrannis haben wir den einzigen, nicht geglückten Versuch, den großen Vereinigungsvorgang der beiden in Griechenland wohnenden Völker eintreten zu lassen. Das spätere hellenische Pathos hat Stellung genommen gegen die Tyrannis, hat die Tyrannenmörder mit Statuen geehrt, und das ist für das allgemeine Urteil hinreichend, sich unter einer Tyrannis eine finstere Schreckensherrschaft vorzustellen, deren leitende

Gesichtspunkte eine fast orientalische Grausamkeit und Willkür sind. Das Vorurteil scheint sich zu bestätigen in der angedeuteten Stilwandlung. Und allerdings haben die Tyrannen einen orientalischen Zug in ihrer Art der Untertanenbehandlung, wenn sie z. B. einen ganzen unterworfenen Demos als Ausschuß in die Fremde verkaufen. Allerdings zeigen ihre Handlungen oft eine Grausamkeit von furchtbarer Größe. Aber harte Zeiten brauchen harte Mittel. Wer möchte von Laune reden, hört er von dem überraschenden Verständnis, das dieselben Tyrannen dem „Reich der Nützlichkeit", dem Handel und Gewerbe entgegenbringen? In den Augen solcher Tyrannen ist die Arbeit, die der verachteten Sklavenschicht, den Unterworfenen zufiel, keine Schande mehr. Ein härteres Los mochte die Aristokratie in den tyrannisch regierten Staaten treffen, aber dem härteren Los der Aristokratie entsprach ein gelinderes Schicksal der armen Bevölkerung. So erscheint die Tyrannis als ein großartiger Versuch, die unversöhnlichen Gegensätze im altgriechischen Staate zu verschmelzen. Der Versuch mißlang. Sparta, in dem sich das Herrenvolk als Rasse am reinsten erhalten hatte, war Vorkämpfer in der Bewegung, die in Griechenland aufräumte mit den Tyrannen. ☙

☙ Und die Polis begann zu herrschen, der Bürgerstaat. Unter seinem Regimente gediehen die großen Werke der griechischen Kunst. Dem begeisterten Hinstarren auf diese Werke aber verdanken wir eine der heillosesten Lügen, die unsere ganze Erziehung mit bestimmten: die Lüge vom edlen und reinen Volk der Hellenen. ☙

4. Ein unglückliches Volk

☙ Wir erinnerten uns der Ilias als eines geschichtlichen Dokumentes. Nehmen wir sie nun als Kunstwerk und prüfen sie

auf ihre Stimmung. Der erste und der letzte Eindruck, den wir empfangen, ist der des Düsteren. „Mit einer hinreißenden Sympathie wurde hier das Herrlichste in ein Jünglingsleben zusammengedrängt und von Anfang an der wehmütige Bezug auf das frühe Ende hineingewoben . . . . Es ist dem griechischen Mythus vorwiegend und in auffallendem Maße eigen, daß das Herrlichste jung stirbt." ♣

♣ Neben der Ilias die Odyssee, neben der Gestalt des Frühgestorbenen „die des mächtigen Dulders, der alles überlebt, der Grieche des Mannesalters, Odysseus. Es ist der Sage und Dichtung anderer Völker nicht schwer gefallen, auf ihre Helden eine zufällig geordnete Reihe mehr oder weniger gefährlicher Abenteuer zu häufen, und sie am Ende lebend und glücklich daraus hervorgehen zu lassen. Die Odyssee aber meint es anders. Odysseus stürzt vom König und Heerführer bis zum völlig einsamen Schiffbrüchigen herab, dazu wird das Herzeleid um die Seinigen durch den Besuch in der Unterwelt und den langen Aufenthalt bei Kalypso auf das Höchste gesteigert, bis sich am Ende die Götter des so herrlich und gewaltig gebliebenen Menschen doch wieder annehmen müssen, aber auch nur dieses Einzigen . . . Die Irrfahrten und Kämpfe des Odysseus sind nur der berühmteste Teil der Rückkehrsagen. Die griechische Phantasie hat alles getan, um die Eitelkeit des großen, siegreichen Kriegszuges, und man darf wohl sagen: die Eitelkeit alles dessen, was in der Welt für groß gilt, durch die düsteren Schicksale der meisten Heimkehrenden zu verdeutlichen . . . Im ganzen stimmen die Sagen von der Rückkehr den Hörer so, daß er die vor Ilion Gefallenen für die Glücklicheren halten soll." ♣

♣ Die Gesänge Homers und der Aöden strahlen unter allen griechischen Dichtungen die stärkste Leuchtkraft aus. Gibt sich hier schon der hellenische „Wille zum Düsteren" unzweideutig

kund, so zeigt er sich noch finsterer in allen anderen Dichtungen, die in griechischer Kultur gediehen. Da ist „der große, alles griechische Denken, Schauen und Fühlen umfassende Mythus, der wahre geistige Okeanos dieser Welt.“ Dieser Mythus ist nichts als eine einzige rebellische Klage gegen die Götter und das Schicksal. Astrale und meteorische Erscheinungen wurden ursprünglich in den Mythen umgedeutet. Aber bei den Griechen erinnert nichts mehr an die großen Naturvorbilder, so ins einzelne individualisiert ist die Umdeutung durch jenen Willen zum Düsteren. Wie unheimlich die Vorstellung des Götterneides, der den Menschen nichts Vollkommenes gönnt, und die Vorstellung eines blinden, die Menschen verachtenden Schicksals! „Schicksal und Götterneid teilen sich in die Schicksale der Heroen, und das Schicksal gibt sich kaum eben die Mühe, die letzteren bei ihrer etwaigen Verschuldung zu fassen. Was am Schicksal vor allem hervorgehoben wird, ist nicht die Gerechtigkeit, sondern die Unvermeidlichkeit.“ Nehmen wir hinzu jene erfindungsreiche Vergrimmigung des Heroenmythus bei den drei Tragikern, so ergibt sich, daß dieser Wille zugleich mit der hellenischen Bildung im Wachsen war“. ☙

☙ Wir Deutschen sind nicht gewohnt, hellenische Kultur in solcher Beleuchtung zu sehen. Wie Winckelmann und Lessing, die „edle Einfachheit und stille Größe“ griechischer Skulptur und Architektur falsch deutend, über diese Kultur dachten, wie Schiller in seinem Gedicht „die Götter Griechenlands“ den ganzen vorausgesetzten Zustand zusammenfaßte, der eine Klage war, eine Anklage alle dem gegenüber, was dem Hellenischen folgte, so hat man uns gelehrt die Dinge anzusehen und keinen Widerspruch zu achten. Es ist ein Erlebnis für jeden derart Erzogenen, das ganz einzige Werk Jakob Burckhardts über die griechische Kulturgeschichte kennen zu lernen, das den Mut

hat, die ganze Legende vom Glück der Hellenen zu bezeichnen als „eine der allergrößten Fälschungen des geschichtlichen Urteils, welche jemals vorgekommen, und um so unwiderstehlicher, je unschuldiger und überzeugter sie auftrat."

Im Bürgerstaat des perikleischen Athens bewundern wir die herrlichste Entfaltung griechischen Wesens. Lesen wir bei Thukydides jene berühmte perikleische Leichenrede nach, so fällt uns an ihr eine gewisse Zurückhaltung und Vorsicht auf. Als Schüler Winckelmanns sind wir geneigt, diese Art zu deuten als den Ausdruck einer persönlichen Überlegenheit, einer gewissen Vornehmheit. Vergegenwärtigen wir uns jedoch das Leben des Perikles, wie es in Wahrheit verlief, die ewige Gefahr der Verbannung, die er als unmittelbaren Entgelt für seine Verdienste empfing, so erscheint uns die Vorsicht und Gemessenheit seiner Rede in anderer Beleuchtung. Und nicht allein in seiner Rede: in seinem ganzen Auftreten zeigt sich diese Scheu, dieses Streben, sich klein zu machen und alle eigenen Erfolge hinzustellen als Großtaten seiner Vaterstadt. Der unsichtbare Widerstand aber, der den großen Mann umgibt, der ihm unablässig droht und ihn scheu werden läßt, findet seine Organisation und seine Wirkungsfähigkeit eben in der griechischen Polis.

Dreimal konnte über Perikles das Scherbengericht, der Ostrakismos entscheiden. In wenigen Symptomen verrät die griechische Polis sich so völlig wie im Ostrakismos. „So lange die Welt steht, hat die Mediokrität keinen so vortrefflichen Einfall mehr gehabt." Alljährlich erging an das Volk die Anfrage, ob ein Bürger im stande sei (wohlgemerkt: im stande, nicht etwa willens), die Demokratie aufzulösen; wer über sechstausend Stimmen gegen sich hatte, mußte auf zehn, mindestens auf fünf Jahre das Land meiden, in Zeiten, da die Verbannung der Todes-

strafe gleichgesetzt war. „Hier äußert sich," sagt Burckhardt, „der ewige Haß — nicht des Pöbels; denn die Volksmasse denkt oder fühlt eher für den Großstreber, wenn man sie nicht künstlich aufhetzt — sondern der impotenten Eitelkeiten gegen das Seltene und Einzelne, der Ostrakismos ist eine Erfindung der Strebermasse." ♣

♣ Der Neid ist die eigentlich herrschende, die alles regulierende Kraft in der griechischen Polis. Er hat es verstanden, sich Maske nach Maske anzulegen, dieser griechische Neid, und wir waren töricht genug, die Schönheit der Masken zu preisen. Nun wird es aus diesem späten Werke offenbar, welchen furchtbaren Druck jener Neid ausüben konnte. In einem nie endenden Belagerungszustand befand sich alles Große, und der Götterneid, der einen Prometheus stürzte, hatte seine sehr klaren Vorbilder auf Erden. Es hatte seine Gründe, wenn die Menschen verfolgt wurden von einer unbestimmten, allgemeinen Sorge, wenn ihnen jedes Glück und jede Freude getrübt wurde durch die Angst vor einem bevorstehenden Unglück; es hatte auch seine Gründe, wenn man sich in Hellas auf so treffliche Rechtfertigungen für den Selbstmord besann, daß man den Selbstmord disziplinieren konnte auf Keos, ja daß ganze Selbstmordepidemien möglich wurden in diesem Lande, das wir als die Heimat des glücklichsten Volkes zu halten gewohnt sind. ♣

♣ Ein Element wie dieser griechische Neid setzt bestimmte gesellschaftliche Zustände voraus, in denen allein er zur Entwicklung kommen kann. Es liegt nahe, an ein Durchtränken des edleren Rassenvolkes mit einem unedleren Bodensatz zu glauben. Allein sehen wir näher zu, so ist das gerade Gegenteil der Fall. Griechenland hatte sich allerdings emanzipiert vom Orient, aber auch die selbständig auftretenden Folgen der Entwicklung eines Doppelvolkes hatte es mit der Tyrannis abgelehnt, und das

konnte nicht zu günstigen Zuständen führen. In irgendeiner Form mußte der volkliche Bestandteil des unterworfenen Landes mit hineingenommen werden in den eigenen Staatsorganismus, oder er wurde ein Fremdkörper, der das Ganze vergiftete. Hellas entschied sich für die unbedingte Trennung. Das mußte sich rächen bei dem Edelmaterial, das zum Sklaventum entwürdigt worden war. ☙

☙ Die Entwicklung der Polis ist die Entwicklung der Sklaverei. Mehr und mehr wurde die Arbeit abgewälzt auf die Unfreien, immer größere Mengen von der Lebenskraft der Freien wurden überschüssig. Sie wurden angelegt in der Ausbildung der Kalokagathie, der sportlichen Edeltüchtigkeit, die der Welt ein Land von schönen Menschen geschenkt hat; sie wurden Gestalt und Gedanke und gaben uns einen Äschylos, einen Phidias, einen Plato, aber sie wurden auch jener furchtbare Neid. Denn der Neid, der die Städte gegeneinander in Krieg brachte, an dessen Gewalt soviel Größe und Herrlichkeit zerschellte, auch das ist überschüssige Kraft, die Hohes hätte schaffen können, hätte jener Fluch sie nicht am Schaffen gehindert und dem Vernichten entgegengeführt. ☙

5. Hellas in der Entwicklungsgeschichte

☙ Wie eine Insel der Glücklichen schien uns das hellenische Sein aus der Brandung der Völkerbewegungen emporzutauchen. Burckhardt hat den Glauben uns genommen, aber wir können ihm dafür nur dankbar sein. Langsam und mit unendlicher Mühe ringt die Menschheit sich los von dem Glauben an ein goldenes Zeitalter, an einen strahlenden Garten Eden, den wir einst hinter uns lassen mußten, um immer trostloseren, verworreneren Zuständen entgegenzugehen. Er war schön, der Traum

von einer besseren Vergangenheit, aber seine Schönheit war trügerisch und voller Gefahren, denn sie nahm uns die Hoffnung und schmälerte die Freude an der eigenen Tat. Mag die Entwicklungslehre uns viel genommen haben, indem sie uns den Rückblick verdüsterte: mehr noch hat sie uns doch gegeben durch die Erschließung eines weiten, freien Ausblicks. Das sollten wir doch nicht vergessen, wenn wir über der Lektüre eines dieser tapferen Bücher erschreckt fragen, ob wir, ob unser ganzes Geschlecht nicht ärmer werde durch die Vernichtung liebgewordener Erinnerungen.

Aber einen Standpunkt gibt es doch, von dem aus gesehen hellenische Kultur nichts von der strahlenden Helligkeit einbüßt, die sie in unseren Gedanken so lange umgab. Wenn wir nämlich diese Kultur nicht dem vergleichen, was ihr folgte, sondern dem, was ihr voraufging. In freien Säulentempeln verehren wir den vollendetsten und direktesten Ausdruck griechischer Art. Stellen wir im Geiste neben einen solchen Bau einen Tempel Ägyptens oder einen assyrischen Palast. Es sind in der Tat zwei Welten. Alle vorgriechische Architektur ist abgeschlossen nach außen. Als ob sie in steter Angst vor Überfällen hätten leben müssen, legten diese Menschen ihre Bauten an. Wie groß die trennenden Schranken auch sonst sein mögen: im Hinblick auf Griechenland liegt von der mykenischen Königsburg an die Strecke frei bis zu den armen Pfahlbauern, die auf den See hinaus flüchteten, ja zu den Höhlenbewohnern chaotischer Zeiten. Wir meinen noch eine Menschheit zu sehen, die sich mühselig ihren Platz am Lichte suchen mußte, die nur eine Art unter Arten, ständig umdroht noch von den früheren „Herren der Erde“. Längst war der Stern der Menschen aufgegangen, die Rassenwanderungen hatten die letzten Hemmungen hinweggespült. Aber doch muß die Vergangenheit noch dumpf über den Ge-

mütern gelastet haben, sehen wir, wie sie sichs einrichteten auf Erden.

Da nur der Griechentempel, der mit offenen, hellen Blicken hinausschaut in die Welt: klarer als alle Worte erzählt uns dieses Bild, wie ein Volk erstanden war, das sich zu Hause fühlte auf der Erde, wie die Erde jetzt erst die große Metamorphose überstanden hatte. Die Gedanken, die sich in solchen Bauten aussprechen, mußten sich auch den Völkern ringsum mitteilen, mußten der geistigen Atmosphäre der Menschheit ein neues Element zuführen, das den Stern der Menschen heller und sonniger machte.

Die Kongruenz griechischer Kunst mit dem besten Teil griechischen Wesens wird keine historische Kritik wegleugnen können. Burckhardt hebt sie ausdrücklich hervor. In der griechischen Architektur sei die „Sophrosyne" der Griechen „mit Händen zu greifen." Und die Tugend der Sophrosyne, eines gemessenen, sich selbst beherrschenden Wesens, um die sich das edelste Griechenland bemühte, zeigt uns einen weiteren Fortschritt der Menschheit im hellenischen Wesen: es wird der Anfang gemacht mit einer bewußten, nicht mehr nur instinktiven Rassenveredlung. Es ist nicht nötig, die lange Reihe großer Philosophen aufzuzählen, die Liniensprache griechischer Skulptur zu übersetzen, in dem alles das bewußt Methodische griechischer Erziehung Früchte zeitigte. Ein Volk, in dem solches gedieh, war wohl würdig, den Erdkreis zu beherrschen. Aber zu dieser schwersten und höchsten Aufgabe ist eine Voraussetzung vonnöten: das Volk muß erst einmal im eigenen Lande wurzelkräftig sein. Und das war Griechenland, das so hart jede Vereinigung mit den Schichten aus der Tiefe abwies, niemals.

Auch in anderem Sinne war es das nicht. Es läßt sich das scheinbare Paradoxon aufstellen, daß die Hellenen wohl auf der

Erde, nicht aber in Griechenland zu Hause waren. Wären sie auch in Griechenland heimisch gewesen, sie hätten nicht so roh, so sinnlos dort wirtschaften können, daß die einst so waldreichen Strecken zu einem „entwaldeten, ausgewaschenen, verkalkten Lande" entarteten. Das Todesurteil war über Hellas gesprochen, als das Rauschen seiner Wälder verstummte, denn damit verlor das Volk seine Heimat.

Aber vielleicht war das nur Folge. In jedem Falle zeigte das heimatlose Volk sich unfähig einer extensiven Politik. Es vermochte sein Maß der Dinge den andern nicht unmittelbar zu geben; die andern, auch wo sie unterworfen wurden, blieben stärker.

6. Der griechische Imperialismus

Der kurzen Blütezeit der griechischen Polis folgt jene lange Epoche einander entzündender Kriege, die wechselnd bald diesem, bald jenem Staat die Hegemonie verleihen und die andern unter Kuratel stellen. Es ist wie ein Waten im Blut. In kleinerem Stil, auf eine kürzere Zeitstrecke gedrängt, mag sich hier wiederholen, was Griechenland schon einmal sah: zur Zeit des Übergangs vom alten Königtum auf die Periode der Gesetzgebungen. Denn das ist es, was alle jene Kriege entzündete: die griechische, altgriechisch-nordische Art macht verzweifelte Anstrengungen, sich gegen die immer höher anschwellenden Gewalten des Orientalismus zu behaupten. Die ganze Dynamik jener Kriege ist ein Gefälle germanischer Kraft. Wo im Verkehr mit den östlichen und südlichen Kulturen Hellas verweichlicht, da strömt das Stärkere nach, bis auch sein Niveau sich senkt und ein neues Gefälle eintritt.

In der Kunst hat die Entwicklung sich selbstregistrierend

aufgezeichnet in der langsamen Entartung zur monumentalen Pracht korinthischen Stils. Es ist, was bei den Pelasgern nur knapp angedeutet war, hier breit erzählt, in einer anderen, aber uns verständlicheren Sprache. Wir wissen nicht, wie die „erdgeborene Kraft" des dorischen Stils sich verfeinerte zu der schlanken Elastizität der jonischen (schon um 650 stehen beide nebeneinander). Die hallende Pracht des korinthischen Tempels aber sehen wir sich bilden in den Zeiten des Niedergangs, der Auflösung national griechischer Elemente in denen fremder Nationen. ꝏ

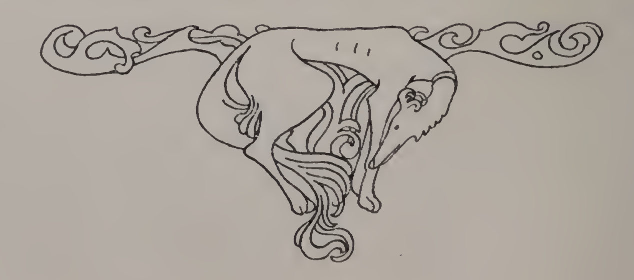
ꝏ Dann strömte von Norden das letzte Gefälle altgriechischer Kraft hernieder. Macedonien, das „Preußen Griechenlands", gelangt zur Macht und heißt noch einmal Hellas all seine Fähigkeiten zusammennehmen in dem einzigen Versuche Griechenlands einer extensiven imperialistischen Politik. ꝏ

ꝏ Es klingt gezwungen, von einem griechischen Imperialismus zu sprechen. Aber gehen wir auf das Wesen der Politik, die gegenwärtig den Planeten zu umspannen beginnt, so finden wir ihre Vorgeschichte weit über Griechenland hinaus verfolgbar bis ins Steinzeitalter, ja die Gesetze, die sie treiben, so alt wie alle Sterne selbst. Wenn bei einem sich verhärtenden Stern die kleinen Verkrustungszentren um sich greifen und die noch anders gestaltete Materie nach ihrem Bilde zu ändern anfangen, so ist das derselbe Vorgang, wie wenn im Völkergetriebe die ersten festeren Staatsgebilde auf die noch unfestere Umgebung in ihrem Sinne einwirken. Und auch die weitere Übereinstimmung kann behauptet werden, daß nach dem endlichen Siege des zäheren Aggregatzustandes über den beweglichen die verschiedenen Kristallisationsarten der Verkrustungszentren sich untereinander erproben müssen, und die vollendetste, späteste Art der Kristallisation sich dann behaupten muß. So sehen wir

einen ägyptischen Imperialismus sich messen mit einem babylonischen, diesen mit einem persischen, so endlich den griechischen Imperialismus, dessen Innerationszentrum die Geschichte des großen Alexander füllt, ausgespielt werden gegen den gesamtorientalischen im Osten, und den der Seewanderer und ihrer allmählich geklärten Kultur im Westen.

Die akademische Frage ist oft erörtert worden, ob die Festigung des alexandrinischen Weltreichs bei längerer Wirksamkeit der letzten großen Griechen schließlich gelungen wäre. Die historische Entwicklung spricht entschieden dafür, daß Alexanders systematische Rassenzucht schließlich nicht den Orient hellenisiert, sondern Hellas orientalisiert hätte. Ein Hellas, das seine Art der Pracht des Korintherstils überlieferte, war nicht mehr fähig, ein großes Weltreich zu beherrschen. Alexander selbst erwies sich dem Despotenkult durchaus nicht unzugänglich.

Aber der Herrlichkeit orientalischer Despoten zog schon das Ende herauf. Die Kultur des späten Hellenismus zeigt uns in den klarsten Merkzeichen das Nahen jener dritten, unterirdischen Macht, deren zehrendes Feuer schon lange Jahrhunderte in den Schichten der Unterworfenen geglommen hatte. Ehe es jedoch zum offenen Ausbruch kam, sollte sich vom Westen her noch einmal romanisches Wesen zur Herrschaft aufschwingen: Roms erster Welttag ging über die Erde.





II. Rom

1. Rom und die Welt

Ein modernes Gebäude, sei es ein Rathaus oder eine Mietkaserne oder eine Fabrik, lernen wir in seiner ganzen Schönheit am besten kennen, wenn wir es nicht nach seiner Vollendung, sondern im Rohziegelbau betrachten. Die später aufgeklebte Ornamentik mit ihren herkömmlichen und entlehnten Mustern verwischt zu viel von der eigenen, die ganze Anlage beherrschenden Art. Im Rohbau zeigt diese Art noch ein unmaskiertes Gesicht, wir erkennen ihre konstruktive Schönheit und wissen: auch unsere Zeit hat ihren eigenen Stil, der organisch langsam wurde und bald als etwas in sich Geschlossenes selbständig allen früheren gegenübertreten kann.

Auf eine ganz merkwürdige Ähnlichkeit im Verhältnis des Fragmentarischen zum Vollendeten stoßen wir bei den Ruinen altrömischer Kunst. Wir sehen heute in der Tiberstadt die Rohziegelfragmente der alten Thermen, Basiliken und Rundtempel, und wir bewundern diesen Stil des Majestätischen, der uns ursprünglich und eigen dünkt wie nur ein anderer. Aber dann entsinnen wir uns der Rekonstruktionen des Lehrbuchs, in dem diese ganze stolze Anlage erstickt scheint von fremdem, aufgeklebtem Beiwerk, und begreiflich wird uns eine der seltsamsten Gelehrtenfabeln, die jemals ersonnen wurden: jene Fabel, die von einer römischen Kunst überhaupt nichts weiß und selbst

in der Campagna nur die letzten Äußerungen hellenischer Art erkennen will. ☙

☙ Es ist den Römern überhaupt nicht gut ergangen in der Anschauung unserer Gelehrten. Die zersetzende, nur die kleinsten Teile erfassende Kritik hat in den Gesängen Homers kaum so gewütet wie in der Erklärung römischen Wesens. „Hellenische Bestandteile sollen die Tradition der Römer bilden, etruskische ihre Verwaltung, sabinische ihr Recht, samnitische ihren Geist u. s. w." Es war hohe Zeit, daß ein Mommsen Stellung nahm gegen diese Anschauung und dagegen protestierte, „ein Volk, das wie wenig andere seine Sprache, seinen Staat und seine Religion rein und volkstümlich entwickelt hat, in ein wüstes Gewölbe etruskischer, sabinischer und hellenischer Trümmer zu verwandeln." ☙

☙ Mommsens Anschauung dürfte heute so ziemlich allgemein geworden sein. Anerkannt wird, daß in der Tat das Römervolk ein Organismus war, kein Konglomerat, und daß es auch in seinen Äußerungen individuell geblieben ist. Einzig in Dingen der Kunst will man es noch nicht wahr haben. Die Oberflächenpsychologie kommt von der Fassade nicht weg, sie sieht nichts als die Kapitäle der drei griechischen Säulenordnungen, hellenistische Friese und dergleichen. Ja selbst, wo sie einmal wirklich in die Tiefe dringt und die Anlage untersucht, ist sie nie verlegen, irgend eine Entlehnung zu behaupten. Es ist die glorreiche kunsthistorische Methode der Beeinflussungstheorie. Nun hat zwar schon Justi gewarnt, daß man mit einiger Mühe selbst an einem Michelangelo so viele „Einflüsse" nachweisen könne, daß der bedrängte Leser schließlich ausriefe „was ist nun an dem ganzen Kerl Original zu nennen?" (Semper hat denn auch wirklich als Donatelloschwärmer einen solchen „Michelangelo" konstruiert) — aber was ist mit einer sochen Zellular-

kritik eigentlich geleistet? Auch bei den Elementen griechischer Kunst lassen sich die Vorarbeiten nachweisen. Wir kennen und empfinden trotzdem eine national griechische Kunst: wir werden dasselbe wohl auch bei den Römern lernen müssen. Fällt es uns schwer bei der Betrachtung einiger Fassadenteilchen, so um so leichter bei einem Blick auf das Ganze. ⸙

⸙ Charakter und Herkunft des Römerstils wurden erörtert. So gut wie bei der mineralischen Kristallisation, können wir bei der Kristallisation kulturgewordener Planetenkraft verschiedene Systeme unterscheiden. Das romanische System kultureller Kristallisation zeichnet sich aus durch besondere Schärfe und Klarheit. Die erste bestimmte Äußerung, die wir ihrer Formensprache entnehmen können, ist: diese Kultur hat nichts gemein mit der der Landwanderer, sie ist ungermanisch bis in die letzten Instinkte. Nicht minder deutlich aber ist die zweite Äußerung: hier kommen alle Anlagen des Seewandererstils zu voller Entfaltung. Der gewaltsame Vorstoß der Landwanderer von Norden, das Andrängen der Orientalisierten von Süd und Ost haben die germanoide Rasse der Seewanderer unter einen Druck gebracht, dem wir die Form jener reinen und scharfen Kristallisation verdanken. ⸙

⸙ Das wäre das eine. Des weiteren haben wir, nachdem wir den Stil der Römer kennen lernten, auf die Orte zu achten, an denen sich Werke ihrer Kultur befinden. Und da wächst, was wir beim einzelnen Bauwerk als monumental empfanden, zu wahrhaft kosmischer Größe aus. Bis hoch in den Norden Europas, tief ins Asiatische hinein, im Westen nach Spanien, im Süden nach Afrika marschierte mit den Legionen römische Kultur und modelte das Land nach ihrem Willen. Es sind die Kraftausstrahlungen jenes durch den allseitigen Druck mächtig gewordenen Kristallisationszentrums. Man meint die Stimme

des Erdgeistes selbst zu vernehmen, sieht man in fremdem Lande altrömische Heerstraßen, wie sie über breite Schluchten ihre weiten Bogen spannen, sieht man die mächtigen Aquädukte, die eine erste wesentliche Korrektur am Wasserkreislauf wagen, die Festungsanlagen, in denen die Kraft zu weiterer Ausstrahlung sich ansammelt, die Triumphpforten gesicherter Ansatzpunkte. Hier leuchtet es hell auf, ein Wille zur Metamorphose gibt sich am Planeten kund, ein neuer Stern wird herausgemeißelt aus der alten Erde. ☙

☙ Es ist uns bekannt: der schwebende kosmische Tropfen, den wir Erde nennen, sollte in der Zeit des Menschen nicht ganz nach dem romanischen System kristallisieren. Ein anderer Kristallisationsherd, der sich auf diesem Tropfen ausbildete, war stärker. Der germanische Imperialismus folgte dem römischen, und das germanische System der Kristallisation ist anderer Art. Aber der germanische Imperialismus, der sich nun anschickt, das große Werk zu vollenden, ist dennoch gesättigt auch mit Elementen, die in Rom gebildet wurden. Von allen Kulturen, die über diesen Planeten gingen, ist nächst der christlichen keine für uns so wichtig wie die des alten Roms. Ein Volk ist hier erstanden, das befehlen konnte, und ein Volk, das ohne die Allüren des Sklaven gehorchte. In Wahrheit ist Rom durch viele Jahrhunderte hindurch die „Hauptstadt der Welt" gewesen, wie Goethe die ewige Stadt getauft hat. ☙

2. Landwanderer in Italien

☙ Als die Landwanderer nach Griechenland kamen, fanden sie dort die einheitliche Kultur des Pelasgischen vor. An allen entscheidenden Punkten hatte das Pelasgische den alten Seewandererstil in seiner spezifischen Art überwunden und umgebildet, es

war Klarheit zwischen den beiden Gegensätzen, die einander gegenüberstanden und um die Herrschaft rangen. Anders in Italien. Wohl hatte hier an wesentlichen Stellen der Küste pelasgische Art schon Fuß gefaßt, wohl war die Kolonisation tiefer ins Land hineingedrungen, aber überwunden war das Nordische der germanoiden Seewanderer noch nicht. Zwei noch gleichartige Elemente trafen die Landwanderer an, sie wurden hineingezogen in einen noch unentschiedenen Kampf, und diese Fülle der Gegensätze läßt die Urgeschichte Italiens trüber erscheinen als die irgend eines anderen bedeutenden Kulturlandes. ✿

✿ Dennoch lassen sich in diesem Entwicklungsgang zwei einander folgende Phasen in einiger Schärfe auseinanderhalten. Die erste Entscheidung gibt dem Pelasgischen den Vorzug. Es triumphiert über die primitive Kultur der alten Seewanderer, und es bändigt schließlich auch die frischere, wildere Kraft der Landwanderer. Schon hat es den Anschein, als ob die von Hellas zurückgewiesene halb orientalische Kultur Italien zu einer Provinz des Ostens machen wollte. Da sammelt sich die Kraft der alten Seewanderer im großen Heerlager Rom. Alle Assimilierungsversuche der pelasgischen Kultur mißglücken, was von Landwanderern in Italien bleibt, muß sich der älteren europäischen Küstenkultur fügen, die nun beginnt, ihre ganze unermeßliche Lebenskraft zu entfalten. ✿

✿ Die erste dieser beiden Phasen wird in der Regel erörtert an der Geschichte des alten Etruskerlandes. Und das mit Recht, denn so schwer diese Geschichte auch oft aus den Funden zu entziffern ist, haben wir hier doch mindestens nicht über die Kärglichkeit der Funde zu klagen. Aus ihnen wird eine spätere Generation, die nicht so einseitig literarisch gebildet ist wie wir, die Geschichte Etruriens, und in ihr die Urgeschichte Italiens wohl noch einmal fließend lesen lernen. Am unsichersten sind wir heute

in der Deutung der Anfänge. Woher kamen die Etrurier ins Land? Die abenteuerlichsten Vermutungen tauchten auf, solange nur die Philologen und Etymologen der Frage eine Antwort suchten. Erst als man sich um die Hieroglyphenschrift der Funde etrurischer Kunst und etrurischen Kunstgewerbes bemühte, sah man klarer. Die Ähnlichkeit der ältesten Funde mit denen der sogenannten „Hallstattperiode“ war die erste Überraschung. Eine durchaus nordische Formensprache gab sich hier kund. Und zwar ist es die spätere Kultur der nordischen Landwanderer, von derselben Entwicklungsphase gebildet, aus der auch die Hellenen hervorgingen. In verschiedenen Funden können wir den Übergang von den dem Süden akklimatisierten Kulturen zu denen des Nordens genauer verfolgen. Wir haben in Etrurien Urnen für die Asche der verbrannten Leichen, die das nordische Giebelhaus in prachtvoller Schärfe nachgebildet haben („Hausurnen“). Inschriften geben uns unverfälscht germanische Runenzeichen. Schließlich ist der etrurische Tempelbau zu erwähnen. Eine spätere Zeit erst hat ihn ausgebildet, aber die Übersetzung aus dem Holzstil in den des Steines hat hier noch weniger Umwandlungen erzwungen, als selbst bei den ältesten Tempeln Griechenlands. Wir sehen diese steileren Dachschrägen, diese eigenartigen noch so ganz im Holzstil gedachten tuskischen Säulen, und es ist, als ob uns hier die dichteren Wälder nordischer Breiten umrauschten.

In zwei auffallenden Symptomen kündet sich dann der Übergang an von der älteren, nordisch gefärbten Etruskerkultur zur jüngeren, durch und durch verwandelten. Unter den Gräberfunden fanden sich Leichenmasken, und die Totenmitgift verrät, daß die Prunksucht in Etrurien phantastische Dimensionen anzunehmen begann. Masken wie die in den Gräbern mitteletrurischer Zeit finden wir auch in Mykene. Es kann wohl die

Vermutung ausgesprochen werden, daß in diesen, die Züge des Verstorbenen in möglichster Treue nachbildenden Totenmasken ein erster Versuch gemacht wird, von einer stilisierenden älteren Kunst zu einer abergläubisch naturalischen hinüberzugelangen. Hier hatte man eine Bildnerschule vollkommenster Art, und die Wunderbildwerke der Gräber altägyptischer Zeit scheinen weniger rätselhaft, sieht man, wie gewissenhaft jener Maskenkult die Bildner sich heranzog. Über die andere Eigentümlichkeit, die Prunksucht, die in möglichster Fülle goldene Schätze zu häufen sucht, ist nach den Ausführungen bei der pelasgischen Kultur kaum noch etwas zu bemerken. Neben diesen Elementen ist unwichtig, was von griechischer Kultur der etruskischen beigebracht wird. Den Archäologen danken wir es, daß die griechisch-etrurischen Vasen namentlich mit peinlichster Umständlichkeit beschrieben wurden. Aber was aus Hellas nach Etrurien kam, blieb Import, war dem etruskischen Wesen beinahe so fremd, wie dem römischen später die verdeckende hellenistische Ornamentik. Jene pelasgischen Elemente hingegen wurden in Etrurien organisch verarbeitet, sie machten aus den trotzigen altetruskischen Burgstädten mykenische Anlagen, und hätte Etrurien hätten die von pelasgischer Art angesteckten Landwandererstämme länger in Italien geherrscht, so wäre Europa wohl zur Halbinsel Asiens auch in geistigem Sinne geworden. ⁂

⁂ Von Rom aus aber geschah es, daß die Gefahr einer Orientalisierung von Europa abgeschlagen wurde. Der Erfolg war nur so möglich, daß ihm zuliebe das meiste von dem geopfert wurde, was die Landwanderer an neuen und kulturkräftigen Elementen mit nach Italien gebracht hatten. Aber an ihrer Stelle werden alle latent gebliebenen Kräfte der Seewanderer frei und schlagen Wurzel in einem reineren Boden als dem orientalischer Sklavenvölker. ⁂

Kärglicher noch als selbst beim Kriegervolk der Dorer war bei den Römern der ersten Jahrhunderte die Fähigkeit entwickelt, in künstlerischen Formen der eigenen Art einen Ausdruck zu schaffen. Es kann uns nicht verwundern, denken wir an die Wucht der zu bewältigenden politischen Arbeit, die alle Vitalität des jungen Staatsorganismus in Anspruch nahm. Aus der begrifflich aufgezeichneten Geschichte hat die Dichtung bisher nur wenig Brauchbares entnehmen können. In der römischen Königszeit wurden die schwersten Kämpfe des Romanentums gegen den Orientalismus und auch gegen die ersten germanischen Einflüsse ausgefochten. Aber in dieser Königsgeschichte, wie sie uns überliefert ist, wirbelt in der verwirrendsten Weise Typisches und Persönliches durcheinander. Das Königtum scheint die Tendenz zu einer immer schrankenloseren Herrschaft zäh festgehalten zu haben, es scheint sich dabei mehr und mehr orientalisch rücksichtsloser Mittel bedient zu haben, aber da die Beherrschten freierer und reiferer Art waren, mußte dieses Königtum schließlich zerschellen. Den Sturz schildert die Erzählung von Tarquinius Superbus und seinem Mörder Junius Brutus zusammenhanglos anekdotisch.

Die Reihe der sieben römischen Könige wird auf den Schulen gewissenhaft den jungen Deutschen eingeprägt. Aber sie ist bedeutungslos gegenüber den Kämpfen zwischen Patriziern und Plebejern, die schon damals Rom durchwühlten. Man ist sich heute darüber einig, daß Plebs und Pöbel zwei grundverschiedene Begriffe sind. Die römische Plebs war keine unedle, minderwertige Rasse. Sie war den Patriziern unterlegen, aber der Abstand war nicht der zwischen einem germanischen Herrenvolk und einem südlichen Menschenkonglomerat. Ja die Wahrscheinlichkeit läßt uns die Plebs sogar als die höhere Rasse erscheinen, die nur deshalb im Kampfe unter-

lag, weil sie ihre latenten Fähigkeiten noch nicht zur Reife bringen konnte. ☙

☙ Denn die Scharen dieser Plebs scheinen sich gebildet zu haben aus den immer erneuten Zuzügen der Landwanderer. Nur so erklärt sich dieser erbitterte, durch Jahrhunderte hindurch geführte Kampf, den nur ebenbürtige Rivalen so lange halten konnten. Bis in die Kaiserzeit zieht er sich hin, und erst das Auftreten der Germanen bringt ihn zu Ende. ☙

☙ Fast unbegreiflich erscheint es, wie ein Staat und ein Volk, die von so schweren Kämpfen erfüllt sind, so Großes dennoch leisten konnten. Doppelt unbegreiflich, da dieses Volk wie kaum ein anderes unproduktiv an dem war, was wir geniale Männer nennen. Kein Lykurg oder Solon faßt hier die Arbeit des Volkes zusammen, und erst als die Kräfte des Volkes erschöpft sind, treten Persönlichkeiten in den Vordergrund. Darauf ist mehr als einmal hingewiesen worden, und staunend wurde immer wieder dann gefragt, wie ein solches Volk trotzdem doch so Gewaltiges noch leisten mochte. Aber ist die Frage berechtigt? Macht dieser Mangel an Persönlichkeiten nicht gerade erst Roms Größe aus? Unter allen Anregungen, die uns die römische Geschichte bietet, reizt vielleicht keine so zum Nachdenken an, und sicher ist keine in unserer Gegenwart mehr aktuell als diese. ☙

3. Das höchste Glück der Römer: die Unpersönlichkeit

☙ Sehen wir in der Lebensgeschichte der Erde schärfer zu, unter welchen Bedingungen die einzelnen Arten der Erde zu wesentlichen Umbildungen verhelfen konnten, unter welchen Bedingungen die Arten dem Erdorganismus wirklich tüchtige Organe waren, so machen wir in allen noch so verschiedenen

Fällen immer wieder eine Beobachtung: in den einzelnen Gattungswesen der Art war, solange die Art wirklich herrschte, ein unbedingter, alles sich unterordnender Herdeninstinkt mächtig. Erst wenn der Herdeninstinkt, der nichts Persönliches und Individuelles gelten ließ, die einzelnen Wesen beherrschte, wenn das Leben rastlos aufging in diesem einen, einzigen Trieb, der so über Millionen und Milliarden hinausgreifen konnte, dann erst wurde die Art tüchtig und brauchbar. ☙

☙ Und das Gegenstück: sobald eine Art vom Erdorganismus aufgegeben wurde, war das erste, daß der Herdeninstinkt in ihr erstarb. Dieses Preisgeben des Herdeninstinktes bedeutet für eine Zeit wohl eine Erstarkung der Einzelkräfte, der Gattungswesen, unter denen es nun zu wuchern beginnt von Spielarten, von persönlich und persönlichst gebildeten Wesen. Aber diese Loslösung des Einzelnen vom Herdentrieb der ganzen Art ist wie eine Lockerung von der allein belebenden Kraft des Sternes. Und so ist die starke Individualisierung ein untrügliches Zeichen vom beginnenden Erlöschen eines Stammes. ☙

☙ Die Menschheit ist nur eine Art unter Arten, wie die Erde nur ein Stern unter Sternen. In der Theorie haben wir diese Weisheit so gründlich durchgebildet, daß man meinen sollte, über den Wert des Herdentriebes und den des Individuellen könne in einem Menschenorganismus ein Zweifel überhaupt nicht aufkommen. Und dennoch, welches ist die Annahme, zu der sich so ziemlich alle „philosophisch Unterrichteten“ heute bekennen? Man spreche sie aus, die beiden Worte: Herdentrieb und Persönlichkeit, man entsinne sich der Resonanz, die den beiden Worten durch zahllose sogenannte philosophische Erörterungen geschaffen wurden — und man hat die Antwort. Solche unglaubliche Gedankenlosigkeiten wie die, daß es um ein Volk um so besser stehe, je mehr und verschiedener geartete Persön-

lichkeiten es hervorbringe, passieren unbesehen von einem Buch ins andere. Nicht eines, das sich ernsthaft einmal die Frage vorlegte, ob die vielen kleinen Kräftchen nicht sich einander paralysieren, einander entwerten, und ob eine große und fähige Kraft nicht alles einzelne herrisch sich unterordnen müsse.

Nun ist Gottlob die Wirklichkeit doch weiser als die Theorie. Es wäre schlimm, wenn die deutsche Nationalkraft heute schon in ein Getümmel interessanter Persönlichkeiten auseinanderfallen sollte. In unserer Industrie ist der Großbetrieb, der tausende von Willen unter einen strategischen Gedanken zwingt, und dessen strategische Gedanken diktiert sind von äußeren, unpersönlichen Mächten, dieser Großbetrieb ist doch gewaltiger als aller handwerkernder Individualismus. In der Wissenschaft wiederholt sich das Gleiche, und in der Kunst beginnt es ebenfalls zu werden (es ist einer der größten ästhetischen Irrtümer, daß nur eine auf das Persönlichste gestellte, also traditionslose Kunst Großes leiste; die gesamte Kunstgeschichte widerspricht der Behauptung, von der griechischen oder auch japanischen Kunst bis zur modernsten französischen). Und so auf allen Gebieten geistiger und körperlicher Betätigung vollzieht sich der Umschwung im gleichen Maße, als wir einsehen, was die große imperialistisch-germanische Bewegung der Gegenwart zu bedeuten hat. Aber das Geschrei der „Philosophen“ will trotzallem nicht verstummen, und da der Lärm den Vielzuvielen nur allzusehr schmeichelt, so darf er nicht ohne Erwiderung bleiben.

Da ist es denn sehr wertvoll, bei der größten imperialistischen Bewegung, die der unseren voraufging, der römischen, auf die Mittel zu achten, die den Erfolg gedeihen ließen. Filtrieren wir die römische Geschichte, so erhalten wir als letzten Satz die überraschende Tatsache, daß dieses Volk so hoch in seiner Kultur und so reif an Geist, unpersönlicher war, als je eines vorher und nachher.

Jeder Einzelne mußte Opfer bringen an seiner Individualität, aber gerade in der Ausschaltung so vieles Persönlichen sammelte die Macht sich an, die nach Expansion strebte, und die sich dann entladen konnte in Kriegen, denen die Umwandlung ganzer Provinzen in römisches Land folgte. So wurde der römische Imperialismus.

Chamberlain („Grundlagen des 19. Jahrhunderts") hebt diesen unpersönlichen Zug im römischen Wesen gleichfalls stark hervor. Er führt Cicero an, der in seiner „Republik" auseinandersetzt: „Aus folgendem Grunde ist die Verfassung unseres Staates anderen Staaten überlegen: Anderwärts waren es einzelne Männer, die durch Gesetze und Institute die Staatsordnung begründeten, wie z. B. auf Kreta Minos, in Lakedämonien Lykurg, in Athen, wo gar häufiger Wechsel stattfand, das einemal Theseus, das anderemal Drakon, dann wieder Solon, Kleisthenes und noch viele andere; dagegen gründet sich unser römisches Gemeinwesen auf das Genie nicht eines einzelnen Mannes, sondern vieler Männer, noch genügte zu einer Einrichtung die Spanne eines flüchtigen Menschenlebens, sondern es ist das Werk von Jahrhunderten und aufeinanderfolgenden Generationen."

Die ganze Größe dieses anonymen Wirkens offenbaren uns weniger die sichtbaren oder künstlerischen Äußerungen römischer Art, als vielmehr das gewaltige Werk, das Roms Durchgang durch die Erdgeschichte in der Zeit des Menschen so unendlich bedeutend macht: das römische Recht.

Fassen wir zusammen, was vor der Zeit der Römer an Gesetzgebung geleistet wurde, so können wir sagen: das Hauptbestreben der großen Gesetzgeber ging darauf, dem alten, Instinkt gewordenen und ungeschriebenen Volksgesetz feste Form zu geben. Denn diesen einen Unterschied müssen wir in der

Geschichte des Rechtes in aller Schärfe durchführen: ein Instinkt gewordenes, durch ein ganzes Rassenleben hindurch unwandelbares Recht, eine religiöse Moral geht bei allen Völkern der juristischen vorauf, die aktuellen Zuständen angepaßt wurde und leichter sich modeln läßt. Es ist derselbe Unterschied wie zwischen den am Körper angewachsenen Organen, an deren Gestaltung eine ganze Art gearbeitet hat, und dem Werkzeugorgan, das eine Generation sich erfand. Das Recht eines Rasseninstinktes war es, das die großen Reformatoren Lykurg und Solon in ihren Gesetzen fixierten. Das Recht eines Kasteninstinktes (und in der Kaste lebte eine Rasse), das asiatische Despoten ausübten. Etwas Starres, Unwandelbares haftet ihnen an, und ganze Völker mußten oft zu grunde gehen an dieser Starrheit, wie Tiere, die plötzlich in eine fremde Umgebung versetzt werden, und nicht die Fähigkeit haben, sich ihr anzupassen. Die späteren athenischen Versuche blieben dilettantisch, das Volk starb drüber hin, und erst die Römer schufen ein Werkzeuggesetz, starr vielleicht für unsere Vorstellung, aber geschmeidig und anpassungsgewandt im Vergleich zum alten Instinktrecht.

Und dieses Recht, das alle schlechten Kräfte ableitete und so wenig Persönliches duldete, das war es, was Rom groß gemacht hat. Unsere blasse, einseitig auf die paar bildenden und tönenden Künste gerichtete Ästhetik mag den Römern der Republik künstlerische Veranlagung selbst dann nicht zugestehen, wenn sie eine solche gelten läßt im Rom der Kaiserzeit. Aber es gibt noch andere Kunstwerke, als die aus Stein oder Erz, Worten oder Klängen: auch mit Menschen kann man Kunstwerke schaffen. Und Menschenkunstwerke monumentalster Art haben auch die Römer der Republik zu stande gebracht. Ja wenn wir sagen können, daß die Maschinen aus Stahl und

Eisen der Gegenwart in den aus Menschen gebildeten Manufakturbetrieben, Menschenmaschinen vorgebildet waren, können wir auch behaupten: diese großen Aquädukte, Heerstraßen, Thermen u. s. w. der römischen Kaiserzeit sind nur Übersetzungen in ein anderes Material, Übersetzungen von Texten, die in der Republik geschrieben wurden.

4. Das Ende der altrömischen Kultur

Im Unpersönlichen hatte Roms ganze Macht gelegen, seine Unwiderstehlichkeit, die Voraussetzung seiner Kultur. Ging es mit Rom zu Ende nur deshalb, weil die Eigengewalt Einzelner nicht mehr die anonymen Gewalten eines ganzes Volkswillens achten wollten? Man hat es mit einer solchen Antwort versucht, Chamberlain führt an, was dafür spricht. Als die erste starke Persönlichkeit in diesem Sinne wäre Julius Cäsar anzusehen, in dessen Lebenswerk die alte Republik ihr Ende findet. Aber sind wirklich selbst solche „abnorme Willenshelden, wie die Welt sie in einem Jahrtausend kaum einmal hervorbringt", im stande, „einen solchen Staat zu Grunde zu richten"? Eine Meinung der Art ist doch wohl wenig makrokosmisch empfunden. Der Wille einzelner Persönlichkeiten, sich selbst durchzusetzen, mochte in allen Generationen der Republik ständig auf der Lauer gelegen haben. Aber Tat konnte er nicht eher werden, als der Gesamtwille so geschwächt in seinen Instinkten war, daß überhaupt der einzelne sich mit ihm messen konnte. Und so haben wir das Erwachen des Persönlichkeitsfanatismus im römischen Volk nicht als Ursache, sondern als Folge anzusehen, als das oberflächliche Symptom eines in den Tiefen wühlenden Zersetzungsvorganges.

Suchen wir nach weiteren Symptomen, die uns das Wer-

den dieses Vorganges erklären. Die Kaiserzeit liefert sie in üppiger Ausbildung und reichlich genug. Am meisten fallen auf die beiden Anzeichen, die von den alten Historikern so oft mit ingrimmiger Liebe geschildert werden. Es ist die Prunksucht der herrschenden Klasse, gipfelnd in der tollen Pracht des Hoflebens, und der römischem Wesen so grundfremde Sklavensinn, der ein solches Gesellschaftsbild überhaupt ermöglicht und der immer größere Massen römischer Bürger zu kaiserlichen Untertanen nicht nur dem Worte nach macht. Das Höhenprofil der römischen Gesellschaft hat sich geändert, es ist zerklüftet, zeigt jene schroffen Übergänge von Höhen und Tiefen, die zergehenden, verlorenen Gebirgen eigen ist. ☙

☙ Ein anderes Menschenmaterial brachte der römische Boden zur Entwicklung. Ein anderes in rein physiologischem Sinne. Halten wir die Extreme nebeneinander, so ist es wie der Gegensatz zweier fremder Rassen, und zwar ist die zweite, spätere Rasse die entschieden minderwertige. „Das Urteil ist hier nicht auf Aussagen der Schriftsteller beschränkt, welche hier und da schon frühe etwas derart andeuten, sondern die Kunst leistet den unwiderleglichen Beweis, in unzähligen Denkmälern, auch in solchen, die keine Entschuldigung durch Ungeschicklichkeit des Künstlers zulassen. In den meisten Bildnissen dieser Zeit herrscht teils eine natürliche Häßlichkeit, teils etwas Krankhaftes, Skrofulöses, Aufgedunsenes oder Eingefallenes vor. Grabmonumente, Münzen, Mosaiken, Böden von Trinkgläsern — alles stimmt hierin überein" (Burckhardt, „Die Zeit Konstantins des Großen"). ☙

☙ Hinzukommt ein sehr merkwürdiges Moment, auf das ein Schriftsteller unter Trajan, Dio Chrysostomus, aufmerksam macht. Das nämlich, daß eine entschiedene Abnahme der männlichen, dagegen eine Zunahme der weiblichen Schönheit bemerk-

bar wurde. Wir beobachten ähnliches bei allen langsam alternden und absterbenden Völkern, während junge Nationen mit ungebrochener Kraft die weibliche Schönheit auf Kosten der männlichen vernachlässigen (es wäre zu untersuchen, ob dieselbe Erscheinung auch bei den anderen Arten wiederkehrt, für deren Geschichte sie dann wesentlich wäre). Hier ließe sich etwa anknüpfen, daß mit dem Ende der Republik die Kraft des Römervolkes einfach verbraucht war, daß man noch einige Jahrhunderte vom Kapital leben konnte, bis der Ruin dann ganz eintrat. Die bekannte Diagnose einer allgemein physiologischen Erschlaffung und Entartung wäre dann festzustellen. Aber dabei wird übersehen, daß das römische Gebiet durchaus nicht dem Verfall preisgegeben war, wie etwa das gealterte Griechenland oder Ägypten. Ein zweiter, nicht minder heller Weltentag war Rom beschieden: von einer Alteration der Rasse können wir unter solchen Umständen wohl sprechen, nicht aber von einem allgemeinen Niedergang. ☙

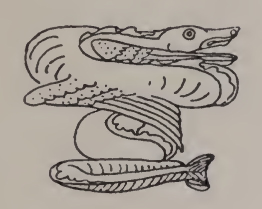
☙ Diese Alteration will erklärt sein. Am sichersten kommen wir wohl ans Ziel, wenn wir noch einmal die sogenannten Verfallsymptome der römischen Kaiserzeit ins Auge fassen, diese Prunksucht der Besitzenden, diesen Sklavensinn der Regierten und diese Umwandlung der Herrschergewalt ins despotisch Willkürliche: sind es nicht Zug für Zug dieselben Merkmale, die wir bei den von orientalischer Kultur gefärbten Völkern wahrgenommen haben? Und sollten die Ursachen in beiden Fällen nicht auch übereinstimmen? ☙

☙ Sie stimmen überein. Solange in Rom zwei gleichwertige Völker wie die Patrizier und Plebejer einander in Schach hielten, konnte jener große Legierungsprozeß nicht eintreten, der sonst die entwickeltere Herrscherkaste und das tiefer stehende Sklavenvolk ineinanderschweißt. In einem solchen Edelvolk war

kein Platz für einen megalomanen Kaiser. Jene instinktsichere Unpersönlichkeit wurde nirgends gestört, und ein an genialen Persönlichkeiten armes, aber durch ein einziges großes Geniewerk unersetzliches Volk bildete sich heraus. Aber je weiter die Grenzen Roms vorrückten, umsomehr wurde dieser Nationalcharakter bedroht. Immer mehr Völker rückten ein in die Legionen Roms. Die Verdauungs- oder Assimilationskraft des römischen Staatsorganismus mußte einmal hier versagen. ✿

✿ Die Plebs war das erste, was sich änderte. Sie wurde jetzt wirklich langsam zum Pöbel, zu einer breiten Sklavenschicht mit anderen Empfindungen, anderen Gedanken. Langsam und stetig bildete sich zwischen der Plebs und den Patriziern dasselbe Verhältnis aus, das die Zweivölker im fernen Osten charakterisiert hatte. Das gab den Einzelpersönlichkeiten ihre Macht, das machte orientalischen Luxus heimisch in Rom und krönte die Soldatenkaiser. ✿

✿ Und der Tag kam näher, an dem der Ahriman dieses Weltreiches sein Erbe antreten konnte, an dem dieses Reich reif wurde für einen „Sklavenaufstand der Moral", so groß und mächtig, wie ihn der Stern des Menschen niemals noch gesehen hatte. ✿





III. Vom großen Sklavenaufstand

1. Das Erwachen des Mitleids in der alten Welt

Das Reich des großen Alexander war zerfallen, Rom hatte die Kulturländer im fernen Osten noch nicht seinem Staate eingegliedert, und ungehindert konnten nun jene Züge von Norden, die nie ganz versiegten, sich über die von griechischer Kultur bereits veredelten Länder ergießen. Und über die antike Welt kam jenes Grauen, das die Späteren den Gallierschrecken nannten. Ein Gallierschwarm, zwanzigtausend Krieger stark, ergoß sich über Dardanien und Thrazien, und von dort nach Kleinasien hinüber. Der Schrecken ihres Namens allein zwang schon die Völker unter ihre Gewalt. Alle wurden sie ihnen tributpflichtig, und ungeschwächt konnte ihre Herrschaft sich behaupten, bis sie in den römischen Legionen ihnen gewachsene Gegner fanden. Ein Mann allein wagte es, ihnen Widerstand zu bieten: Attalos, der Pergamener. „Sein kühnes Unternehmen wurde gegen aller Erwartung vom Glücke begünstigt, und er behauptete in einer Feldschlacht den Sieg."

Das ist das Wesentliche, was die geschriebenen Berichte vom Gallierschrecken zu melden wissen (Polybios 18, 41; Livius 33, 21 und 38, 16; Strabo 13, 624; die wichtigste Stelle ist die zweite bei Livius). Nicht viel führwahr, und keine Erzählung, die lebendige Vorstellungen wecken könnte. Wären wir allein auf sie angewiesen, wir wüßten nichts von den Verheerungen, die der Kreislauf der Völker damals an den Stätten der reif-

sten Kultur anrichtete — von dem Fortschritt in der Entwicklung der Menschenart, der jene Vernichtung bedingte. Doch ein beredteres Zeugnis als das geschriebene Wort ist das gemeißelte Bild, und dieses Zeugnis scheint an wenigen Stellen der Kulturgeschichte so beredt als eben hier.

Mit dem Pomp und der Ruhmredigkeit des orientalischen Despoten beschloß Attalos seinen Sieg in einer Reihe von Bauten und Denkmälern zu feiern, und sein Sohn Eumenes vollendete das Werk in der Errichtung des Pergamener Altars. Den Herrschern Pergamons war es nur um ihren Ruhm zu tun, sie waren nicht bewußte Förderer der Kunst. Ihre Zeitgenossen dachten wie sie. Kein Künstlername derer, die am Pergamener Altar tätig waren, ist uns überliefert worden, ja dieses ganze Kunstwerk selbst wird literarisch nur einmal erwähnt von einem unbedeutenden lateinischen Autor. „In Pergamon," sagt Burckhardt, „wird man die Namen wohl gewußt und deren Träger für recht geschickte Banausen gehalten haben; wir aber mit unserem Verlangen, zu wissen, was damals im Inneren jener mächtigen Menschen vorgegangen, würden den Pergamenern wunderlich vorgekommen sein."

Mächtige Menschen, das ist das rechte Wort. Denn diese Namenlosen, diese „Banausen" haben uns das mitteilen können, was Livius, Strabo und Polybios, ja was kein Autor der ganzen alten Welt zu sagen wußte. Hier haben wir ein Dokument, das uns von den Kulturumwälzungen erzählt, in denen das Christentum sich vorbereitete. „Hellenistisch" heißt die Kunst dieser Männer. In der Kultur des Hellenismus gedieh zum erstenmal in der antiken Welt das Mitleid. Die Atmosphäre begann sich zu bilden, in der allein das Christentum stark werden kann.

Seit der Florentiner Frührenaissance bis auf Max Klinger

haben die Großen der Kunst immer wieder um das gerungen, was man eine Synthese von Christentum und Heidentum nennen könnte. Eine solche Synthese geschaffen zu haben, wunderbarer als es wohl je noch einem Künstler der Form gelingen wird, das ist der Ruhm der „hellenistischen“ Kunst, der im Altarfries von Pergamon ihre freieste Offenbarung gelang. Versenkt man sich in die Seele dieser Kunst, die in der Formensprache des Phidias einen so reinen Ausdruck des Mitleids geben konnte, dann ist es einem kein Rätsel mehr, wie wenige Jahrhunderte später das Christentum sich die Welt eroberte.

Das Verständnis für hellenistische Kunst hat lange zu leiden gehabt unter gelehrten Vorurteilen. Winckelmanns Schatten mag es verschuldet haben, daß man immer nur die Äußerlichkeiten so wesentlich nahm und auf die Prachtliebe des Hellenismus hinwies, in der man entweder den Orient emporkommen oder Griechenland entarten sah. Bei alledem war man nicht blind für das, worauf es ankam. Man sah den im tiefsten Wesen ungriechischen Zug des Leidens in den Köpfen hellenistischer Bildwerke, aber mit dem Eigensinn des Nichtverstehenwollens deutete man diesen so intimen, seelischen Zug als pathetisch. Das „Pathos des Hellenismus“, das ist eine jener hartnäckigen gelehrten Idiosynkrasien, deren Lebenszähigkeit nur schwer zu verstehen ist.

Wir wollen nicht widerlegen, wir wollen uns nur unbefangen selbst ein Urteil bilden. Denken wir an diesen ganzen Chor leidender, nach Erlösung verlangender Menschen hellenistischer Kunstschöpfung: an den „sterbenden Gallier“, an Dirkes bittende Gestalt (Gruppe des farnesischen Stiers), an das sich selbst hinmordende Gallierpaar, an die gefallene Amazone, die „Medusa Ludovisi“ oder den „sterbenden Alexander“ (die beiden letzten durchaus falschen Bezeichnungen seien der Kürze halber

hier beibehalten): diese unter einem durchaus nicht nur physischen Leiden sich windenden Körper, der schräg aufwärts gewandte Blick unter erschlaffenden Brauen, der herbe Schmerz um den Mund, wie mag man das alles nur als Pathos deuten! Wer auch nur eins dieser Werke mit innerer Teilnahme betrachtete, kann kein anderes Urteil gewinnen als Sybel in glücklicher Stunde über den sogenannten sterbenden Alexander: „Der Typus des leidenden Menschen, ein *unübertroffenes Ecce homo.*“ Dergleichen hat die bildende Kunst nur einmal noch rein offenbaren können: in der „terribilità“ des Michelangelo.

Aber es ist mehr als nur ein Ausdruck des Leidens, es ist ein *Mitleiden.* Diese Künstler stehen auf Seiten der Unterlegenen, nicht der Sieger. Dirkes flehender Blick und ihre Hilflosigkeit, die mit größerer Liebe geschildert ist als die ganze farnesische Gruppe und die am stärksten in der Erinnerung haftet, ist von typischer Bedeutung. Die niedergeworfenen Gallier sind *nicht* verhöhnt, und die Rauheit ihres Gesichtes verklärt ein Adel, wie ihn nur ein mit ganzer Liebe schaffender Künstler verleihen konnte.

Konnte man früher eine solche Deutung noch für willkürlich halten, so ist sie heute nicht mehr anzuzweifeln, nachdem uns in dem pergamenischen Altarrelief das Hauptwerk hellenistischer Kunst zurückgegeben wurde. Was die Künstler geben *sollten,* war ein steinerner Triumphzug für das siegreiche Herrscherhaus, und zwar in der höfisch allegorischen Fassung, daß die Sieger die Masken olympischer Gottheiten trugen, die Besiegten aber die gigantischer Unholde. Sie deuteten das nur Halbmenschliche der Giganten an, indem sie ihnen Flügel aus den Schultern hervorwachsen ließen, wohl auch einen tierischen Kopf aufsetzten (so das von Aither gewürgte Ungeheuer mit Löwenkopf und Löwentatzen). Das am häufigsten wiederkehrende Motiv ist

das, dem Körper statt der Beine zwei Schlangenleiber anzusetzen; der Typus ist wie die anderen der älteren Kunst entnommen. Was aber nicht übernommen ist, das ist die überall hervortretende Sympathie für die niedergeschmetterten Giganten. Wer vermöchte das Gesicht des jungen, schon hingesunkenen Gegners der Athene vergessen! Oder das der klagenden Gäa, die für ihn bittet!

Eine Allegorie verlangten die Herrscher von Pergamon, und eine Allegorie gaben die pergamenischen Künstler, nur mit ein wenig anderer Bedeutung. Dieser Schrei der Verzweiflung, der da hundertstimmig hineingellt in die Pracht des Olympos, das ist der Ruf einer anderen, besser fühlenden Zeit, für den sie damals noch kein Ohr hatten, die Herrscher nicht und das Volk nicht — nur diese Namenlosen vom Pergamener Altar, die einen so scharfen und mitfühlenden Blick hatten für leidende Menschen.

2. Das Ghetto der Völker

„Wir beginnen einzusehen, daß nicht bloß Lust und Freude, sondern auch Schmerz, Kampf und Tod die mächtigen Mittel sind, durch welche die Natur ihre feineren und vollendeteren Lebensformen sich herausbildet.“ Das Wort (Helmholtz hat ihm diese Form gegeben) könnte über jenen düsteren Toren stehen, mit denen die mittelalterlichen Städte das größte Elend abschlossen, das sie erlebten: die Tore der Ghetti. In handgreiflicher Nähe fast können wir hier beobachten, welche Folgen die brutale Unterdrückung eines durch seine starke Vitalität doch unausrottbaren Volkes zeitigt. Der flüchtig Hinschauende wird nur eine Wirkung wahrnehmen. Ein mißhandeltes Volk ist ein rachsüchtiges Volk. Die kalte Grausamkeit des jüdischen

Wuchers ist entstanden unter diesem Druck. Aber dieser nach außen hin gerichteten bösen Eigenschaft entspricht eine andere, die nicht minder Folge der Mißhandlung ist, und die uns beweist, wie bitterster Schmerz zum Bildner vollendeterer Lebensformen werden kann. Aus tausend ergreifenden Einzelzügen ist es bekannt, wie gerade durch die rohesten Verfolgungen die vornehmste Eigenschaft des Judentums herausgebildet wurde, wie hier enger Familiensinn sich steigern konnte zu einem wahrhaft monumentalen Mitempfinden für alle Glaubensgenossen. Stimmungen des Mitleids reiften so, die nur in einer bestimmten Persönlichkeit Geist zu werden brauchten, um als Weltanschauung der Unterdrücker Herr zu werden. ✍

✍ Das römische Weltreich hat so gut wie die mittelalterliche Stadt seinen Judenwinkel, sein Ghetto gehabt. Das Ghetto lag im Südosten des Imperiums, und es hieß Palästina. Dort wohnte es, das unglückselige Volk des Gottes der Rache, das die Herrengelüste so vieler Völker über sich mußte ergehen lassen, das unter ägyptischer, babylonischer, persischer, syrischer Oberhoheit gestanden, ehe der Römer es nahm. So weit wir in der Geschichte des im Leiden auserwählten Volkes rückwärts sehen, war es ein Volk von Sklaven. Die erste faßbare Gestalt ihrer Überlieferung ist jener schändliche Erbschleicher und Betrüger Jakob, eine bis in die tiefsten Instinkte entherrlichte, versklavte Natur. Ein Volk, das einen solchen Typus als den Stammvater seines Geschlechtes namhaft machen konnte, muß selbst Jahrhunderte lang entherrlicht gewesen sein durch schändende Fronarbeit. Und dem Charakter des Jakobsvolkes entspricht seine Geschichte. Es hat zwischen den Gefangenschaften seine Zeiten der Freiheit und Selbständigkeit gehabt. Aber selbst die wenigen Helden, die da seltsamen Naturspielen, Atavismen gleich auftreten, sind nicht frei von Jakobzügen, die immer

wieder dem Volk sein Urteil sprechen. Diese Zeiten der Freiheit erinnern in der ganzen Geschichte der Juden fast an jene Pausen, in denen die alten Folterknechte ihre Opfer kräftigten, um sie desto länger und grausamer quälen zu können. ☙

☙ Dem Römer galt der Jude als „des Hasses gegen das ganze Menschengeschlecht überführt". Der kalte Blick des antiken Menschen hatte nur Verachtung für das Volk des Unglücks. Er sah in ihnen nichts als ein Geschlecht rachsüchtiger Betrüger und ahnte nicht, daß das Volk Jakobs auch das des durch Leiden geklärten Hiob ist. Diese zweite grundgute Eigenschaft des Rätselvolkes von Judäa läßt sich nicht so weit in die Vergangenheit hinein verfolgen wie die grundböse erste. Aber sie nimmt zu mit den Leiden des Volkes, immer mehr verdrängt sie aus dem heiligen Buche die blutige Grausamkeit, immer tiefere, innigere Züge weisen die großen Männer dieses Buches auf. ☙

☙ Und dann, plötzlich, unvermittelt steht die ragende Gestalt des Erlösers vor uns, die Gestalt des Christus. ☙

☙ Es gibt, wurde behauptet, keine ganz ruhige Entwicklung Katastrophen, Knotenpunkte oder wie man es sonst nennen will, unterbrechen immer wieder die still hingleitende Linie der Fortbildung. Da ist diese Geschichte des jüdischen Volkes. Alles in ihr drängt auf die Erscheinung eines Heilandes, der das beste des im Leiden so genialen Volkes verkörpert. Und dann sehen wir Jesus aus Nazareth auftreten, der die Erfüllung bringt — und die ruhige Entwicklung Judäas scheint an dieser wichtigsten Stelle unterbrochen von einer Katastrophe, so jäh beschleunigt ist hier alles Werden, so gewaltig sammelt sich in dieser einen Gestalt die Kraft einer ganzen Strecke Weges an. Christus, das ist die Erfüllung Judäas, die Erfüllung aller mißhandelten, geknechteten, verkannten Menschheit. Und dennoch konnte man

ihn im Ghetto des Imperiums falsch verstehen bis zum Kreuz. Die Diaspora hat, was sie verklären konnte, mit der Leidenschaftlichkeit des alten Testaments verflucht. Und wir selbst, die wir unsere ganze Zeitrechnung um das Leben dieses Mannes her ordnen, in dem Bewußtsein: hier hat die Geschichte unserer Art einen Angelpunkt — verstehen wir ihn etwa besser? An Versuchen zur Deutung hat es wahrlich nicht gefehlt. Aber wie kläglich sind sie alle abgestürzt, und wie bis zur Frivolität oberflächlich sind heute die Strauß und Renan geworden! Es hilft nichts, wir müssen uns bescheiden. Jedes Jahrhundert sieht die großen Männer neu, jedes Kulturgeschlecht wird die Evangelien unter anderen Voraussetzungen lesen. Das hat der Historiker sich immer aufs neue klarzumachen. Wie der Maler, der die Grenzen seiner Kunstmittel kennt, nie die unumflorte Mittagssonne selbst aufs Bild bringt, sondern sich mit den Reflexen begnügt, so werden die Historiker noch vieler Jahrhunderte, sofern sie geschichtlichen Blick haben, die Erscheinung Christi nicht selbst mit festen Strichen zeichnen, und dem Bekenntnis eines großen Heroenhistorikers folgen, das lautete: „An dieser Stelle muß ein Mann gestanden haben, der eine Macht war; wie der Mann aussah und wie die Macht sich gerade in ihm aufspeicherte, das wissen wir nicht, aber wir sehen die Wirkungen, und die Wirkungen festzustellen, das muß uns genug sein." ☙

☙ Im Geiste eines solchen Heroenkultes geschieht es, daß hier kein Wort zur persönlichen Charakteristik Christi ausgesprochen wird. Die Reflexe der von ihm ausstrahlenden Macht sollen geschildert werden, ja von den Reflexen nur das, was wir durch das trübende Medium unseres Kulturjahrhunderts hindurch erkennen können. Deshalb sprechen wir hier den Heiland als den an, der die Menschen vor allem das Mitleiden lehrte, und der

in dieser Lehre den Menschen eine andere Seele gab, und der Erde eine bessere Menschheit.

Das Wort Mitleid hat für uns an Reinheit des Klanges eingebüßt. Wir verstehen es, wenn Goethe (Herder übrigens bestätigend) behauptet, unter der Voraussetzung eines unbedingten Mitleids werde aus der Welt ein Lazarett gemacht. Wir werden wohl noch einsehen, daß wahres Mitleiden nicht eine Auslese des Verkrüppelten schafft. Im übrigen hat die Kultur des Mitleids Schranken niedergerissen und reißt sie nieder. In einem Staate, dessen soziale Schichten das Mitleiden durchdringen kann, werden die tüchtigen Kräfte aus allen Höhen und Tiefen hervorgeholt und an die Plätze gebracht, die sie ihre ganze Macht entfalten lassen. Ein natürlicher Niederschlag muß sich in solchen Staaten bilden an Stelle jenes ewig gärenden Bodensatzes, in dem Elemente in die Tiefe gezwungen sind, die nicht in die Tiefe gehören.

3. Das zweite Rom

Alle Bilder und Vorstellungen, die sich die Menschen vom Jenseits machten, sind von jeher nur die Spiegelungen ihrer irdischen Zustände gewesen. Auch der chaotische Zustand, dem das alte Rom mehr und mehr anheimfiel, hat sein himmlisches Spiegelbild gefunden. Aus dem einheitlichen Volk war ein Völkergemengsel geworden, und der Rassenmischung auf Erden entsprach eine Göttermischung, wie sie toller wohl kaum je geglaubt oder geduldet worden ist. Der Glaube war entnationalisiert, war anarchisch im Innersten und damit reif zur Auflösung. Jeder überzeugte Fanatismus mußte seiner Herr werden können, das scheint uns bei einem Rückblick selbstverständlich. Und denken wir dann an den Todesmut des jungen Christen-

tums, an die feste Klarheit seines Bekenntnisses, so will es uns nicht wundern, daß vom kleinen Juda aus der große Sklavenaufstand der Geister organisiert werden konnte, daß die Wolken, die dort im Südosten heraufkamen, den ganzen Götterhimmel überzogen.

Dennoch, wie klein, wie verächtlich klein war diese christliche Sekte! Das überlegene Lächeln, daß die Christen in Athen empfing, als sie den Altar des unbekannten Gottes für sich in Anspruch nahmen, war so töricht nicht, wie wir geschichtlich Unterrichteten es deuten. Es zeigt sich eben auch hier das große Wunder, das jeden Fortschritt auf unserem so rätselvollen Menschenstern noch eingeleitet hat. So jämmerlich (wir können das nur wiederholen) die ersten Zwittertiere zwischen Affe und Mensch unter den festen, bis dahin herrschenden Arten sich ausnahmen, so kläglich muß das junge Christentum und sein Sektenglaube im mächtigen Imperium sich ausgenommen haben. Mochte der entnationalisierte Glaube widerstandslos sein und greisenhaft hinfällig: daß er just der Sklavenmoral aus Judäa weichen mußte, konnte niemand damals wissen.

Aber die Distanz von der unmittelbaren Umgebung ist nicht das einzig Überraschende. Hinzukommt eine Distanz des siegreichen Sektenglaubens vom reinen und edlen Glauben des Erlösers, die fast wie ein Abbruch jeglicher Verwandtschaft sich ausnimmt. Das ist die Verzeitlichung, Vergröberung, ja Verrohung, die der christliche Gedanke annehmen mußte, um überhaupt in diesem anarchisierten Weltreich Ereignis werden zu können. Der roheste Utilitarismus, darüber wollen wir uns nicht täuschen, hat die Christengemeinden der ersten Jahrhunderte stark gemacht. Den Gläubigen wurden die Sünden vergeben, sie fanden im Jenseits gedeckte Tische und gute Plätze,

und sie tranken und speisten dann in dem seligen Bewußtsein, daß es denen, die es auf Erden besser gehabt hatten, gleichzeitig grausig schlecht erginge.

Diese letzte Vorstellung ist für die Verbreitung des Christentums die wesentlichste. In ihr wird das Christentum nicht nur verzeitlicht, sondern alttestamentarisch judaisiert, von den übelsten Ghettodünsten verpestet. Die grundgemeine Rachsucht des Juden als der raffiniertesten Form des Sklaven kommt hier zu Tage. Böseres als die Christenhölle ist nie erfunden worden, ekler konnte die Ohnmacht ihre perversen Triebe nicht zeigen, als in diesen Orgien einer eingebildeten Rache an dem starken Gegner. Und das waren die Vorstellungswelten, die für den Erlöser und seinen großen Gedanken werben gingen! Wahrhaftig, die rohesten Übersetzungen und Vergröberungen, mit denen spätere Zeiten und Rassen das Christentum sich anpaßten, haben grellere Gegensätze nicht schaffen können, und der Trost bleibt uns trotz allem und allem, daß auch die Geschichte des Christentums aufwärts geht.

Im Vergleich zur Proletarisierung sind alle anderen Wandlungen, die der christliche Gedanke durchmachen mußte, unbeträchtlich. Die Kirchengeschichte und die Geschichte der Philosophie zählen sie auf, die Übersetzung ins ekstatisch Schwärmerische der Montanisten, die ins wesenlos Spekulative der Gnostiker, die Weltflucht orientalischer Wüstenchristen, den Manichäismus, Arianismus, und was sonst alles an Brandungsschaum der große Orkan ans Ufer spülte. Nichts war so zum Werben geeignet, als jene brutale Anpassung an die engen Vorstellungsformen der Sklaven. In dieser Art kam das Christentum nach Europa, das waren die Ideale der Katakombengemeinden, die sich hyänengleich einwühlten in den heiligen Boden des Römerreichs, das machte den Märtyrern das Sterben leicht

und gab den Werbenden immer wieder die Gewalt der Überredung.

Der christliche Gedanke war indes zu lebenskräftig, um die amorphe Gestalt, die er der Anpassung an die Sklavenschicht dankte, lange beizubehalten. In das Römerreich war er nun eingedrungen, und der Proletarisierung des Christentums mußte die Romanisierung folgen. Schon in den engen Grenzen der Gemeinden kündete sich diese Metamorphose an, der Rom seinen zweiten Weltentag verdankt. Ein Führerstand bildete sich heraus, der Klerus wurde als eine geistige Elite ausgeschieden von der Laienmasse. Dann differenzierte sich der Klerus selbst, je mehr die Gemeinden wuchsen. Die Bischöfe der verschiedenen Städte ordneten sich je nach der Bedeutung ihrer Städte über- und untereinander, wobei dann eine Umdeutung des Reingeistigen ins Reinpraktische nicht mehr zu vermeiden war. Und immer mehr färbte diese Zustände das Römertum, wie es sich bis zu den Kaisern gestaltet hatte. Im dritten Jahrhundert hören wir bereits Klagen über die Prunksucht. Die Idee des Papsttums war im Anmarsch.

Das alles ist bekannt, und bekannt sind auch die Vorwürfe gegen das aristokratische Christentum. Ihre Berechtigung soll sicherlich nicht angezweifelt werden, aber das eine ist gegewiß: das aristokratische Christentum war besser als das proletarische, als das Räsonnement rachsüchtiger Sklaven. Eine bessere Organisation zudem für seine planetare Ausbreitung konnte das Christentum in den ersten beiden Jahrtausenden seines Seins nicht finden.

Es erübrigt, die Mittel zu prüfen, deren sich die neuchristliche Aristokratie, das Herrschertum des zweiten Roms bediente, um die Völker den christlichen Gedanken zu lehren.

4. Massenhypnosen

❧ Die Mittel werden wir am ersten erkennen, wenn wir zusehen, wie es die romanisierte Christenkirche im Zenit ihrer Macht damit hielt. Der Zenit wurde erreicht im 17. Jahrhundert, im Papsttum der Gegenreformation. Prüfen wir seine herrschenden Ideen, wie sie sich in Werken bildender Kunst mitteilen. ❧

❧ Die geniale künstlerische Leistung der Gegenreformation war die Kirche des Barock. Treten wir in das Innere solch einer barocken Kirche, so ist der erste Eindruck der einer betäubenden Verwirrung über eine unsinnige Prachtanhäufung. Dann aber klärt sich uns das Durcheinander, wir merken, wo der Mittelpunkt zu suchen ist, in dem alle diese Massen ruhen: aus dem Halbdämmer des Kirchenschiffs sehen wir uns auf den Altar hingewiesen. Auf ihn fällt das gesammelte Licht. Wir gehen hinzu und finden in der hier abermals und hier am gewaltigsten aufgestauten Pracht einen Mittelpunkt im Altarbild. Wir schauen das Bild genauer an. Zum drittenmal überkommt uns dabei jene Ratlosigkeit, aber wie es sich nun zum drittenmale vor uns aufklärt, haben wir endlich das Zentrum erreicht. Ob das Bild am Altar eine Himmelfahrt darstellt oder eine Kreuzigung, ein Martyrium oder eine Wunderszene: stets finden wir uns aus dem barocken Gewirr der Gestalten hingewiesen auf einen Einzelnen, dessen gesamtes Seelenleben konzentriert erscheint in einem ekstatischen, visionären Blick. ❧

❧ Diese Verzückung, das ist der letzte Trumpf des Barock, der letzte Trumpf der Gegenreformation überhaupt. Die gesamte Kunst dieser Zeit hat nur den einen Willen, den Menschen in einen Zustand ähnlicher Ekstase zu versetzen. Entsinne man sich Calderons und der ganzen Dichtkunst um ihn her. Alle Grenzen

zwischen Phantasie und Wirklichkeit sind da verwischt, zwischen Traum und Wachen irrt der Geist haltlos scheinbar umher. Dennoch, der Mittelpunkt fehlt nicht, in dem das alles doch wieder seinen Halt gewinnt, in dem es gerechtfertigt wird und seinen höheren Sinn erhält. Und dieser Mittelpunkt ist jene Ekstase, jener rätselvolle Zustand der Seele, für den der Jesuitismus die Kulturmenschheit empfänglich machen mußte, um ihr seine Ideale mitzuteilen.

Wir haben die sichtbaren Mittel betrachtet, mit denen die spätere christliche Kirche arbeitete. Achten wir nun auf die hörbaren.

Wer auch nur einmal eine Liturgie mit ganzer Seele hörte, wird den Eindruck wohl ein Leben lang bewahren. Konnten wir bei jenen ans Auge sich wendenden Mitteln noch im Ungewissen sein, so hier nicht mehr. Das ist eine Hypnose, eine Massenhypnose, die da den Suggestionen der Predigt voraufgeschickt wird. Das Furchtbarste ist die Litanei mit ihren Responsorien zwischen Priester und Gemeinde. Die priesterlichen Worte, die vom flimmernden Altar her in das dunkle Kirchenschiff hineinhallen, halten sich streng in demselben Ton, einem Ton, der wie fasziniert nicht heraus kann aus seiner Lage. Und die Gemeinde wiederholt die Worte in demselben gedrückten, scheuen Klang. Wie diese Gemeinde sich blenden läßt vom irritierenden Altarglanz, wie die Stimmen von Hunderten von Menschen hineinkriechen in den einen Ton, den der Priester ihnen angibt — wahrlich, man versteht, wie es den Priestern dort möglich wurde, die Ideen zu übertragen, die die Worte ihrer Gebete zusammensetzte, die ihre Altäre baute, und Kirchen um die Altäre her, und um die Kirchen Städte her, die ihnen gemäß waren.

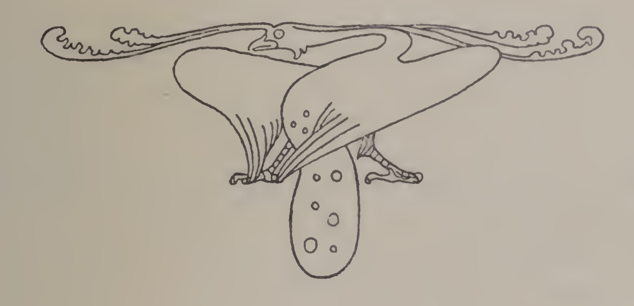
Halten wir nebeneinander, wie die spätere und wie die

früheste christliche Staatskirche in künstlerischen Formen sich äußerten, so finden wir Unterschiede, die von weltfremden Kulturen auszugehen scheinen. Aber wie verschieden die Sprache der getrennten Jahrhunderte auch sein mag, ist doch der Sinn ihrer Worte der gleiche. Die gestreckten, starren Formen des byzantinischen Stils, sofern er den romanischen einleitet, und die vollrunden des Kirchenbarocks: beide beabsichtigen sie Massenhypnosen, und es steht noch dahin, mit welcher Stilart die größeren Wirkungen erzwungen wurden. ✍

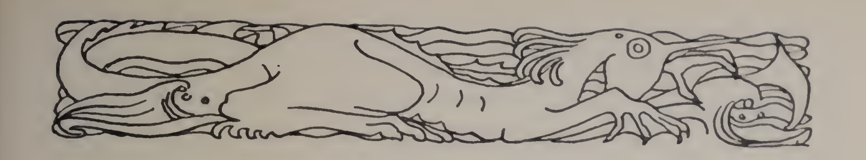
✍ Es gibt eine eigene, Klischee gewordene Erklärung, das Harte, im strengsten Sinne Gemessene des Byzantinerstils zu erklären. Das plastische Gefühl der antiken Kunst sollte langsam erschlafft sein, die Belebung des Stoffes sei ihr immer weniger gelungen, und ganz natürlich sei sie so allmählich in den Byzantinerstil und seine Eigenheiten hineingeglitten. Wir hätten demnach diesen Stil nur als eine verallgemeinerte, epigonisch gewordene Antike aufzufassen. Die Beeinflussungstheorie hat von jeher an einem Mangel an sinnlicher Anschauung gelitten, aber so kurzsichtig wie bei dieser Erklärung ist sie doch selten gewesen. Was ist an einer solchen granitenen Statue des Christenstils noch antik? Und sehen wir, wie dieser Granitstil sich entwickelte, wie er erst die Kapitäle umformte (das allein hat die gesamte hellenistische und römische Kunst nicht vermocht), wie das Eigene dieses Granitstils sich kundgibt in der Linienführung auf den Mosaikbildern und schließlich bei den Statuen, dieselbe granitene Schwere und Eintönigkeit, die widerklingt aus den Tönen der Litanei: das soll noch Antike sein? Irgendwie nicht ganz Selbstempfundenes? ✍

✍ Granitstil: das Wort gibt uns den Hinweis auf das Wesentliche. Bei den Ägyptern lernten wir ihn kennen, wie er unter einer anderen Zone gereift war. Es waren andere, vollkommen

andere Ideen gewesen, denen er gehorchte. Eines aber ist doch den Kulturen des älteren und des jüngeren Granitstiles gemeinsam: vom Norden waren die Ströme planetarer Kraft herniedergerauscht, denen hier bestimmte Bahnen zugewiesen wurden.




Die Germanen
H. V.



I. Wie Germanien Deutschland wurde

1. Zwei Landschaftsbilder

Wir kennen die Wälder nicht mehr, die deutscher Boden damals nährte. Friedlichere Tiere hausen in unseren Forsten, und um so vieles sie friedlicher sind als der verschollene Elch, um so vieles wilder und düsterer waren die Wälder damals. Römer, die sie sahen, berichten Einzelzüge von Sagengröße. Wie sich die Wurzeln der Riesenbäume unter dem Boden drängen, wie sie sich langsam krümmen bei dem kargen Platz und das Erdreich dabei heben, ja wie sie sich oft weit noch über dem Boden emporgebogen haben, in einem Halbkreis, so hoch, daß ein Reiter darunter hersprengen kann. Noch ungezähmte, tolle Wasser rasten durch das Land. Wenn der Frühling ihnen Kraft gab, konnte es kommen, daß einer jener Riesenbäume selbst vom Ufer losgerissen wurde mitsamt dem Erdreich, das seine Wurzeln umkrallten. Eine schwimmende Insel glitt dann den Strom hinab. Doch furchtbarer noch als die Wasser, die so der Bäume Herr wurden, waren die, über die die Wälder triumphierten. Jenes wuchernde Wurzelwerk, wie ein wasserdichtes Gewebe verfilzt, weigerte dem rinnenden Regen den Abfluß. Das Land der starken Wälder war auch das Land der ewigen Sümpfe, das sonnenarme Land der Nebel und eines gigantisch düsteren Wolkenhimmels. ☙

☙ Tausend Jahre später. Die alten Wälder sind gesunken, die Sümpfe getrocknet. Felder und Wiesen breiten sich aus in

bunten, freundlichen Farben. Die Wasser rasen nicht mehr so toll und die Nebel stauen sich nicht: die Sonne ist aufgegangen über Deutschlands heiligen Gefilden. Wo aber ist die wilde Kraft geblieben, die einst dem germanischen Boden entstieg? Wir wissen, sie ist nicht abgeströmt, und wenn sie sich von weiten Strecken Landes zurückgezogen hat, so muß sie an anderen Stellen um so lauter toben. Und wir finden diese Zentren der Kraft in: ummauerten Städten. Wie Magnete der Kraft liegen sie im Lande, alle höheren lebenden Gewalten an sich ziehend. Noch haben sie die Gewalten nicht bändigen können, noch gärt es in den Städten wie in zischenden Vulkanen. Und doch ist der Anfang zu allem schon getan. Von hier aus wird die Aussicht frei in unsere klarste Gegenwart. Heller, durchsichtiger wird sie uns erscheinen, wenn wir begrefen, wie die mittelalterliche deutsche Stadt aus der germanischen Landschaft heraus geworden ist. ✍

✍ Ehe wir nun hinabsteigen in die Niederungen der Geschichte, die Metamorphose in ihren Einzelheiten zu begreifen, wollen wir noch einmal Umschau halten in der Höhe, die uns die Bilder der germanischen und der deutschen Landschaft gleichzeitig erkennen läßt. Was lehrt uns ihre Gegensätzlichkeit? ✍

✍ Wir sind groß geworden im Glauben an das Gesetz der Erhaltung der Energie. Wenn wir nun in der germanischen Landschaft die Kraft des Bodens Wälder treiben sehen, gegen deren Unermeßlichkeit das dünne Menschengeäder, das die Wälder durchzieht, winzig scheint, wenn wir andererseits die Wälder zusammenschrumpfen sehen mehr und mehr, das Menschengeäder aber anschwellen zu einem immer mächtigeren planetaren Organ, dann sagen wir uns: das ist Kraft derselben Kraft, die früher Urwald war und dann ummauerte Stadt. Und an einem Bilde in menschlich erreichbarer Nähe können

wir die Wandlung der Kraft wahrnehmen, die jede Erdmetamorphose veranlaßt. Das Wie einer solchen Wandlung bleibt uns freilich auch in dieser Nähe noch ein Rätsel. Nur das eine sehen wir, daß es eine bloße „Abstammung", wie sie die heraldische Wissenschaft für ältere Zeiten behauptet, nicht ist. Unsere Häuser stammen nicht ab von Urwaldbäumen, und die wilden Tiere des Urwaldes sind nicht unsere Ahnen. Aber indem der Planet nicht länger in diesen Breiten Urwälder trieb und eine ihnen entsprechende Tierwelt, bekam er die Kraft frei, deren er bedurfte zur Züchtung städtebauender Menschen. Die Kaulquappe, die Frosch werden will, läßt ihre Kiemenbüschel und den Flossenschwanz verdorren und bildet statt ihrer Lunge und Extremitäten aus. Lunge und Extremitäten stammen nicht ab von Kiemen und Flossen, und doch sitzt die Kraft des einen später im andern und macht es tüchtig. ꕥ

ꕥ Des weiteren aber haben wir genauer auf das Volk zu achten, das hier von der Erde Gnaden mächtig wurde. Es sind Germanen. Was in diesem Germanenvolk kraft jener Erdengunst gedieh an guten und starken Gedanken und an edlem Volkstum, das breitete sich dann jenseits germanischer Grenzen aus, das breitet sich noch heute über den Erdball. Und wieder sehen wir hier jenes seltsame Hinüber, jene rätselvollen Wandlungen der Kraft, die blühendes Waldleben in Städte umformen kann. ꕥ

ꕥ Das ist ein scheinbar nebensächlicher, in Wahrheit sehr wichtiger Gedanke. Wer sich heute offen zu der Lehre von der nordischen Herkunft aller Kultur bekennt, muß immer wieder ein Sturzbad von Zahlen über sich ergehen lassen. Die Kleinheit des im Norden bewohnten Gebietes wird verglichen mit den unendlichen Landmassen des Südens, die winzigen im Norden gezogenen Menschenmengen mit den Abermillionen von Südländern. Aber vergleichen wir doch, um ganz Bekanntes und

Anerkanntes zu wählen, das große Amerika mit dem kleinen England. Würden Zifferngelehrte, ohne die Kenntnis verbürgter Tatsachen, an die Besiedelung Amerikas von England aus glauben? Würden sie ohne die nämliche Kenntnis glauben, daß das bißchen germanische Intelligenz all die zahllosen Erfindungen schuf, die heute den Planeten umformen?

Das mußten wir uns klarmachen an dieser Stelle, wo wir die Menschenkraft, in die der Planet sein Bestes hineinlegte, aus den Ländern des ewigen Tags und der ewigen Nacht abströmen sehen in tiefere Breiten: in die Länder Germaniens, wo sie aufs neue sich stauen und nun fähig werden zur größten Kolonisation, die der Erdball in der Zeit des Menschen erlebte.

Folgen wir ihren Wandlungen.

2. Lichtungen

„Einsam und abgesondert siedeln sie sich an, wo gerade ein Quell, eine Aue, ein Gehölz einladet. Ihre Dörfer sind nicht wie die unseren verbundene, zusammenhängende Häuserreihen; vielmehr umgibt jeder sein Haus rings mit einem freien Platz, sei es zum Schutz gegen Feuersgefahr, sei es, weil sie es überhaupt nicht besser wissen. Sogar Mauersteine und Ziegel sind ihnen unbekannt; alles wird rohes Gebälk, ohne Bedacht auf Schönheit und Anmut.“

So sah es nach Tacitus in den ersten Lichtungen des germanischen Urwalds aus. Einiges illustrative Material liegt vor; Hausurnen, römische Reliefs und ähnliches. Die wichtigste Aussage dieses Materials ist die Bestätigung, daß der Stil der Landwanderer, der Giebelbau überall vorherrscht. Vom Zeltbau leitet man ihn ab. Mit Recht, aber die Übersetzung in den spezifischen Holzstil ist doch schon eingeleitet. Und wenn wir

auch sichere Kunde haben, daß die Germanen noch Holzhäuser bauten, die sie auf ihre Wagen verladen und fortrollen konnten, so ist doch die einfache Tatsache des Holzbaues schon genügend, um ein Bild zu geben von der Zähflüssigkeit der Menschenströme, die solche Gehäuse absetzten.

Nun aber das Wichtigste: Wie sah es im Innern der Wohnhäuser aus? Wie zeichnete man den Grundriß langsam um? Davon geben weder schriftliche noch bildliche Überlieferung verläßliche Kunde, und wir sind angewiesen auf das, was der auf dem platten Lande gepflegte Bauernhausbau uns mitteilt. Das aber ist nicht zu unterschätzen, und da wir wissen, wie zäh das Volk ist im Festhalten alter Überlieferungen, wie rein sie im Volke alte Rasseneigenschaften bewahren, so dürfen wir hier schon einige Rückschlüsse wagen.

Drei Bauernhaustypen sind für die Entwicklung der genannten Siedlungsweise und damit der germanischen Kultur überhaupt von stärkster Bedeutung: das norwegische, das niedersächsische und das fränkische Bauernhaus. Eine Menge anderer sind außerdem bekannt; das friesische, das im Schwarzwald, das Schweizer-, das Alpenhaus u. s. w. Aber es sind Abarten jener drei Grundtypen. Norwegen, Niederdeutschland und Oberdeutschland: das sind drei geographische Zonen. Und wie sie uns von Norden nach Süden denselben Weg leiten, den alle Kultur gegangen ist, zeigen sie uns auch, was in der germanischen, der landgermanischen Bauart als das ältere, und was als das jüngere zu nehmen ist.

Das norwegische Bauernhaus umschließt einen annähernd quadratischen Raum. Den Mittelpunkt bildet der Herd, oder richtiger: die Feuerstätte; denn der flache Steinbau, der die Flamme trägt, ist kaum Herd zu nennen. Eine verschließbare Dachöffnung gibt dem Rauch Abzug und dient zugleich als

Fenster. Nehmen wir hinzu, daß an einer der Giebelseiten gewöhnlich eine Vorhalle angebracht ist, so ist das Wesentliche gesagt.

Das ist gewiß kein komplizierter Bau, und die kulturelle Einfachheit derer, die sich mit solcher Wohnung beschieden, scheint uns nahe an die Grenze der ersten Kulturmenschheit überhaupt zu rücken. Eine Feuerstätte in umschlossenem Gehäuse, das dünkt uns als Ganzes so ursprünglich, daß wir an die Zellenorganismen aus Protoplasma und Zellkern denken möchten. Aber der Vergleich wäre falsch. Soll ein zoologisches Bild uns klären, so ist zu erinnern an den Unterschied zwischen Warmblütern und den von der äußeren Temperatur abhängigen Wechselblütern. Das Haus, das überhaupt die Feuerstätte birgt, ist solch ein Warmblüter gegenüber den Wechselblütern alter Zelte, Höhlen und Baumwohnungen. Und wie uns bekannt ist, daß eine frühere Eiszeit (diejenige des Karbon) die ersten zoologischen Warmblüter herausgebildet hat, so die spätere diluvianische die ersten architektonischen.

Eine weitere Bedeutung erhält das norwegische Bauernhaus dadurch, daß wir es als das Urbild des Griechentempels auffassen müssen. So sahen die Häuser aus, in denen sich die nomadisierenden Landwanderer zu kürzerer oder längerer Siedelung niederließen, und solche Häuser bauten sie auch ihren Göttern. Von der Feuerstätte zum Opferaltar, vom rohen Holzbild zur Athene des Phidias, von der Balkenstütze der Vorhalle zur Dorersäule sehen wir die Übergänge und begreifen wohl, welche Kraft in allem Großen und Edlen Altgriechenlands sich ausgelebt hat.

Aber nicht diese ferneren Zusammenhänge kümmern uns hier, sondern die Frage nach der Bauernkraft, die germanischen Urwald in fruchtbares Land gewandelt hat. Betrachten wir zunächst

die beiden wesentlichen Bauernhaustypen aus dem Norden und Süden Deutschlands.

Beim sächsisch-niederdeutschen Bauernhaus einfacherer Art ist, im Vergleich mit dem norwegischen, auffallend zunächst der größere Umfang und der rechtwinklig gestreckte Grundriß. Wir treten durch das Tor an der Giebelseite. Vor uns eine geräumige freie Diele, am hinteren Ende die Feuerstatt, hier schon ein Herd, und über ihm eine Dachöffnung als Schlot und Fenster. Auch da ist, abgesehen von den Dimensionen, nicht viel geändert. Nun aber die Seiten: eine Reihe von Kammern und Stallungen zieht sich die Seitenwände entlang, und so viele dieser Nebengelasse da sind, in so viele Organe hat sich der ursprünglich einfache Hausorganismus differenziert.

Der höhere Organismus ist auch der wirkungsstärkere. Halten wir nebeneinander, was an Wirkungen vom primitiven norwegischen Bauernhaus, und was von dem sächsischen ausgeht, so ist klar: die Lichtungen um den jüngeren Siedlungstypus her mußten größer werden. Denn er war arbeitstüchtiger, er ist das Symbol einer Zeit, in der die Menschen für den Planeten schon eine wesentlichere Art geworden waren.

Denselben Fortschritt aber, den das niederdeutsche Bauernhaus gegen das norwegische zeigt, zeigt auch das fränkisch-oberdeutsche gegen das sächsische. Wie wir bei embryologischen Entwicklungsketten beobachten, daß zunächst nur an der Peripherie eines Zellenhaufens organische Veränderungen eintreten, und daß dann von der Peripherie aus die selbständigeren Organe aus- oder eingestülpt werden, so sehen wir die peripheren Organe, die das Bauernhaus in den Kammern und Stallungen ansetzt, beim oberdeutschen zu selbständigen Gebäuden, Scheunen und Ställen umgewandelt. Ein ganzer Gebäudekomplex, ummauert wie eine Miniaturstadt, liegt vor uns. Wieder müssen

wir uns sagen: ein solcher Gebäudekomplex, hineingesetzt ins Land, war für dessen Umgestaltung nicht von vier-, fünffach höherer Bedeutung, wenn der Komplex vier oder fünf Gebäude umschloß, sondern die Bedeutung wuchs im Quadrat. Das ist organisierte Arbeit, ist die Arbeitsteilung, der Quell unseres Reichtums, in ihrer Entstehung.

Und noch etwas anderes ist es. Wenn wir hören, daß die niederdeutschen Höfe vereinzelt über das Land hin zerstreut liegen, die oberdeutschen dagegen dorfweise sich zusammentun, dann haben wir in diesen beiden bescheidenen Bildchen einen Überblick über unsere ganze Stammesgeschichte. Das Zusammenleben in den Dörfern ist bereits eine erste Überwindung des Partikularismus, der Einzechtenpolitik, die den Germanen so eigentümlich ist, die aber nur so lange ein Segen sein konnte, als ein elementarer, alle Hindernisse wegschwemmender Herdeninstinkt über das Land und ein Volk hingehen konnte.

Auf solche ganz und gar nicht monumentale Dorfsiedelungen müssen wir zurückblicken, wollen wir die erste Entwicklung des deutschen Städtewesens begreifen. Es ist noch nicht lange her, da war es selbstverständlich, daß man die alten Römerstädte, die an den Legionenstraßen entstanden, für die Grundlagen auch der deutschen Städte ansah. Das ist ein gründlicher Irrtum. Wo die Macht der Römer sie nicht halten konnte, da zerfielen diese Städte, „von der Roheit der Barbaren verschlungen, als ob das Meer und die Stürme darüber hingegangen seien“. Die Völkerwanderung räumte mit den letzten Resten der nicht heimisch gewordenen Römerkultur. Städte wie Trier, Mainz, Worms, Speyer, Straßburg verschwanden vom Erdboden. Wohl erstanden meist an den gleichen Orten dann die wirklich deutschen Städte. Aber nur deshalb, weil die römische Kolonisation zur

Siedlung geographische Punkte ausgesucht hatte, die eben ihrem landschaftlichen Charakter nach am besten zur Kolonisierung geeignet waren. Im übrigen waren die neu erstehenden Städte den alten durchaus wesensfremd, sie waren aus der Kraft des Landes heraus geworden, und kein Krieg konnte sie mehr vernichten.

Wie hätten auch die Römerstädte sich hinüberretten können ins deutsche Mittelalter! Eine Umwandlung des Rassencharakters, wie es die Strecke von den alten Einzechten bis zur modernen Großstadt zeigt, mußte sich Zeit nehmen können. Noch heute degeneriert der Germane sehr leicht in der großen Stadt, und die Gefahr scheint nach der Vergangenheit ins Unermeßliche gesteigert. Die mittelalterliche Stadt der Giebel und Türme war auch die Stadt der Henkersknechte und Folterkammern. Welche verzweifelten Anstrengungen mußten damals noch gemacht werden, einigermaßen die aus gesonderten Einzechten und Dörfern rekrutierten Einzelkräfte zu einem organischen Ganzen zusammenzuhalten! Im Altertum vollends mußten selbst die kleinsten Zusammenkünfte in diesen trotzigen Einzelmenschen die schlimmsten Erscheinungen zur Entwicklung bringen. Wir kennen das Grauen, mit dem die alten Autoren von den Trink- und Spiellastern germanischer Gelage sprechen. Und mit solchem Material wollte man schon Städte gründen! Nein, das waren Menschen von einer heute schon sagenhaften Sicherheit des Triebes, die sich, großen Tierzügen vergleichbar, zusammenziehen konnten, wenn der Planet ihrer gesammelten Kraft bedurfte, die dann aber wieder über das Land hin sich verteilen mußten, ihre Kraft zu wahren. Kein Wege- und Straßennetz verflocht die Siedlungen. Die sorgfältiger angelegten heiligen Wege, auf denen die Wagen mit den Götterbildern fahren konnten, dienten nicht dem Verkehr. Nur die Kriegskuriere sprengten hier ent-

lang. Wir erleben es staunend heute noch bei einem Lande wie Transvaal, daß das Ochsengespann dort Wunderdinge ausrichtet, die raffiniertesten landwirtschaftlichen Maschinen dagegen sich nicht einführen wollen: so mußten die Maschinen der Römerstädte auf germanischem Boden unfruchtbare Arbeit liefern, während das Ochsengespann der Einzechtenarbeit durch nichts um seine Erfolge zu bringen war.

3. Klostereinsamkeiten

Das Bauernhaus gab der germanischen Kraft, die bodenwüchsig werden wollte, die erste Schulung. Wie eine Werkstatt ist das bäuerliche Gehöft, durch die das rohe Material hindurchgehen mußte. Eine erste Bearbeitung wird hier an ihm vollzogen. Aber auch nur eine erste. Noch zuviel des Explosiven, Vulkanischen gleichsam war in den Bauern-Germanen, noch waren sie nicht fähig, die wirklich deutsche Stadt zu gründen. Zwei andere Werkstätten warteten noch dieser Kraft: das Kloster und der Hof. Aber hier ist schon eine Auslese vollzogen. Wie die Kammern und Ställe beim Bauernhaus nur ein für bestimmte Arbeit brauchbares Menschen- und Tiermaterial aufnehmen, so ziehen die Klöster und Burgen auch nur gewisse, für sie geeignete Kräfte an. Die gesellschaftliche Gliederung wird durchgeführt, Schicht hebt sich von Schicht im Volke ab.

Beginnen wir mit den Klöstern, in denen die Anpassung des Germanischen an die Idee des Christentums vorbereitet wird.

Wir hören die Geschichte der ersten deutschen Klöster. Wie einzelne, die in den dichteren Siedelungen das Wort Gottes hörten, sich zurückziehen, in schweigender Einsamkeit den neuen

Wundern nachzugrübeln. Wie die Einsamkeit in diesen deutschen Naturen keine dumpfe Untätigkeit großzieht, sondern eine nie gekannte Lust zur Arbeit. Wie um ihre Einsiedeleien her der Wald sich lichtet und der Boden sich mit Feldern und Wiesen bedeckt, in deren helleren Farben die neue Zeit sich mitteilt. Dann gesellen sich andere Einsiedler ihnen bei, und wie sie einig sind in ihrem Wollen und in ihrer Demut vor der Kirche, gehorchen sie der Kirche auch in ihrer Einsamkeit. Das aber gab den zerstreuten Klöstern, die hier und dort im Lande erstanden, eine Einheit und eine Macht, der der Menschengeist Ungeheueres dankt.

Der Trieb zur Einsiedelei ist meist kein „gesunder" Trieb. Was sich da den Gründern der ersten Klöster beigesellte, das mag oft genug das Leid, verachtet zu sein, zur Neige ausgekostet haben. Flüchtlinge jedes Standes und jeder Art, gesellschaftlich Geächtete, politisch Verfolgte trafen sich hier. Dann wieder Menschen ohne Schuld, solche, denen das Leben draußen übel mitgespielt hatte, die zu Krüppeln geworden waren in den Kriegen, denen von Geburt an vielleicht ein körperliches Gebrechen anhaftete. In dem noch halbwilden Lande war für sie kein Platz, die rauhe, unbewußte Zuchtwahl des kriegerischen Volkes drängte sie beiseite, und sie selbst mochten sich erbärmlich und unglücklich fühlen. Aber der neue Glaube nahm sich auch ihrer an, und so folgten sie dem Ruf und zogen sich zurück in die Stille der Klöster.

Es ist eine alte und tröstliche Beobachtung, daß eine gesunde Seele auch in einem siechen Körper wohnen kann, ja daß sie gerade aus der körperlichen Unvollkommenheit die Kräfte schöpft, die sie vollkommen machen. Den Hellenen wäre wohl nie ihre Ilias und Odyssee geworden, hätte ein glückliches Geschick ihrem Homer nicht die Blindheit verliehen. Ein

Christus, ein Buddha mußten Bettler und Kranke um sich sammeln, ihre Gedanken der Welt mitzuteilen, Gedanken, die in ihrer vollkommenen Größe wieder nur aus kleinen und krankhaften Zuständen möglich waren. Wir haben gesehen, was Judäa, das verachtete Ghetto des Imperiums, für den Fortschritt der Menschheit zu bedeuten hatte. Ghettoverachtung aber mochte auch der wehrhafte Germane den ersten scheuen Mönchsgemeinden gegenüber empfinden, ohne eine Ahnung, welche Gesundheit der Seele hier gedieh. ☙

☙ Die Vorgeschichte des Klosters führt uns zurück in die Zeiten der Verbreitung des Christentums über Germanien. Wir sind es gewohnt, hier von Chlodwig auszugehen. Noch hält sich die Ansicht, daß das in den nordischen Römerstädten gepflegte Christentum, das mit so viel weibischer Intrige arbeitete und dem Volke durch Prunksucht zu imponieren suchte, den deutschen Boden sich erobert habe. Einer solchen Anschauung recht geben, heißt die deutsche Kultur überhaupt unmittelbar von der römischen herleiten, heißt die alten Römerstädte anerkennen auch als die Zentralen germanischer Kraft. Städter konnte man mit Pomp und Intrigen gewinnen, bei einem nur in Einzechten tüchtigen Germanentum hingegen mußten solche Künste ohne Wirkung bleiben, das Christentum war hier schon anders zu übersetzen. Und wahrlich, eine freie, sehr freie Übersetzung war es, die den Mann mit der Dornenkrone als wehrhaften Krieger darstellte, der auszog zum Kampfe mit dem Bösen, begleitet einzig von einem kleinen Häuflein Getreuer, den Gefolgsmannen, die sie Apostel hießen. ☙

☙ Nicht die stolze Römerstadt, sondern der kleine Bauernhof hat den deutschen Boden umgewandelt. Und nicht die stolzen, unter kaiserlichem Schutz errichteten Stadtbasiliken haben christliche Gedanken über Germanien hin ausgestrahlt, sondern die

kleinen Waldkirchen, die bretternen Gotteshütten stiller, weltferner Täler.

Die kleine Kirche zu Lubom in Schlesien, aus Eichenstämmen im Blockverbande gezimmert, um 1300 entstanden, kann wohl als Spätling der ersten Christenkirchen im sich lichtenden Germanenwald gelten. Ähnlich primitive Holzkirchen, nur einem anderen Landschaftscharakter angepaßt, sind die alten Stabkirchen in den Tannenwäldern Norwegens. Sie waren die Urbilder des späteren gotischen Stils im Kirchenbau. Ihre hohe kulturgeschichtliche Bedeutung mag es schuld sein, daß sie in der Kunstgeschichte noch heute so wenig Beachtung finden. Der Glockenturm stand von der Kirche getrennt für sich, aber stilistisch streng dem Giebelbau der Kirche entsprechend, sodaß das spätere Zusammenwachsen beider nur natürlich scheint. Gustav Freytag bereits hat darauf aufmerksam gemacht, was der Klang der Glocke in deutschen Landen heißen wollte, welchen größeren Kreis dieser Klang beherrschte, als der frühere Hornruf. Der Horizont der Germanen erweiterte sich, die christliche Kirche hat den Anfang gemacht mit einem einigen Deutschland.

Die Gemeinden also, die solche Glocken zusammenriefen, die waren es, die die ursprünglich winzigen Elitegemeinden der Mönche ausschieden. In der Nähe der Kirche erst wurden die Klöster gebaut. Vielleicht waren sie anfänglich nur als Spitäler gedacht. Dann aber sorgten sie auch für die Erziehung. Das beste ackerwirtschaftliche Wissen ferner war hier vertreten. Mehr und mehr pflegten sie ein Christentum der Tat, während die Lehre Sache der Kirche blieb. So trat dann die Trennung ein. Die Klöster, die tüchtigen Klöster zogen sich zurück an die Peripherie des Landes, wo sie so unsagbar Großes für deutsche Kultur geleistet haben.

4. Höfisches Leben

Am ersten März eines jeden Jahres versammelten sich die wehrhaften Franken der einzelnen Gaue zu einer Musterung. Bei einer solchen März-Feldversammlung geschah es, daß Chlodwig die Beute eines Feldzuges verteilen ließ. Wie jeder andere Franke sollte auch Chlodwig sich mit dem bescheiden, was das Los ihm zuwies. Er aber deutete auf einen besonders schönen Krug und erbat ihn sich als Sonderbeute. Da trat ein Franke vor, rief laut: „Nichts sollst Du haben, als was das Los Dir gibt!", hob die Axt und zerschlug den Krug. Der König blieb still, aber vergaß nicht den Schimpf. Als er bei einer späteren Versammlung die Waffen der einzelnen Mannen musterte, kam er auch an den, der den Krug zerschlagen hatte. Er wurde unwirsch. „Keiner trägt so schlechte Waffen wie Du! Deine Lanze, Dein Schwert, Deine Axt sind nichts nütze!" Und er nahm die Axt des Mannes und warf sie auf die Erde. Der neigte sich danach. Da holte der König aus und zerspaltete ihm den Schädel. „So", rief er, „hast Du es damals mit dem Kruge gemacht."

Die kleine Geschichte wird häufig wiedererzählt, und sie ist in der Tat illustrativ. Vielleicht trat die Gleichberechtigung aller Edelfreien nirgends stärker hervor, als auf dem Märzfeld. Hier konnte es geschehen, daß der Gauhäuptling zum Krieg oder Frieden gezwungen wurde, von Volkes wegen. Der Widerspruch jenes Franken, der Chlodwig nicht mehr geben wollte als Chlodwigs war, zeigt, daß dieselben Verhältnisse auch für die anscheinend romanisierten Germanen noch galten. Und auf demselben Märzfeld später dann jene ungeahndete Brutalität eines Herrschers, der sich absolut fühlt! Wie die

Wandlung möglich wurde, fragt man erstaunt, wie sie es in so kurzer Zeit werden konnte. Auch das erläutert der eine Fall. Diese Fähigkeit, die Kräfte schnell zu prüfen, seine Leidenschaften auszuschalten, solange noch der Gegner überlegen ist, dagegen schnell und gewissenlos dreinzuschlagen im rechten Augenblick, das brachte Chlodwig empor. So hat er die Gauhäuptlinge ausgemordet, so mit dem Adel aufgeräumt, der ihm nicht zu Willen war: so entstand auf deutschem Boden das erste fürstliche Leben größeren Stils. ☙

☙ Die Regel ist, daß diese zur Genüge bekannten Entwickelungen mit einem starken Zusatz von Entrüstung vorgetragen werden. Es ist dieselbe Entrüstung, mit der man die blutige Henkerjustiz der späteren mittelalterlichen Stadt zu schildern pflegt. Aber eine außergewöhnliche Kraft zu lenken, sind außergewöhnliche Mittel nötig. Für den sich wandelnden Boden waren die alten Menschenorganismen nicht mehr brauchbar. Sehen wir aus dem rechten Abstand nieder auf all dieses Morden, das die Bildung des fränkischen Hofes verlangte, auf die Metzeleien immer grausigerer Art, je weiter die Macht des Königtums sich dehnt, dann scheinen doch alle Gewalttaten nur wie gleichgültige, periphere Begleiterscheinungen, indessen im Mittelpunkt ein lebensfähiges und tüchtiges Gebilde sich herausgestaltet. Es sind Rodungen im Menschengebiet. Und die gerodete Erde bleibt auch hier nicht brach liegen, sie trägt eine neue Saat, die dem neuen Stil des Landes gemäß ist. ☙

☙ Wir wollen nun das zentrale Gebilde selbst ins Auge fassen, den neuen Menschenorganismus, der seine Fortsätze hinausstrecken konnte in die entferntesten Teile des Landes und dessen Innervationsmittelpunkt eben das höfische Leben bildet. ☙

☙ Drei Stände gliederten die altgermanische Gesellschaft: die Edelfreien, die Gemeinfreien, die Unfreien. Der Mittelstand

der Gemeinfreien war die ursprüngliche, noch undifferenzierte Masse. Von ihm hob sich zunächst der Stand der Edelfreien ab, der tüchtigsten, mannhaftesten Krieger. Ein verschwindend kleiner Stand seiner ganzen Bestimmung nach, aber durch Erblichkeit wachsend und ausgezeichnet durch strenge Rassenzucht. Gleichzeitig mit diesem oberen Stand bildete sich auch der untere aus, der der Unfreien oder Sklaven. Kriegszüge haben ihn in Deutschland wie überall sonst geschaffen. Aber es ist von unberechenbarer Bedeutung, daß nicht eine minderwertige Rasse den Stamm dieses unfreien Deutschlands ausmachte. Die menschliche Besiedlung Germaniens vor dem Eindringen der Landwanderer muß in Mitteldeutschland sehr schwach gewesen sein, nur an ganz wenigen Stellen gab es eine etwas stärkere Uferkultur (Pfahlbauten). Diese Siedlungen waren zu unproduktiv, als daß ihr Menschenmaterial die Massen der Eindringlinge wie eine Schicht hätte tragen können. Sie wurden weggeschwemmt oder aufgesogen. Nicht die leiseste Spur ihrer Existenz hat sich lebend erhalten. Was aber vom Westen und Süden her kolonisierend nach Deutschland vorgedrungen war, von der keltischen Rasse vorgeschoben, das war Herrenvolk. Das hat Deutschland so reich an Seele und Geist gemacht, daß auch ein alter Sklavenstand eine Edelmasse war, daß die tiefer liegende Schicht nicht schlechter war, als die sich überlagernde. Wir wissen außerdem, wieviel Gemeinfreie, die verschuldet oder durchs Spiel gefallen waren, immer wieder dem Stand der Unfreien edles Blut zuführten.

Ein vierter Stand wird noch als altgermanisch namhaft gemacht: die Halbfreien, zwischen den Gemein- und Unfreien stehend. Es sind Freigelassene (also frühere Unfreie), ohne Stimme bei der Volksversammlung, ohne Grundbesitz, aber sonst mit allen Rechten freier Selbstverfügung beschenkt. Es

ist ein später Stand, in Kriegsnöten geworden und nur in Kriegen gedeihend.

Die große gesellschaftliche Umgestaltung begann nun mit einer Reform der eigentlichen Adelspartei, der Edelfreien. Aus dem Volksadel wurde langsam ein königlicher Dienstadel. Die Gewaltpolitik chlodwigscher Art mag immerhin den Anfang gemacht haben; später wirkte die Leuchtkraft des königlichen Hofes auch ohnedies übers Land und zog den Ehrgeiz und den Tatendrang dahin, wo er am festesten einsetzen konnte. Die königliche Gnade verlieh die Ämter, die Macht, den Grundbesitz. Immer inniger wußte so der Dienstadel mit dem Hofe verwachsen. Und die Erblichkeit vollends, die (mit Nepotismus beginnend) schon im sechsten Jahrhundert einsetzt, gab dem Dienstadel geradezu einen Artcharakter.

Trotzalledem nimmt eine solche Umwandlung lange Zeit in Anspruch. Es war viel explosive Gewalt im Dienstadel zusammengehäuft, oder richtiger: viel explosive Gewalten, die ohne die rauhe Hand eines zugreifenden Leiters leicht anarchisch werden konnten. Von Chlodwig bis Karl hat es mehr als ein Frankenherrscher erfahren müssen. Das wirksamste Mittel zur Verfestigung des neuen Artcharakters scheint das gewesen zu sein, daß auch aus anderen Ständen Mannen in die königliche Gefolgschaft hineingezogen wurden, mit denselben Rechten ausgestattet wie die Edelfreien. Aus dem Stande der Gemeinfreien zunächst, aber auch dem der Halbfreien. Es ist begreiflich, daß bei solchen Blutvermischungen die Abstreifung des älteren Artcharakters leichter gelang.

Der Dienstadel also war es, der langsam die beste Kraft anzog, der sich wie ein zartes Gebilde über die große Volksschicht legte, der aber seine Fortsätze nach unten erstreckte und immer mehr das Willenszentrum der gesamten Volkskraft wurde. Die Be-

deutung des Gemeinfreien-Standes sank. Seine fähigsten Bestandteile eliminierte er nach oben, in die königliche Beamtenschaft. Er selbst verwuchs dadurch langsam mit dem Staud der Halb- und der Unfreien zu einer großen Masse. Erst viel später geschah es, daß diese Masse sich aufs neue als ständebildend erwies, daß sich das Bürgertum scharf von den Bauern schied, und die Bürgerschaft sich gliederte in das vielgestaltige Gesellschaftsbild, das die deutsche Stadt des späteren Mittelalters charakterisiert.

Aber eine Vorform der uns vertrauten bunten Städtebilder haben wir doch schon in dem Hofleben, das sich so farbenprächtig abhebt von der dumpferen Masse der in der Landarbeit organisierten germanischen Volkskraft. Die Sonne ging auf über Germanien, als die Lichtungen wuchsen und die Bauernhöfe näher aneinander rückten. Es war nicht länger das Land der Sümpfe und Urwälder, die Wolken konnten nicht mehr so schwer und drückend sein, wo die bessere Bewirtschaftung des Bodens den Wasserkreislauf änderte. Und wo das Land sich ändert und das Gesellschaftsbild, kann auch das Fühlen und Denken nicht im Alten verharren. Auch in den Köpfen der auf unserem Boden Heimischen mußte es klarer werden und freundlicher, als Germanien Deutschland wurde.

Wir lieben es, uns solche Wandlungen klarzumachen an einem leicht überblickbaren, faßlichen Bild. Das Land, das den Pelz der Wälder langsam abstreifen konnte, ist ein zu weites Gebiet. Die menschliche Gesellschaft schon weniger. Aber wir können uns auch noch mehr bescheiden: den ganzen Wandel des Landes und der Gesellschaft, über die Farbe kam, haben wir in der einfachen Gegenüberstellung der — Trachten. Der Germane, der über grobes Wollzeug Tierfelle stülpte, und der Franke mit seiner Freude am Putz und Geschmeide, und wäre es

auch nur ein bunter Gürtel um den Wollrock, das ist das alte Land der Urwälder und das lichtere Gebiet der wachsenden Äcker. ♔

5. Bei den Landbauern

♔ Schließlich müssen wir noch auf die Basis achten, die das ganze soziale Gebäude des werdenden Deutschlands trug: auf den Landbauernstand, oder vielmehr die Tätigkeit des Landbaues, die aus Germanien Deutschland machte. ♔

♔ Das von einem germanischen Gau zur Ansiedlung erkorene Gebiet zeigt schon in den Tagen Cäsars eine deutliche geographische Dreiteilung. Die Gehöfte mit den Siedlungen liegen im Mittelpunkt des Gaulandes. Um sie her zieht sich in breitem Gürtel das sogenannte Allmendeland; Waldgebiet zumeist, aus dem wildesten herausgerodet, oft auch durchbrochen von breiten Weidetriften. Um das Allmendeland her endlich zieht sich als äußerster Ring der Grenzwald. ♔

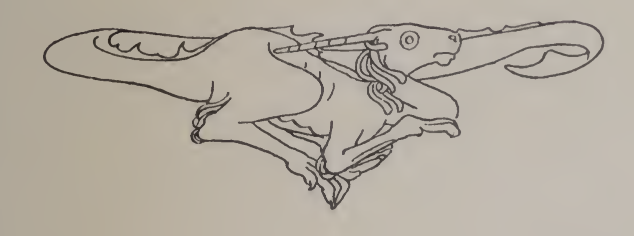
♔ Diese drei konzentrischen Gebiete verkörpern uns gleichzeitig drei Entwicklungsphasen der Urbarmachung Germaniens. Der Grenzwald, in dem noch wilde Tiere hausen und in dem nur der Krieger und der Jäger zu schaffen haben, das ist die Urzeit des Volkes. Das Allmendeland birgt bereits gezähmte Tiere, Weidevieh. Das also würde auf ein schon weniger schweifendes Hirtenvolk hinweisen. Im Zentrum endlich saß die Bauernkraft, die recht eigentlich das Land umgestaltete. Wie Geschlechter von Jägern und Kriegern den deutschen Urwald erst zu Allmendegebiet umgestalten mußten, ging aus diesem das Sondereigenland hervor. Und umgekehrt wissen wir, daß bei steigender Volkszahl das Gebiet des Sondereigens sich auch auf die Allmende ausdehnte, um dafür aus dem Grenzwald im weiteren Umkreis Allmendegebiet zu machen. ♔

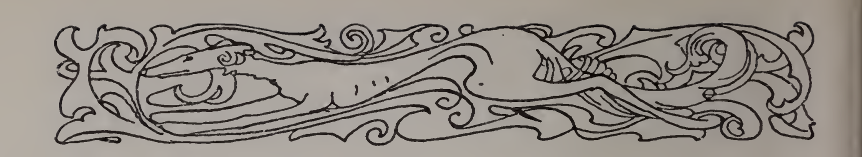
Bei dem Übergang von Germanien zu Deutschland ist somit vor allen Dingen wichtig die Entwicklung des bäuerlichen Sondereigentums und die damit zusammenhängende Geschichte der Bodenbewirtschaftung. Für die ältere Zeit sind charakteristisch die Worte Cäsars: „Sie leben nicht viel von Getreide, sondern in der Hauptsache von Milch und Herdentieren.“ Die wichtigsten Nahrungsmittel der Germanen seien Milch, Käse und Fleisch. Aber schon dieser Autor spricht von einem ausgebildeten, wenn auch beschränkten Ackerbau. Felder und Wiesen wechselten in den besiedelten Lichtungen ab. Die Vorteile des Wechsels konnten bei einer längeren Seßhaftigkeit nicht unbekannt bleiben. So hätten wir schon damals eine regelrechte Feldgraswirtschaft gekannt, jene primitivste Bauernwirtschaft, bei der man das Land abwechselnd zum Ackerbau und zur Brache (Weide) bestimmt. Im achten Jahrhundert erst haben wir sichere Kunde vom Aufkommen der „Dreifelderwirtschaft“. Bei diesem System wird der Acker in drei Gebiete geteilt, von denen das erste brach liegt, das zweite Sommer- und das dritte Wintersaat erhält, so daß man dreimal wechseln kann, wo es bei der Feldgraswirtschaft nur einmal möglich war. Das System bildet noch heute die Grundlage unserer gesamten Ackerbauwirtschaft. Wir haben die „Chemie des Bodens“ kennen gelernt, machen feinere Unterschiede, aber die Grundlagen sind doch geblieben.

Sollen wir die wesentlichste Triebkraft in der Entwicklung des Ackerbaues hervorheben, so können wir wohl sagen: die Geschichte des Ackerbaues, das ist die Geschichte des Sondereigentums. Ist doch aller Ackerbau überhaupt erst möglich, wo eine Gemeinschaft von einem bestimmten Landgebiet Besitz ergreift, ihm zuliebe das Nomadenleben aufgibt. Zunächst ist es nur die Allgemeinheit als solche, der das Eigentumsrecht zukommt. Dann wird den einzelnen Sippen, den einzelnen Familien

Land zugewiesen, und schließlich gehört das Ackergebiet Sonderbesitzern auch erblich zu eigen. Es ist dieselbe Entwicklung, die uns beim Grundriß des Gaugebietes in einem Weg von der Peripherie zum Zentrum das geschichtlich einander Folgende aufwies.

So wurde der germanische Urwald gerodet, so wurde das urbar gemachte Land bestellt. Immer kleiner wurden die wilden Grenzwälder, immer größer dehnten sich die lichten Gefilde der Sondereigen hin — und immer mehr der Volkskraft, die an diese Werke gebunden war, wurde frei: zur Bildung neuer Werke.





II. Das alte Kaiserreich

1. Der romanische Stil

In der Kunstgeschichte führt die Zeit, die wir jetzt betrachten wollen, die Signatur: Epoche des romanischen Stils. Was ist das nun, romanischer Stil?

Die Frage wird heute den mit normaler Bildung Ausgestatteten schwerlich verlegen machen. Romanischen Stil zeigen die romanischen Kirchen; an diesen Kirchen wurde der Stil zur Ausbildung gebracht und hinterher auf andere, auch weltliche Gebäude übertragen. Dieses weitverbreitete Laienurteil ist der Niederschlag einer Gelehrtenarbeit, für die viel Spezialforschung in Ruinen und Archiven verschwendet wurde, und in die sich die Gelehrten leider nicht hineinsehen ließen von Leuten mit künstlerisch oder kulturpsychologisch geschultem Blick. Hätten Künstler oder wirkliche Kulturhistoriker hier mitgeurteilt, nie wäre eine der ungeheuerlichsten Behauptungen unserer Kunstgeschichte möglich gewesen; die Behauptung, daß der „Grundcharakter" des romanischen Stils „hieratischer Natur" sei.

Werfen wir einmal für einen Augenblick alles von uns, was die Buchweisheit uns an Vorurteilen über den romanischen Stil aufzwang, schauen wir mit freiem Blick irgend eine der alten Kirchen an. Wirklich, das sollte hieratisch sein? Dieser Stil der finsteren Brauen und geschlossenen Mauern? Hieratisch diese Architektur, in der alles, alles kriegerisch

mutet und selbst der Turm noch ein hoher Luginsland scheint, weniger für einen Glockenstuhl errichtet, denn als Ausguck für einen Wärter? Wir wissen: es ist ein Gotteshaus. Aber Menschen, die ihrem Gotte solche Häuser bauten, die waren ganz gewiß nicht hieratischen Ideen untertan, sie lebten noch mit Leib und Seele in den starken Vorstellungen, deren Überlieferung uns in einem späteren Jahrhundert das große Wort gegeben hat: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Ein' feste Burg, das ist die rechte Formel. Aus einem Burg- oder Festungsstil lassen sich alle Motive der früheren, streng romanischen Kunst erklären, aus einem Kirchenstil auch nicht ein einziges. Die Burgen und Kaiserpfalzen romanischen Stiles sollen Erfindungen zweiten Grades sein. Aber wenn nun alles ornamentale Beiwerk bei den Burgen und Pfalzen einen unmittelbaren Sinn hat, beim Gotteshaus aber metaphorisch wirkt: warum sollen die Burgen oder verwandte Anlagen nicht den Anfang machen? Nur deshalb, weil die Kunsthistoriker so lange beim Kirchenbau verweilen, daß sie für die germanisch-deutschen Kriegerbauten kein armes Wort mehr übrig haben? Oder jener fixen Idee zuliebe, die immer nur die italienischen Basiliken, nie aber die holzgebaute, aus dem Bauernhaus entwickelte uralte nordische Kirche gelten läßt als Urbild unserer späteren Gotteshäuser? Aber es läßt sich nachweisen, daß die italienische Basilika in ihrer eigentlichen Form im Norden so wenig heimisch geworden ist, wie die römische Stadt. Und es läßt sich ferner nachweisen, daß die urkundlich älteren Holzkirchen, die noch nicht in ummauerten Städten gestanden haben, erst durch die Anpassung an den steinernen Festungsstil solcher Mauerstädte zu romanischen Kirchen geworden sind.

Nicht also in dem späten Kunstwerk der romanischen Kirche

sind die Elemente zu suchen, die den romanischen Stil ausmachen. Die alten Wehrmauern dagegen mit Zinnen und Luken, düstere Kastelle, dicke Festungstore mit Fallgattern und Zugbrücken, die sind romanischer Stil urältester Art.

Aber diese Mauern und Türme und Tore sind nicht nur romanischer Stil, sie haben auch etwas Römisches an sich. Und diese Tatsache erst läßt uns mit dem romanischen Stil die ganze Epoche, so weit sie sich in Formen äußert, eingliedern in die Kulturgeschichte.

An die frühesten Zeiten national griechischer Kultur wird man erinnert, jene Zeiten, in denen die griechischen Künstler ihre Gedanken noch in die pelasgische Formensprache übersetzen mußten, sieht man den römischen Grundcharakter der altromanischen Bauart an so unzählig vielen Einzelheiten immer wieder hervorleuchten. Aber so wenig die altgriechische Kunst pelasgisch genannt werden kann, so wenig ist die altromanische Kunstweise im Kern römischer Art. Sie spricht lateinisch, aber sie denkt germanisch. Spätrömische Militärbauten waren die ersten Modelle. Die römische Armee war mehr und mehr germanisiert worden, langsam glitt das Imperium hinüber in unsere Rasse, und es konnte nicht ausbleiben, daß auch die künstlerische Gestaltung langsam die Wandlung mitmachte. Wie die Wandlung vor sich ging, wissen wir nicht, die Zwischenglieder sind vernichtet. Aber sie ging vor sich, und es ist kein Paradoxon, sondern die erste dämmernde Erkenntnis, wenn die Kunstgeschichte heute behauptet, der romanische Stil müsse eigentlich germanischer Stil heißen.

Noch eins ist zu erwähnen, was den im tiefsten Wesen unrömischen, unantikischen Charakter des romanischen Stils dartut. Gebaut wurden diese Kirchen und Burgen auch später

nicht in Rom, oder überhaupt in Mittelitalien. Der deutsche Boden trug die wichtigsten Werke. Im Westen schlossen sich an Gebiete Nordfrankreichs und Englands, in die nachweislich germanisches, landgermanisches Wesen hinübergekommen war. In Italien zeigte nur der Norden des Landes Verständnis, und der Norden nur soweit, als germanische Einwanderer der letzten Jahrhunderte hier das Regiment führten. So sehen wir denn die romanischen Bauten das Gebiet abstecken, das die Grundlage wurde des neuen Imperiums, die Grundlage des Weltreichs, das die Metamorphose der Erde, die für die Zeit des Menschen charakteristisch ist, am stärksten verbreitete.

Immer wieder betonen die Kunsthandbücher, daß die gemeinsamen Merkmale des romanischen Stiles trotz aller Mächtigkeit so stark nicht waren, die nationalen Besonderheiten, das national Persönliche aufzuheben. Vom Standpunkt der Kunsthistoriker mag das wohl richtig sein. Der Kulturpsychologe aber hat auf das Entgegengesetzte hinzuweisen: wie nämlich in diesem Stile doch die Kraft lag, das national Gesonderte in eine höhere Einheit bis zu einem gewissen Grade aufzulösen. In der alten Bauernkunst mögen wir einen sächsischen, fränkischen, bayrischen, burgundischen Stil unterscheiden. Die romanische Kunst aber macht sich alle diese Sonderelemente untertan. Und das zeigt uns im Spiegel der Kunst die ganze Größe jener Epoche, die Größe des alten deutschen Kaisertums, das aus dem Gewirr der Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben, Burgunder ein einiges Deutschland schaffen konnte, einen Organismus, der die Aufgabe des altrömischen Imperiums übernehmen und sie vollenden konnte.

2. Der deutsche Imperialismus in seiner ersten Form

Die Kristallogenese gab uns eine Vorstellung von den organischen Veränderungen in der germanisch-deutschen Gesellschaft. Da wir schon einmal bei der bildenden Kunst sind, wollen wir uns den so wichtigen Vorgang klar machen auch an einem entsprechenden Entwicklungsprozeß, den die Kunsthistoriker auf ihrem Gebiete beobachtet haben. Die künstlerische Entwicklung, innerhalb einer Epoche und nicht weniger innerhalb eines Künstlerlebens, drängt unaufhaltsam zu einer Monumentalisierung. Eine hastige, ja oft nervöse Linienführung charakterisiert alle Frühkunst. Die Linien konturieren ein buntes Vielerlei von Szenen, in die ein Maximum von Handlung hineingedrängt ist. Das Lieblingswort der alten Ästhetik sagte, die Frühkunst wäre episch. Man kann es gelten lassen, begreift man unter episch die Lust am Fabulieren, die kindliche Freude, alles zu erzählen, was man sah, und das kindliche Unvermögen, Unwesentliches auszuscheiden und vom Wesentlichen nur die markantesten Züge zu betonen. Diese Fähigkeit wird nur mühselig errungen, und ihr Besitz ist es, der die reife Spätkunst von jener Frühkunst trennt. Nichts mehr von der unruhigen Linienhandschrift, die wie in eiliger Niederschrift die ganze Natur noch einmal wiedergeben möchte. Eine gewisse Stilisierung ist eingetreten, ein großer, monumentaler Zug geht durch das Lineament. Was im Bilde an buntem Beiwerk die Harmonie des großen Zuges stören könnte, fällt weg. Keine Nebenpersonen mehr, keine Nebenhandlungen, und in der einen, wesentlichen Szene, die alles ringsum aufsaugte, die nämliche Steigerung ins Einfache, großlinig Ruhige.

Gäbe es ein Räsonnement der Linien, so wäre wohl kein

Zweifel, daß das wenige Kleinlinige, das sich wie atavistisch bisweilen in Werken der Spät- und Reifkunst zeigt, daß dieses Kleinlinige uns eine lange Geschichte erzählte von einem brutalen Daseinskampf, der in der Welt der Spannrahmen in grauer Vorzeit ausbrach, der alles Kleine und Liebenswürdige, eben weil es liebenswürdig war und friedfertig, roh angriff, der es vernichtete und an seiner Statt dann herrschte. Es könnte eine unterhaltsame Geschichte werden, ein hübsches Märchen. Aber wollen wir sie anders nehmen denn eben als Märchen? Wir, die wir das Kunstwerk beherrschen, wissen doch wohl, daß in dieser ganzen Entwicklung nichts verloren ging und nichts vernichtet wurde, daß das Leben der vielen Kleinigkeiten in der Herausbildung des Großzügigen auferstanden ist, mit anderen Worten: daß es hier nur eine Metamorphose gibt. Und im Besitze dieser Erkenntnis sollen wir das Räsonnement der kleinen Linien mitmachen? ⁂

⁂ Wir machen es mit! Nicht als Kunsthistoriker, aber als Natur- und als Kulturforscher. Ob Räsonnement der kleinen Linien oder Räsonnement der Einzechten und Dörfer, das ist nicht nur Ähnliches, das ist Identisches. Und die Philosophie des Dörflers feiert wahre Orgien, seit im Sozialismus die Kleinen da unten sich das Denken angewöhnten. ⁂

⁂ So zeichnen sie uns die Geschichte Altdeutschlands: in den Abertausenden von Einzechten, die in germanischen Lichtungen erstanden, herrschte Eintracht und arbeitsamer Friede. Die Hauptszenen in diesem figurenreichen Bilde waren wohl die Königshöfe, aber das Hauptmerkmal aller Frühkunst, in der es nur ein Neben- und nicht ein Untereinander gibt, charakterisierte auch die Königshöfe. Und dann begann das Gemetzel. Von den Königshöfen zog es aus, es verdrängte, machte nieder, was seinen Ausdehnungsgelüsten im Wege stand, es ließ in der

eigenen Gruppe nichts Kleines, friedfertig Schwaches mehr bestehen. Bis endlich aus dem liebenswürdigen Einzechtenbild am Anfang das ungeschlachte Kolossalbild des kaiserlichen Deutschlands wurde, das Bild des ersten deutschen Imperialismus. ✍

✍ Ist es nötig, auf diese Art der Schlußfolgerung ausführlich zu erwidern? Aber vielleicht ist es unhöflich, die Frage überhaupt zu stellen. Wir wissen: eine solche Bewegung, wie sie mit Chlodwig anhebt, unter Karl sich fortentwickelt und unter den großen Sachsenkaisern ihre Vollendung findet, eine solche Bewegung ist nicht erklärlich aus dem auch noch so überlegenen Genie einzelner Männer heraus. Nur ein übergeordneter planetarer Wille kann ein ganzes Volk dazu bringen, eine solche Umwandlung einzugehen. ✍

✍ Die Wandlung ins Monumentale bildete neue Schichten der Gesellschaft. Das Schicksal jenes einen trotzigen Franken unter Chlowig wurde das Schicksal ganzer Völker, die sich den neuen Zuständen nicht fügen wollten. Eine brutale allgemeine Metzelei scheint Deutschland zu verwüsten. Aber dem Tode folgte eine Auferstehung: die lichtere und stolzere Frankenkultur breitet sich immer weiter über Europa aus. Der erste deutsche Imperialismus übt seine Spannkraft. Zwischen Rhein und Elbe herrscht er bereits unter Karl, bis zur Oder dringt er vor unter Otto. ✍

✍ Was wir beim griechischen Imperialismus beobachtet haben, ein „Gefälle der Kraft", wiederholt sich hier. Aber des weiteren gab sich uns dort das Bild eines sich verhärtenden Sterns. Und aus diesem Bilde heraus können wir für die Geschichte und das Verständnis auch des alten deutschen Imperialismus vieles lernen. Malen wir uns den Vorgang aus, wie die Wissenschaft sich heute die allmähliche Verkrustung der Sonne denkt. Immer größere Sonnenflecke, an den Polen gebildet, wandern in sonnenäquatoriale Gegenden. Sie schließen sich dort endlich zu

einem festen Ring, der von der heißen Masse nicht mehr aufzulösen ist. Indessen hält die Tätigkeit der Sonnenpole an, immer härtere Fleckenmassen auszubilden, immer höhere Arten, höhere Rassen der Sonnenflecken. Auch diese wandern äquatorwärts, kommen in die Gebiete des festen Ringes. Was ist die Folge? Die erste, Äonen währende, sicherlich die, daß die festeren Sonnenflecke sich der unfesteren Art des älteren Ringes anpassen, daß sie von ihr verschluckt werden, wie vorher die Flecken aufgelöst wurden von der glühenden Masse. Aber die nachrückenden Wanderzüge der festeren Masse brechen nicht ab. Sie kommen häufiger, sie kommen in größeren Zügen, und endlich ist eine zweite Ringbildung unvermeidlich: ein nördlicherer Ring, der einmal nachrücken wird, der den schwächeren Ring im Süden vernichtet und die höhere Verkrustungsart an Stelle der niederen zur Herrschaft bringt. ☙

☙ Diese beiden Ringe eines sich panzernden Sterns, das sind die beiden Kulturen der früheren Land- und späteren Seewanderer. Wir sehen die Seewanderer ihre feste Kulturkruste bilden, wir sehen in dieser Kultur lange Jahrhunderte hindurch untergehen, was sich von späteren, im Norden gebildeten neuen Werten hineindrängen möchte. Aber schließlich wird die nordische, jüngere, höhere Macht doch unbezwinglich. Sie staut sich, sie lagert sich neben die ältere. Und der große Kampf wird unvermeidlich. ☙

☙ Es ist der Kampf zwischen dem römischen und dem germanischen Imperialismus. In der Völkerwanderung war er entbrannt, in den Fehden zwischen Kaiser und Papst, den Römerzügen lodert er von neuem auf. ☙

3. Romanisierungsversuche im Kirchenwesen

☙ Wie zur Herausbildung einer festen Rasse eine gewisse Einheit der atmosphärischen, ist zur Herausbildung eines geschlos-

senen Volkes eine Einheit des geistigen Klimas Voraussetzung. Uns Deutschen gab dieses geistige Klima das Christentum. Das war das einende Moment, das über alle Nationalitätenschranken hinausgriff. Das Tatsächliche der Christianisierung Deutschlands ist bekannt. Die Missionare waren bei der Bekehrung damals toleranter, und damit klüger als heute. Sie erkannten die Heiligkeit der alten Kultstätte an, nahmen die herkömmlichen Feste mit hinüber. Nur die Namen der alten Götter wurden eingetauscht gegen die des neuen Gottes und seiner heiligen Heerscharen. Die Kirche wußte, was sie damit tat. Was den Heiden eine bloße Formen- und Formelsache dünkte, war in Wirklichkeit der Einzug einer neuen Besatzung in die leeren Kastelle der Besiegten. Nicht das Christentum wurde heidnisch, sondern das Heidentum löste sich in der neuen Lehre langsam auf. Alle die alten Reservatgötter und Reservatheiligtümer führten nur noch ein Scheinleben, und wie in der romanischen Bauart das stilistisch Gemeinsame wesentlicher und stärker ist als das von örtlicher Kunstüberlieferung mit Hineingebaute, so schuf das Christentum erst ein einiges, einheitliches, großes Deutschland. ❧

❧ Kein fähiger germanisch-deutscher Herrscher, von den Frankenkönigen an, hat diese Bedeutung des Christentums verkannt. Aus dieser Einsicht heraus ließen sie das Bischofswesen mächtig werden, gaben den Bischöfen weltliche Rechte und Territorialbesitz. Karl zog die letzten Folgerungen. Er tat es in dem stolzen Bewußtsein, daß *er* der Herr der Kirche sei, daß die Bischöfe ihm untertan seien wie die Grafen, und daß auch der große Bischof in Rom seinem Willen gefügig sein müsse. Er hat das alte deutsche Reich geschaffen, das gewaltige erste Reich deutscher Nationen. Aber derselbe Karl war es auch, der Rom „inthronisierte“. Vom Papst ließ er sich die Krone reichen. Die Handlung war ihm ein bloßes Symbol. Wie etwa heute Herrscher

gerne ihren Schlössern den Glanz altfranzösischer Königshöfe geben, den Nimbus einer alten, aber gefahrlos gewordenen Kultur, so meinte Karl sein junges Kaiserreich durch die Idee des altrömischen Imperiums zu adeln. Dieses Imperium war ja nicht mehr, seine Macht lag gebrochen, Italien war wie eine deutsche Provinz dem Reiche eingegliedert. So sahen die Dinge sich an durch die Machtfülle des Frankenherrn. Die Machtfülle verleitete zu einer Unterschätzung des Gegners, die sich blutig rächte. ☙

☙ Es genügt, die Namen Polen und Irland auszusprechen, um einen Begriff von der Unmöglichkeit zu geben, alte Kulturen mit einem Schlage zu vernichten, selbständige Reiche, die schon fest waren, als Provinzen anzugliedern. Und die „Provinz" Italien war wahrlich mehr als unser Polen oder Irland. Besann man sich hier auf seine Rasse, dann ging der Kampf nicht um die Rückeroberung der eigenen Freiheit, dann ging er um die alte Weltherrschaft — um die Erniedrigung zur Provinz des Emporkömmlings von Reich, das sich erdreistet hatte, Rom zu besetzen. ☙

☙ Roms uralte Überlegenheit triumphierte: die Fähigkeit, sich selbstlos einer als groß erkannten Idee zu fügen. Und die Kinderkrankheit der deutschen Nationen, ihr Unvermögen zur Unpersönlichkeit, konnte dem klaren römischen Willen nicht lange stehen. Vergleiche man nur die typischen Berichte, wie es bei der Pastwahl herging, und wie bei der Kaiserwahl. Wie die Bischöfe dann zu ihrem Papste standen, und wie die Herzöge und Grafen zu ihrem Kaiser. Wie der Papst sich selbst entäußernd Traditionen übernimmt und Traditionen weitergibt, indessen die Kaiser, je länger je schlimmer, Hauspolitik betreiben. Deutschland war noch nicht reif zu einem großen, dauernden Imperialismus, noch nicht fähig, ein wirkliches Planetenwerk

zu übernehmen. Schicksalsschläge mußten kommen, die noch unfeste Masse der im Deutschtum aufgespeicherten Erdkraft fester zu hämmern. ✍

✍ Und sie kamen. Wie früher die Legionen, zogen nun die Dogmen von Rom aus über die Alpen. Jene großartige Kirchenorganisation, die sich über das ganze Deutschland breitete, einst dazu bestimmt, Deutschland zu einen, wurde nun eine Art Röhrenwerk, tausend Kanäle entsendend, in denen romanischer Geist nach Deutschland abströmen konnte. Die Kaiser mochten dem Papst die Stirne bieten, mochten Italien „unterwerfen": jene furchtbare Rompolitik ging ihren Gang. Das System mußte siegen gegen das Experiment, und das große, mächtige Deutschland, das Italien als eine Provinz ansehen wollte, wurde selbst eine Provinz des kleinen Italiens. ✍

✍ Aber noch andere Truppen wußte Rom ins Feld zu stellen. Auch in anderen Ländern siegte seine Politik, und eines dieser Länder, dessen Menschenmasse den Römern näher verwandt war, sollte deutscher Art so gefährlich werden wie die Kirche. Das war Frankreich, dessen schnell gedeihende Bildung so lange bestimmenden Einfluß auf Deutschland haben sollte. ✍

4. Romanisierungsversuche im Rittertum

✍ Bei ihren Zügen von Norden trafen die Landgermanen, die in Deutschland ansässig werden wollten, im Westen und Süden auf den Widerstand einer seit längerem dort heimischen Bevölkerung. Es waren nicht die mythischen „Zwergvölker", eine hinvegetierende ältere Menschenart, sondern eine stolze, ebenbürtige Rasse. Die Kulturgeschichte nennt sie die Kelten. Über wenige geschichtliche Rassen ist so viel vermutet worden, wie über diese Kelten. Die philologische Idiosynkrasie läßt es noch immer nicht zur

Klärung kommen. Wie alle anderen Europäer sollen auch die Kelten aus Innerasien eingewandert sein, früher als die Germanen, deshalb mit ihnen später im Länderstreit. Das würde die harten Kämpfe an der Westgrenze erklären. Aber weshalb warfen die jüngeren Eindringlinge die älteren nicht in ganzer Front zurück? Woher dieser seltsame Widerstand an den Küstengebieten im Süden? Wir brauchen hier nicht noch einmal den Zug von Norden gegen den Zug nach Westen zu verteidigen. Soviel ist gewiß: hat die Annahme von der Rassenbildung im Norden recht, und sind die Landwanderer jünger als die von der Küste aus vorgehenden Seewanderer, dann muß jener Zusammenstoß zwischen Kelten und Germanen dieselbe Erscheinung sein, wie der Zusammenstoß zwischen Pelasgern und Hellenen, zwischen Römern und Etruriern, Römern und Germanen: die ältere Kultur der Seewanderer stößt mit der jüngeren der Landwanderer zusammen. ☙

☙ Längst fiel der vorgriechische, sagen wir pelasgoide Charakter der Formen auf, in denen die keltische Phantasie in der bildenden Kunst sich äußerte. Die Philologen sahen darin den bekannten phönizischen Einfluß. Wir wissen, es ist der Seewandererstil, der von Skandinavien aus südwestlich ziehend ganz Europa umsäumte. Auch die Elemente der eigentümlichen keltischen Druidenkultur finden hier ihre Erklärung. Vor allem aber die seltsame Tatsache, daß alles, was nach dem Siege der Germanen noch keltisch blieb, in Spanien, Frankreich und Belgien, so leicht „romanisiert" werden konnte, heißt also die entwickeltste und reifste Ausbildung der Seewandererkultur annehmen. Das Germanische lag ihnen örtlich ebenso nahe, in Bezug auf die rein materielle Kultur standen sie den Germanen noch ganz wesentlich näher als dem reichen Römertum. Aber die Rassenverwandtschaft mußte sie sich für das Romanische

entscheiden lassen, und der Rassenabstand machte sie zu Feinden der Germanen. Deutschland gegen Frankreich oder Gallien, das ist dasselbe wie Germanien gegen Rom, das mußte nach dem Sternenwillen zu demselben endlichen Sieg des Germanischen führen. Aber dieser Sieg konnte von einem so mächtigen, festen Gegner auch nicht in einem Gang erzwungen werden. Dieselben Pausen mußten eintreten, die auch eine zurückweichende Eiszeit charakterisieren, die ihre Gletscher immer wieder Einfälle machen lassen ins Reich des höher Organischen.

Vom ersten Zusammenprall germanischer und keltisch-gallischer Kultur ist uns näheres nicht überliefert. Um so genauer kennen wir den zweiten Gang. Es sind die von Frankreich ausgehenden Romanisierungsversuche im Mittelalter, die über das Rittertum, über unseren Adel soviel Macht gewannen und ihn damit trennten vom Volk. Die Politik des divide et impera feierte hier einen ihrer stärksten Siege.

Die Geschichte der Burgen zeigt uns die Gegensätze, die so geschaffen wurden, am schärfsten. Die ältesten deutschen Burgen waren periphere Organe, Grenzgebilde. Zunächst nur gegen die Sachsen errichtet, dann gegen die Ungarn, gegen die Slaven. Und zwar waren sie ursprünglich, wie alle älteste deutsche Architektur, in einem strengen Holzstil durchgeführt. Zugespitzte Balken wurden zu Mauern gefügt, ein Eichenholzturm beherrschte die kleine Anlage. Die Feuerunsicherheit der Burgen soll die erste Veranlassung gewesen sein, daß man anfing, den römischen Steinbau dem germanischen Holzstil vorzuziehen. Das mag richtig sein. Bei den häufigen Grenzkriegen, die immer stärkere Massen aufzuhalten hatten, mußten jene Grenzorgane sich langsam verhärten. Das taten sie in den Steinbruchanlagen, die, wir sprachen davon, den romanischen Stil gedeihen ließen.

Daß auch die alten, „romanisch" stilisierten Burgen durch-

aus deutscher Geist beherrschte, daß man das volle Recht hat, den sogenannten romanischen Stil als grunddeutsch anzusehen, bedarf keiner Ausführung. Daran wurde nichts geändert, als die Burgen nicht mehr ausschließlich Grenzanlagen waren. Im 9. Jahrhundert begannen auch die einzelnen Fürsten für ihren Hofhalt Burgen zu errichten. Im 10. bereits folgten ihnen die Grafen und Barone, im 13. auch der niedere Adel. Diese gut verschanzten, von ihrer Umgebung so streng sich abhebenden Burgen kann man gewiß als ein Symbol der wiedererwachenden Uneinigkeit Deutschlands auffassen. Man kann behaupten, daß in diesen Burgen der deutsche Persönlichkeitsfanatismus wieder auferstand. Aber früher und später hat dieser Persönlichkeitsfanatismus in der Stunde der Gefahr doch gebrochen werden können. So gut wie in den deutschen Klöstern, wurde auch in der deutschen Burg eine tüchtige Art gezüchtet, und das Emporschießen so vieler Ritterburgen war dem Lande dann kein Fluch. Wie aber, wenn der Geist, der die Burgen beherrschte, undeutscher Art war? Wenn es diesen Stätten erging wie den alten deutschen Heiligtümern: waren dann die Burgen, die deutsche Art übers Land hin breiten sollten, nicht wie einst die Römerkastelle Zwingburgen gegen das Deutschtum?

Und das wurden sie, als vom 12. Jahrhundert an das geistige Deutschland anfing, die Überlegenheit der französischen, romanischen Bildung anzuerkennen, als das französisch parlieren Mode wurde, als man eine derb gesunde Sinnlichkeit entarten ließ zu verstohlener Lüsternheit. Die deutschen Ritterburgen wurden zu Minneburgen, das Liebesleben rückte in den Vordergrund, und ein Weiberregiment, eine Weibervergötterung, wie sie nur eine faulende Kultur entstehen läßt, ergriff den Geist des Rittertums. Das waren ebenso schlimme, ja schlimmere Truppen als die Pfaffen, die das alte romanische Weltreich

nach Deutschland entsandte. Und sie haben schlimm gehaust. Sie haben uns den dreißigjährigen Krieg gegeben, und sie hätten uns vernichtet, hätten ein neues, mächtigeres imperium Romanum geschaffen, wären die deutschen Städte nicht geworden, in denen alles das eine Zuflucht fand, was sie in den entarteten Klöstern und Burgen nicht mehr brauchen konnten. ꝃ

5. Die Städte als Inseln für deutsche Art

ꝃ Der Begriff Stadt ist so wenig wie der Begriff Volk oder Heer oder Tierschwarm eine bloße Kollektivbezeichnung. Es ist keine Spielerei mit Worten, wenn wir in einer wirklichen, historisch gewordenen Stadt einen Organismus sehen, der die ihm untergeordneten Teilkräfte zu ordnen und nach einem höheren Willen zu gebrauchen weiß. Betrachten wir nur den Grundriß einer Stadt: das ist gewiß keine zufällige Anhäufung von Häusern, dieses Geäder von Straßen und Wegen ist ganz sicher nicht systemlos. Vielleicht ist das Bild der Städte, wie es sich so stileinheitlich einfügt in das Bild der Landkarte, noch am ehesten geeignet, dem kommenden Geschlechte klar zu machen, wie alle „menschliche" Energie, die heute Städte baut und Felder bestellt, Kraft ist von derselben Kraft, die zu anderen Zeiten in anderen Formen als Protuberanz am Himmel loderte. Jede Art, sagt der Zoologe Matschie, ist eine Funktion seiner Heimat. Auch die Menschen sind tellurische oder geographische Funktionen, und die Städte, die wir aus unserer niederen Perspektive so gern als unser, nur unser Werk ansehen, sind so natürlich und selbstverständlich geworden, wie etwa große Seen oder dichte Wälder oder steile Berge. ꝃ

ꝃ Will man sich genauer über den Bau eines Städteorganismus unterrichten, so ist es wesentlich, vor allem sich darüber

klar zu werden, um welchen Mittelpunkt her die Städte gebaut wurden. Es gibt nämlich unter allen Umständen solch einen Mittelpunkt, und es ist gewiß von Bedeutung, zu wissen, ob es ein fürstliches Schloß ist oder ein bürgerliches Rathaus, eine Kirche oder ein Forum, eine Agora oder ein Despotenpalast. ✍

✍ Die alte deutsche Stadt wollen wir kennen lernen. Welches war ihr Mittelpunkt? Die Frage wird nicht zum erstenmale aufgeworfen. Man dachte sie sich leicht beantwortet: das Zentrum der mittelalterlichen Stadt, das war der Marktplatz, und der Handel, der den Marktplatz beherrschte, übte die eigentlich anziehende Kraft aus, die auf deutschem Boden die Menschenansammlungen zu neuen Figuren sich gruppieren ließ. Erfreulich ist bei dieser Anschauung das eine, daß sie von der römischen Überlieferung nichts wissen will und einen selbständigen Ursprung der deutschen Städte behauptet. Ob aber im übrigen diese Betonung des Merkantilen nicht noch stark nach der phönizischen Hypothese schmeckt? Kaufleute haben Deutschland seit dem Vordringen der Legionen immer wieder durchstreift, aber in solchen Massen doch nicht, daß sie Siedelungen veranlassen konnten, wo noch keine waren, oder kleine Dörfer zu Städten anschwellen ließen. Von den Sektionen, in die die Stadt um den Marktplatz her geteilt war, war jede einzelne einer bestimmten Handwerkergilde zugewiesen. Diese einfache Tatsache dürfte genügen, das Anachronistische jener Meinung klarzulegen. Die Entwicklung der mittelalterlichen Stadt war fast schon abgerollt, als die Gildenorganisation Ereignis wurde, und so müssen wir die um den Marktplatz her gebauten Städte eher an das Ende als an den Anfang rücken. ✍

✍ Nicht der Handel, wohl aber das Kriegshandwerk war die wichtigste nationale Kraft des deutschen Volklebens in jener Zeit, die die ersten Städte werden sah. Nicht von Markt-

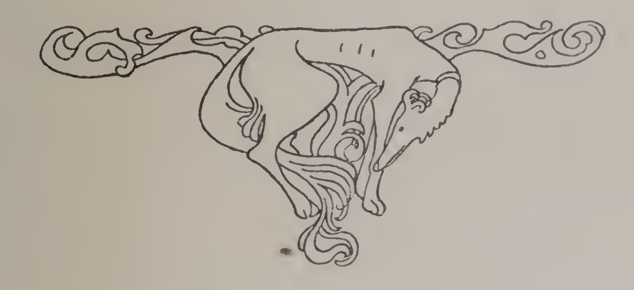
plätzen liefen die ersten Gassen und Straßen aus, sondern: von Burgen.

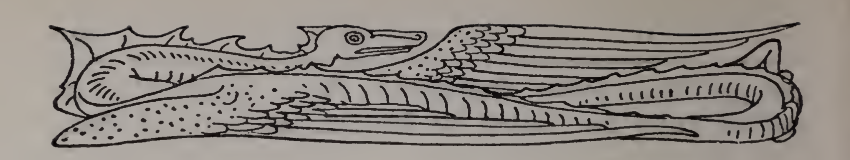
„Bürger" nennen wir die Stadteinwohner. Das alte Wort zeigt uns den richtigen Weg. Um die burgartigen Wohnsitze der Landes- oder Gauherren lagerten sich die Häuser der Bürger, und alte Bilder künden es uns beredt genug, wie der Stil der alten Herrenburg bestimmend wurde für das Bild der alten Stadt und ihrer Ummauerung. Eine feste Einheit verband die Stadt mit der germanisch-deutschen Burg. Es änderte daran nichts, daß die Burg mit Wall und Graben auch gegen die Stadt hin geschützt war. Den Feinden, nicht den Bürgern war der Graben gezogen. War in die Stadtmauern Bresche geschlagen, dann sollten die Bürger sich noch in die Burg zurückziehen können, hier eine letzte Abwehr zu versuchen. Aber wie so häufig die Entwicklung alte Einrichtungen in ihr Gegenteil verkehrt, so auch hier. Als es der Romanisierung von Italien und Frankreich aus gelungen war, einen zweiten Staat in Deutschland zu schaffen, da war es auch mit der innerlichen Einheit von Burg und Stadt zu Ende. Der Kampf zwischen beiden begann, der enden mußte mit der Trennung der Burg von der Stadt — mit dem Emporkommen des Städtewesens.

Wie die Städte zu Inseln wurden, auf die sich retten konnte, was alles an Deutschtum durch die große romanische Überschwemmung bedroht wurde, das zu erzählen wurde oft und mit vielen Einzelheiten gewagt. Aber nicht die Einzelheiten, die Symptome sind das Wesentliche, sondern das Gemeinsame, der große Zug der ganzen Bewegung. „Mit einer Übereinstimmung, die fast unbegreiflich ist," schildert es Peter Kropotkin, „begannen die städtischen Bevölkerungen bis herab zu den kleinsten Marktflecken, das Joch ihrer weltlichen

und geistlichen Herren abzuschütteln. Das befestigte Dorf erhob sich gegen das Schloß des Adligen, bot ihnen erst Trotz, griff es dann an, und zerstörte es schließlich." Es war ein Aufstand, wie ihn Deutschland seit Armin nicht wieder erlebt hatte. Und die Konzentrierung der Kräfte, die innerhalb der Stadtmauern möglich war, machte die Städte unbezwinglich. Vom 12. Jahrhundert an kommt es dann zu den großen Städtebündnissen, und schon hat es den Anschein, als ob in dieser jungen und freien Organisation das Deutschtum das Mittel gefunden habe, sich gegen alles Fremde durchzusetzen.

Diese Hoffnung aber war verfrüht. Was kein von außen wirkender Feind vermochte, das setzte ein schlimmerer Gegner im Lande selbst durch. Das alte deutsche Laster der Individualitätsucht, der Persönlichkeitsfanatismus kommt auch in den Städten wieder zur Entwicklung. Im 14. Jahrhundert anarchisiert es bereits stark. Die Kraft zersplittert sich, sie wird ohnmächtig gegen äußere Angriffe, und die Zeit der stärksten Prüfung Deutschlands rückte unaufhaltsam näher.





III. Die letzte germanische Krisis

1. Die Renaissance als Anarchie

Wie ein Steppenbrand raste es über die Länder. Die menschliche Energie bekam andere Ansatzpunkte, einen höheren planetaren Wert, wo die Idee der städtischen Organisation zur Herrschaft kam. Und dieser Siegeszug der städtischen Idee von Niederdeutschland aus südwärts bis tief ins Italische, das ist auch ein Zug von Norden, mit so großer Veränderungskraft begabt, daß die Astronomen fremder Sterne ihn wohl vermerken konnten.

Renaissance, rinascimento bezeichnet man die Bewegung. Es ist kein glückliches Wort, denn es bestimmt die Phantasie mit allzu festen und einseitigen Begriffen. Wir denken an die Kunstgeschichte Italiens, und die Renaissance ist uns eine Wiedergeburt antikischen Geistes. Nun hat die Kunstgeschichte zwar längst nachgewiesen, daß es nicht antikischer Geist ist, der in der toskanischen Renaissance aufersteht (Toscana, Tuiscana = deutsches Land!), sondern anfangs daß ganz spezifisch germanische Vorstellungen wach werden in den Künstlern. Aber eine Mischung wird es doch, und das Romanische drängt sich je später je herrischer vor, das Germanische beseitigend. Vor allen Dingen werden wir auf eine zu späte Zeit verwiesen, in der die Städteidee dem keimenden Absolutismus schon langsam untertan wird.

Wollen wir das Wort Renaissance beibehalten, so müssen

wir der Wiedergeburt ein anderes Objekt finden. Und hier werden wir nicht irre gehen, wenn wir mit Kropotkin (der darin übrigens von Maurer angeregt wurde) das älteste Städtewesen, das nordische, als ein Wiedererwachen altgermanischer Ideen nehmen. „Es ist jetzt bekannt, daß der Feudalismus keine Auflösung der Dorfmark in sich schloß. Obwohl es dem Adel gelungen war, den Bauern Fronarbeit aufzulegen, und obwohl er sich selbst solche Rechte zugelegt hatte, die früher der Dorfmark allein zukamen (Steuern, Unveräußerlichkeit des Gutes, Abgaben bei Erbschaften und Eheschließungen), hatten die Bauern doch trotzdem die beiden Grundrechte der Gemeinde aufrecht erhalten: das Gemeineigentum an Grund und Boden und die eigene Gerichtsbarkeit .... Kein Anwachsen des Feudalismus konnte diesen Widerstand brechen, die Dorfmark hielt stand. Und als im 9. und 10. Jahrhundert die Einfälle der Normannen, der Araber und Ugrier gezeigt hatten, daß militärische Scholae von geringem Wert für die Landesverteidigung seien, setzte eine allgemeine Bewegung in ganz Europa ein, die Dörfer mit Steinmauern und Citadellen zu befestigen. Tausende von befestigten Punkten wurden nun durch die Energie der Dorfgemeinden gebaut, und sobald sie ihre Mauern gebaut hatten, sobald in diesem neuen Heiligtume ein gemeinsames Interesse geschaffen war, sahen sie ein, daß sie von nun an den Übergriffen der inneren Feinde, der Adligen" (der romanisierten Adligen, haben wir uns zu ergänzen) „ebenso Widerstand bieten könnten wie den Einfällen der Fremden. Ein neues Leben der Freiheit begann sich innerhalb der befestigten Wälle zu entwickeln. Die Städte des Mittelalters waren geboren."

Germanischer Geist also, übersetzt in ein späteres Jahrhundert, das ist die Renaissance. Aber vom Germanentum wurden nicht nur die guten und tüchtigen Eigenschaften übersetzt, auch

die schlimmen traten wieder hervor. Und das führte die große Krisis herbei.

Wer eine Geschichte der deutschen Stadt geben will, muß eine Geschichte der deutschen Arbeit geben. Die Dorfanlagen machen den Anfang. In ihnen differenziert sich die Rassenkraft, die sich anfänglich nur in wilden Kriegen entlud, und wird auch dem Boden und seiner Bewirtschaftung dienstbar. Die Städte waren ursprünglich nichts als umzäunte Großdörfer, in derselben Weise wie in den kleinen Siedlungen mochte hier, nur in größerem Maßstabe, noch lange fortgearbeitet werden. Dann, als die Häuser enger mit dem Boden und untereinander zusammenwuchsen, trat eine neue Differenzierung ein. Die Menschen, die so in einer gemeinsamen Stadtatmosphäre zusammengehalten wurden, arbeiteten einander in die Hände. Wie man das Acker- vom Kriegshandwerk trennen gelernt hatte, trennte man nun das Nahrungs- und Kleidungshandwerk von dem der Bauern. Die Teilung der Arbeit begann. In der Organisation der Zünfte, in denen die zu derselben Arbeit Bestimmten sich gruppenweise zusammentaten, nahm sie Gestalt an.

Die Entwicklung des Zunftwesens — da ist nun viel geforscht und aufgezeichnet worden. Durch die Zünfte, das ist gewiß, wurden die Städte mächtig und reich, die Arbeit der Zünfte gab ihnen Glanz und auch Charakter. Aber zu sehr beurteilen wir die Geschichte der Zünfte und damit die der Städte nach dem, was das Kunstgewerbemuseum uns sagt. Danach bleibt es uns unbegreiflich, wie der Bankerott der mittelalterlichen Stadt gerade da eintreten kann, wo die Zünfte, jede für sich, ihre höchste Leistungsfähigkeit entfalten, die prächtigsten Meisterstücke liefern. Wir sind Spezialisten, auch hier. Wir kennen die Geschichte der Zünfte, aber wir kennen nicht die Geschichte der Zunft. Merkten wir auf die Geschichte der Zunft,

so würden wir einen Gesichtspunkt, der bisher überhaupt noch nicht beachtet wurde, als Richtmaß für alle uns bekannten Daten und Taten nehmen. Daß es nämlich außer einer Arbeitsteilung auch eine Arbeitszersplitterung gibt. Jene hat die Idee der Zunft der werdenden Stadt geschenkt, diese hat die Zünfte, die sich ehedem organisch ergänzten, gegeneinander abgesperrt, hat sie jede für sich arbeiten lassen, und damit die Anarchie großgezogen, die die mittelalterliche Stadt zersprengt hat.

Es ist der selbe Gegensatz der Entwicklung, wie aus den Städtebündnissen einander befehdende Städte wurden. Die Gilden, ihrem ganzen Wesen nach so durchaus aufeinander angewiesen, schlossen sich starr ab, nach außen und in sich. Sie züchteten Fachmenschen, Individualitäten, Persönlichkeiten, die wohl sehr Interessantes leisten konnten, Interessanteres sogar als je vorher geleistet wurde, die aber gerade mit der Ausbildung des Individuellen einen Raubbau betrieben, jene Wirtschaftsweise, die um so näher dem Bankerotte steht, je glänzender die Erträge sind.

Was den Umschwung herbeiführte? Historiker werden auf jene Stelle weisen, an der die Städter die von außen her Zuziehenden nicht mehr als vollwertig anerkennen wollten, da man einen Unterschied machte zwischen den eingesessenen „Bürgern“ und den neuen, rechtsärmeren „Einwohnern“. Oder man glaubt an eine Revolution von oben her und macht die Vornehmen verantwortlich, die sich größere Reichtümer erwarben und mit ihrem Anhang in der Stadt das erste Beispiel einer unorganisch sich abschließenden Gruppe gaben. Aber alles das sind nur Symptome. Das Grundübel war: die Germanen waren noch nicht reif zu einem großen, planetaren Werk. Von außen her mußte durch wuchtige Schläge die Kraft zusammengehämmert werden, die einen inneren Halt nicht finden konnte.

Und die Schläge kamen.

2. Mobilisierung des Romanischen

Lesen wir wieder die bildende Kunst. In die frühlingszarten Formen der älteren Renaissance zwängen sich schwerere, irdischere Formenelemente hinein. Und mit diesen wuchtigeren Elementen kommt auch ein bestimmterer und immer klarerer Stil zum Regiment. Die Zeit des Antikisierens beginnt. Es ist nicht Hellas, was da wiederkehrt, ja kaum das Hellenistische. Aber die eigentlich römische Kunst, der Imperatorenstil erobert sich die Besten. Im späteren 15. Jahrhundert (Quattrocento) ist der Sieg bereits entschieden.

In der Geschichte der Wissenschaft sehen wir keinen Fehler häufiger wiederkehren, als den der Verwechselung von Ursache und Wirkung. Auch die Historiker der Renaissance haben den Fehler mitgemacht. Der ungeheuerliche Irrtum, daß einige Ausgrabungen antiker Kunstwerke den Geschmack des künstlerisch schaffenden Italiens bestimmen lernten, dieser Irrtum wird heute noch gerne geglaubt und verbreitet. Man ist soweit darin gegangen, daß man die Farblosigkeit der späteren Renaissanceskulptur ableitete von den unter der Erde farblos gewordenen und so ausgegrabenen Antiken; ohne zu bedenken, daß auch die antike Skulptur im Verlauf ihrer Entwicklung von der Polychromie zur Farblosigkeit überleitete. Wir können uns hier nicht auf ausführliche Widerlegungen einlassen. Es muß genügen, das positive Gesetz aufzustellen.

Und das erkennen wir in der romanischen Rassenbewegung, die der Gegendruck jenes Zuges von Norden ist, den wir in der Städtebewegung wahrnehmen. Je mehr man sich auf die Antike, genauer: auf die von Italien ausgebildete Seewandrerkultur besann, umsomehr mußte mit der vorgedrungenen germanischen aufgeräumt werden.

Der Übergang zur sogenannten Hochrenaissance zeigt die Idee der neuen Rassenbewegung schon zum Greifen deutlich. In den Untersuchungen Wölfflins ist das Charakteristische der Hochrenaissance und deren Werden meisterhaft geschildert. „Italien hat im 16. Jahrhundert die Begriffe des Vornehmen festgestellt. Eine ganze Menge von Gebärden schwindet aus den Bildern, man bekommt deutlich das Gefühl, in eine andere Klasse der Gesellschaft überzutreten.“ Die andere Klasse ist auch eine andere Rasse. Ein Läuterungsprozeß geht vor sich, der alles ausscheidet, was nicht seiner Art ist. Ein Herausarbeiten des Vornehmen schlechthin ist es nicht allein, es ist das romanisch Vornehme. Die Geschichte der Architektur zeigt, wie das romanische Rund die letzten gotisierenden Reste verdrängt. Wie rassig man den Umschwung empfand, mag ein kleines, sehr beredtes Beispiel zeigen. „Wenn es für Frauen einstmals keine größere Schönheit gab, als eine blanke, hohe Stirn zeigen zu können (la fronte superba sagte Polizian) und man sogar die Haupthaare vorn ausriß, um dieses Vorzuges in möglichst ausgedehntem Maße teilhaftig zu werden, so erscheint dem Cinquecento die niedrige Stirn als die würdigere Form, indem man empfand, daß sie dem Gesicht mehr Ruhe gebe. Auch in den Augenbrauen suchte man die flachere und stillere Linie. Nirgends finden sich mehr die hochgewölbten Bogen wie bei den Mädchenbüsten eines Desiderio.“ Die Rassenbewegung nahm sich nicht viel Zeit in jenen Tagen, und die Wirkung eines so bestimmten Volkswillens sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Schärfer als in den deutschen sind in den italienischen Städten die Gegensätze wahrzunehmen. Von den Gräueln der Renaissance wissen ja auch die knappsten Geschichtsbücher ausführlich zu reden. Es war ein Ausmorden, dem vergleichbar,

das Chlodwig und seine Nachfolger unter den alten Geschlechtern hatten wüten lassen. Rodungen furchtbar großen Stiles. Bei den italischen Gemeinden hatten es die Adeligen leichter, sich Eingang in den Städten zu erzwingen und die Bürger dort ihrem Willen gefügig zu machen. Die Traditionen eines Jahrtausends konnten sie für sich streiten lassen. Als dann unter den Städten selbst die Schichtung sich ordnete und Rom wieder der Exponent des romanischen Rassenwillens geworden war, da war es selbstverständlich, daß nunmehr nicht nur der Zug von Norden, der in der Gründung freier Städte gesiegt hatte, zurückgeschlagen, sondern auch Rom über die Grenzen Italiens hinaus seine alte Expansionspolitik aufs neue erproben würde. ☙

3. Reformation

☙ Das Wort umspannt alles, was von germanischer Seite versucht wurde, die überströmende romanische Bewegung einzudämmen. Die Versuche mißlangen, ja hatten vorläufig ihren stärksten Erfolg darin, daß sie die Gegenpartei kräftigten. Das Papsttum zeigte sich vorsichtiger und würdiger in dem Maße, als die Macht der Gegner wuchs. Die Klosterzucht wurde strenger, das Feilschen der Geistlichkeit, wie es im Ablaßhandel am krassesten hervortrat, wurde eingestellt. Und alles das war letzten Grundes verursacht durch die reformatorische Kritik. Gewiß würde auch ohne diese Kritik die romanische Aristokratie ihren letzten Schliff bekommen haben. Nur diesen raschen Triumph hätte das dritte römische Imperium nicht erlebt. Erst nach dem dreißigjährigen Krieg trat hervor, was die Reformation uns bedeutete, diese schroffe Lossage vom Romanischen, ohne die der germanische Imperialismus nicht möglich war. ☙

☙ Der Thesenanschlag, Augsburg und Worms, die Wartburg,

Katharina von Bora — die Geschichte selbst kennen wir ja alle auswendig. Nicht die Wirkungen wollen wir hier betrachten, sondern die Zentralgewalt, die die Wirkungen ausstrahlt. Was wurde in Deutschland, dem Vorkämpfer des Germanentums, Wesentliches geleistet, was eine dauernde Befreiung vom Romanischen sichern konnte.

Das Wichtigste: wir bekamen eine Sprache. Luther vollbrachte das Werk mit seiner Bibelübersetzung; ein anderer Columbus, der auf der Fahrt nach Indien Amerika entdeckte. Ein altes Vorurteil betont zu stark, was Luther bei seinem Werke, das Hoch- und Plattdeutsche zu einer einheitlichen Sprache zu verbinden, an Vorarbeiten antraf. Die Kanzleisprache, die der sächsischen Kanzlei namentlich, soll ihm das Grundmaterial geliefert haben. Die Kanzleien konnten wohl ein korrektes, aber niemals ein volkstümliches Deutsch liefern. Luther wußte sehr wohl, worauf es ankam. „Christus spricht: ex abundantia cordis os loquitur. Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben fürlegen und also dolmetschen: aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund. Sagt mir, ist das Deutsch geredet? Welcher Deutsche versteht solches? Was ist Überfluß des Herzens für ein Ding? Das kann kein Deutscher sagen. So redet die Mutter und der gemeine Mann: Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über. Das heißt gut Deutsch geredet, deß ich mich geflissen habe." Wie „die Mutter und der gemeine Mann" zu reden, das war sein Ehrgeiz, und das war sein Erfolg. Ein Deutsch wurde uns gegeben, von einem der größten Künstler, das geworden war in den Werkstätten und Bauernhäusern, am Pflug und in der Meilerhütte, in steter Berührung und in steter Reibung mit dem Leben. Es war bodenwüchsig, war gewachsen wie die Menschen und die Bäume des deutschen Bodens. Ein heimliches Deutsch-

land, in Einigkeit fest, mußte werden, wo ein solches Werk gelang.

Neben dieser Tat fällt als wichtig oder doch zeitlich beschränkt ab, was Luther und die Reformation sonst geleistet, und was als schicksalsbedeutend gepriesen wurde. Nur Anregungen wurden gegeben, während die Bibelübersetzung, die unsere gesamte Literatur trägt, ein vollendetes Werk ist. Das Folgenschwerste unter den kirchlichen und theologischen Neuerungen war die Bekämpfung der Ohrenbeichte. Mit dem Beichtzwang, jenem teuflisch feinen Mittel, hatte das Priesterlich-Romanische sich tausend feine Äderungen geschaffen, in denen es hinüberfließen konnte in das geheimste Leben des Einzelnen und dort seine Macht ausüben. Luther trat dagegen auf, aber mit der Energie und Unerbittlichkeit doch nicht, als es die römische Politik verlangte. Und ebenso war es mit dem Ritus. Luther wollte nicht mehr den Gottesdienst des Weihrauchs und der Liturgie, der die Sinne benahm, er wollte eine Lehre, die die Sinne klärte. Der lateinische Gesang des Priesters wich dem deutschen der Gemeinde, der frische Hauch des Volksliedes drang in die düsteren Kirchen. Aber das zu vollenden, was hier angestrebt war, hätte es nicht eines Luthers bedurft, sondern ihrer hunderte. Wie wenig wir unseren eigenen protestantisch-germanischen Gottesdienst noch heute haben, lehrt ein einfacher Blick in die Kirche. Noch immer steht der Altar, nur seiner Weihe und seines Zaubers entkleidet, im beherrschenden Mittelpunkt, und die Kanzel, von der die Leitung doch ausgehen sollte, liegt abseits. Noch immer ist der alte Grundriß beibehalten mit dem breiten Mittelgang, ob wir uns auch seit Jahrhunderten schon der Prunkzüge entwöhnten, die hier hinabschritten.

Die Frage ist gestellt worden, wie sich die Dinge wohl ent-

wickelt hätten, wenn statt des allzu friedfertigen Melanchthon ein feurigerer Geist Luther zur Seite gestanden hätte. Aber das geradezu ins Pfäffische entartende Auftreten Luthers gegen Zwingli beweist, wie wenig Luther einen anderen geduldet hätte. So groß und schöpferisch der Künstler, der Dichter Luther war, so subaltern scheint doch der Politiker. Vom Bauernkrieg zum Gutheißen der Doppelehe Philipps von Hessen sind der Mißgriffe von Luther selbst zahllose begangen worden. Die Katholiken haben sie uns oft hergezählt. Wir wollen sie nicht leugnen, aber immer wieder doch betonen, daß all das nichts ist gegen die Erschaffung eines einigen Deutschlands, das die Bibelsprache gab. Und auch das wollen wir nicht vergessen, daß Deutschland — immer wieder muß es gesagt werden — noch nicht reif war zu einem einheitlichen Werk. Wie die Städte in Gilden zerfallen waren, zerbröckelte die Reformation in Sektiererei, religiöse Monomanie aller Art, vom Schrullenhaften bis ins Hysterische und Wahnwitzige. Ins große übertragen zeigte das Deutschland des 16. Jahrhunderts, was am Anfang des 15. Italien gezeigt hatte. Deutschland ging um ein Jahrhundert nach, und das büßte es mit dem Krieg der dreißig Jahre. ☙

4. Gegenreformation

☙ Es gibt eine Kunst der Gegenreformation von ausgeprägter Eigenart. Was sie im Architektonischen leistete, wissen wir bereits („Massenhypnosen"). Auch dem Sinn, den geheimen Absichten des Barock gingen wir nach. Aber auch in der Malerei hat die Gegenreformation neue Werte geschaffen, und für die Erkenntnis dieser ganzen Bewegung sind sie fast noch wichtiger. ☙

❧ Denken wir freilich an die bekanntesten Gemälde der Zeit, so scheint der kulturelle Unterschied nicht eben groß. Die Umdeutung ins Vornehme, Große macht weitere Fortschritte. Der Linienstil, der sich daraus ergibt, und der so gut zur barocken Formensprache paßt, sagt nichts Neues. Wohl die besten Gemälde im technischen Sinne sind Porträts. Wir denken an diese ganze unabsehbare Galerie, und sehen immer denselben Typ, denselben gelassenen Blick, dieselbe gravitas spanischen Geschmackes. Die Großen gefielen sich damals in den Allüren der Feldherrn, und die Maler taten ihnen den Gefallen, sie als überlegene Strategen darzustellen. ❧

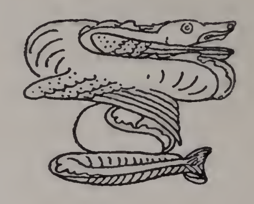
❧ Zum Feldherrn gehört nun aber auch eine Armee. Wenn wirklich die Maler damals das Charakteristische eines Strategen erfassen und wiedergeben konnten, mußten sie ihn an der Spitze eines Heeres, eines Heeres in Aktion beobachtet haben und auch dessen Erscheinung wiedergeben können. Und das hebt diese Maler kunstgeschichtlich so scharf ab, daß sie in ihre Gemälde Massen einführen konnten und sie künstlerisch gliedern und übersichtlich machen, wie es nie vor- oder nachher wieder möglich wurde. Von Rom über Norditalien ausgehend, wurde diese Kunst in Spanien weitergebildet. Im Flämischen kam sie zur vollen Entwicklung, und ihr klassischer Vollender ist Peter Paul Rubens. Man schaue zu, wie Rubens eine Schlacht malt, und wie es vorher geschah. Wie jetzt das Elementare, über alle Einzelne Hinausgehende zum Durchbruch kommt. Diese Massen scheinen von Menschen zu lodern (in unseren Schlachtenbildern wimmelt es nur von Menschen). Was sind die jüngsten Gerichte früherer Jahrhunderte alle-allesamt gegen den einen „Höllensturz" von Rubens, diesen grausig schönen Katarakt von Menschenleibern! Oder auch — ein freundlicheres Bild zu wählen — die früheren „Liebesgärten" gegen einen solchen dieses Flamen!

Die Menschen sind umfangen von einer gemeinsamen, dichten, heißen Atmosphäre, die sie zusammenschweißt zu etwas Einheitlichem, sie zu gehorsamen Gliedern eines übermächtigen Organismus umgestaltet. ✍

✍ Und auch hier gibt uns die Kunst einen Widerschein der Wirklichkeit und ihrer Kultur. Das ist das Große der romanischen Gegenreformation, daß sie die Kleinen wieder entpersönlichte, die Massen wieder pluralisch denken lehrte, wie sich das für sie geziemt. Mit Nachsicht war das Werk nicht durchzuführen. Die Chronik ist mit Blut getränkt. Es waren die grausamen Zeiten der Inquisition, der Widerlegung durch den Folterknecht. Aber welche Realitäten konnten geschaffen werden durch die entsetzlichen Mittel! In die niedere Geistlichkeit kam wieder Disziplin, neue, reine und strenge Orden wurden gegründet, und die Lehre, die von ihnen ausging in die Massen, war fanatisch, aber ernst und voller Gewissen. Dann gruppierte sich die propagandistische Tätigkeit der Kirche mehr und mehr um die Mission der „Gesellschaft Jesu", die Ordensarbeit der Jesuiten. Unser Glaube, unsere Erziehung, unsere ganze Rasse verlangt, daß wir den Jesuiten fluchen. Und doch, wie glücklich wären wir daran, wenn wir eine auch nur annähernd gleiche Kulturmacht besäßen, die das Wesen *unserer* Rasse in unser Jahrhundert übersetzte! ✍

✍ Während so in allen romanischen Ländern die Mächte sich zusammennahmen, hatten wir wieder einmal eine Epoche, in der Persönlichkeit Trumpf war. Alle mittelalterlichen Individualismen lebten auf, das Raubrittertum sogar, die Familienpolitik der Fürsten, das Privilegienhaschen der Städte und Zünfte. In solchen Zeiten konnten die Jesuiten auch *ihr* Recht verlangen, konnten *ihr* persönliches Wirken als privilegienberechtigt hinstellen. Das tolle Hazardspiel der Fürsten in Glau-

bensſachen und das pfäffiſche Buchſtabengezänk der alternden Reformation wären nicht einmal nötig geweſen. Auch ohnedies mußte wieder ein „Gefälle der Kraft“ eintreten, ſo ſtark und geräuſchvoll wie nur je. Das nördlichere, ſpätere Verkruſtungszentrum des Menſchenſterns mußte noch einmal die elementare Gewalt des früheren über ſich ergehen laſſen.




Der neue Stern
H. V.



I. Richtung der Kraft

1. Das Gesetz

Wenn wir nun umschauend zusammenfassen: was haben wir gesehen?

Dem Erdensterne wuchs die neue Art des Menschen. Es war eine Art erst unter Arten. Nur ein winziger Bruchteil der in den Tieren aufgespeicherten Planetenkraft kam auf den Menschen. Aber immer mehr Raum nahmen diese fruchtbaren neuen Wesen für sich in Anspruch, immer weniger gönnten sie den Arten ringsum: und größere und größere Mengen tierisch organisierter Planetenkraft sammelten sich an in der rätselhaften neuen Art.

Das Weltnebelstadium unserer Kulturgeschichte begann. Über die Länder flutete es hin und wieder von Menschenmassen. Noch unterschieden sich nur die Menschen von den anderen Arten, sie selbst waren gleich im Norden und Süden. Wie beim ersten Kreislauf der Feuer eines noch lodernden Sterns oder beim ersten Kreislauf der Wasser eines feineren astralen Organismus, so auch ist es beim beginnenden Kreislauf der Völker. Unterschiede sind nicht wahrzunehmen, kein reicheres System, keine höhere Gliederung. Die Menschen strömten über die Länder wie vordem das Wasser: im Vernichten größer als im Bauen.

Dann als die Arten hinschmolzen vor den immer mächtiger anschwellenden Menschenmassen, bildeten unter diesen selbst sich Gegensätze aus. Die erste Zonengliederung. Hier und da ballte sichs dunkler zusammen unter den hellen Menschenhaufen. Festere

gesellschaftliche Verbände kristallisierten sich heraus, größere Kraftmengen in sich aufspeichernd, in ihrer Einigkeit wuchtiger und schwerer als die leichten Gebilde der anderen. Wie es den schwereren Sonnenfleck nicht hält in der nördlichen Zone, die ihn ballte, kommt in die dunkleren Massen endlich Bewegung. Schwarzen Gewitterwolken gleich ziehen sie nieder. Ihre Kraft entlädt sich in Kriegen, entsetzlichen Metzeleien, die nur Verwüstung zu bringen scheinen, und doch das Land befruchten, über dem sie niedergehen.

Und das tolle Naturspiel hebt an, das wir Weltgeschichte nennen. So gut es anging, suchten wir durch die Buntheit der Ereignisse hindurch das große Werden zu verstehen, bemühten uns, auch im Lärm der Völker noch die Melodie zu fassen, die in der Harmonie der Sphären unsere Erde singt. Mag sein, daß uns bisweilen das gelang. Dennoch: wenn wir jetzt Rückschau halten, dünkt uns auch der Bilderreichtum, den wir sahen, noch zu bunt und vielgestaltig. Wenn wir nachts aufblicken zum gestirnten Himmel, ist das Gewaltigste, Erhabenste für uns die Größe der Gesetze, die im Sternenreigen herrscht. Auch in unserer kleinen Menschengeschichte muß es ein großes, leitendes Gesetz geben, das ein Echo ist der großen Weltgesetze. Sollte es uns ein Höhenblick über die Geschicke der Menschheit nicht enthüllen?

Es gibt ein solches Gesetz. Der es zuerst klarer erkannte und von ihm sprach, ist G. Th. Fechner, der Philosoph. In seinen „Ideen zur Schöpfungs- und Entwicklungsgeschichte" hat er es formuliert als das „Prinzip der Tendenz der Stabilität".

Das Wort will umständlich erklärt sein. Wir alle wissen, wie unendlich reich an allen Möglichkeiten unsere Kindheit und Jugend war, wie arm dagegen scheinbar unser Mannes-

alter wurde. Aber unsere Kraft hat darum nicht nachgelassen; nur in bestimmtere Bahnen wurde sie gedrängt, und die Bestimmtheit dieser Bahnen war nötig, der Kraft, die vorher wie ein buntes Feuerwerk zu verpuffen drohte, ihre ganze geschlossene Wirkungsmöglichkeit zu sichern. Was da die Jugend bot, dieser wirbelnde Reichtum der Gestaltungen, das sind, in Fechners Sprache zu reden, instable Zustände. Das Mannesalter hat sich im Gegensatz dazu stable Zustände geschaffen, und die Tendenz, der Wille zu einer solchen Stabilität, das ist das Wesen unserer Entwicklung — das ist, behauptet Fechner, das Wesen aller organischen Entwicklung überhaupt.

Zwei Beispiele führt er genauer aus. Das erste führt uns hinaus ins Weltall. „Nicht bloß die Massen der Planeten bezüglich zu einander, sondern auch die Teilchen der Masse eines jeden in sich sind von anfangs unstreitig sehr unregelmäßigen Bewegungen in der Hauptsache zur Stabilität übergegangen, indem alle Planetenmassen um ihre Achse mit periodisch veränderlicher, hiermit dem Begriffe der Stabilität entsprechender Neigung der Achse gegen ihre Bahnebene rotieren; und wenn unter dem nach Tages- und Jahreszeiten wechselnden Einflusse der Sonne noch sehr instable Verhältnisse auf der Erde stattfinden, so würden diese nicht nur bei Wegfall jener wechselnden äußeren Einflüsse bald zur Ruhe kommen, und alle Teile der Oberfläche der Erde sich gleichförmig an der Rotation der Erde beteiligen; sondern es greifen auch durch die Bewegungen, welche wir auf der Erde als Teil des Systemes von Erde, Sonne und Mond beobachten, große Perioden angenäherter Stabilität in Ebbe und Flut, Kreislauf der Gewässer, periodischen Winden, periodischen Änderungen der Temperatur, des Luftdrucks u. s. w. durch, ohne daß wir im ganzen einen Rückschritt dieser Approximation erleben.“

❧ Das zweite Beispiel behandelt die bereits angedeuteten menschlichen Verhältnisse. „Selbst das geistige Gebiet erscheint diesem Prinzip unterworfen. Denn man findet, daß, nach Maßgabe als ein Mensch sich dem veränderlichen Einflusse äußerer Umstände mehr entzieht, sein ganzes Vorstellungs-, Empfindungs-, Gemütsleben sich in immer regelmäßigere Kreisläufe odnet oder kurz gesagt immer stabler wird; ein Tag wird für ihn bald wie der andere; was man mit der wachsenden Stabilität der materiellen Prozesse, welche dem geistigen Leben unterliegen, in Beziehung denken kann.“ ❧

❧ Ersetzen wir die etwas abstrakte Bezeichnung „Tendenz der Stabilität“ durch die geläufigere und verständlichere „Richtung der Kraft“. Eine Richtung der Kraft ist es, die den Weltnebel in ein Sternensystem umwandelte, die den Planeten ihre festen Bahnen gab. Richtung der Kraft ist es ebenso, was unser eigenes Leben gliedert. Was aber zwischen jenen sternenweiten und diesen allzunahen Zeiten liegt, und was wir Weltgeschichte nennen, das muß nicht minder einem solchen Gesetze untertan gewesen sein. Auch da muß die Richtung der Kraft die Dinge geordnet und ihnen einen immer bestimmteren Sinn verliehen haben. ❧

❧ Und das hat sie getan. Wir stellten eingangs dieses Buches die beiden Bilder zusammen, die der Planet bietet vor der Zeit des Menschen und heute. Was ist das nun anders als eine Richtung der Kraft, was die wogenden Menschenmengen in Städten und um sonstige Mittelpunkte her sich sammeln ließ, das sie so anders gruppierte, wie ein Weltennebel ein Sternensystem wird? Was ist das anders als Richtung der Kraft, was in den Staaten immer festere Verhältnisse schuf und in den Städten die Straßen gerade zog? Was endlich anders als gerichtete Kraft, was heute in Kanälen (die Wasserversorgung und Entwässerung der Städte

übrigens nicht zu vergessen) leise beginnt, Änderungen vorzunehmen am großen Kreislauf der Wasser?

Wir sahen es werden im hieratischen Ägypten, in Babylon, in Hellas dann, im römischem Imperium. Immer wieder wurde es weggeschwemmt von den großen niederrauschenden Kulturzügen, bis auch deren Kraft reif wurde zu einer Richtung. Das letzte waren die Germanen. Wir haben sie gesehen in ihrer jugendlichen Kraft, im Reichtum ihrer Entwicklungsmöglichkeiten. Nun wollen wir beobachten, wie auch diese urwaldwilde Kraft sich richtete, und wie in der Richtung dieser Macht der Planet endlich, endlich ganz der Stern des Menschen wird — der neue Stern.

2. Was der große Krieg uns brachte

Wieder einmal soll die bildende Kunst uns weisen. Was die Schlachtbilder der Rubens von älteren Darstellungen desselben Gegenstandes unterscheidet, haben wir uns klar gemacht. Rubens gibt eine wirkliche Schlacht, die Älteren addierten nur Zweikämpfe. Nun macht das Schlachtbild in dieser klassischen Zeit des Krieges eine schnelle und eigentümliche Entwicklung durch. Kupferstiche werden gedruckt, in enormen Massen, die wie ins Bildliche übersetzte Extrablätter dem Publikum Aufschluß geben über wichtige Gefechte, Truppenrevuen und sonstige militärische Aufzüge. Die Kunsthistoriker wollen nicht viel wissen von diesen Blättern, deren künstlerischer Wert ihnen unerheblich dünkt. Und wirklich ist auch der persönlich künstlerischen Gestaltung wenig Raum gelassen. Die Umrahmung mit ihren bereits dekorativ werdenden Barockformen, der medaillenartig gefaßte Titel, einige größe Figuren im Vordergrund, das ist alles. Im übrigen herrscht der Bericht vor, die streng sach-

liche Angabe über die Truppenstellung. Aber dieser Bericht ist von einer Art, daß der Kulturhistoriker diese mißachteten Blätter höher einschätzt als gar manches vergötterte Kunstwerk. Und wenn wir wirklich einmal eine Kunstgeschichte haben statt der annoch herrschenden Künstlergeschichten, dann wird man auch da diesen Schlachtbild-Kupferstich noch höher zu bewerten lernen.

Die charakteristischen Züge sind kurz diese. Was zunächst auffällt, ist die Verschiedenheit des Gesichtspunktes. Die alten Darstellungen wählten ihn tief, etwa in Augenhöhe, die neuen nehmen durchweg die Vogelperspektive. Die Darstellung ist anonym geworden. Nur jene paar Figuren im Vordergrund sind persönlich unterscheidbare Menschen. Auf einem Hügel haben sie Stellung genommen. Es sind: der Feldherr und sein Stab. Sie leiten den Kampf von einem Punkt aus, den keine Kugel erreicht. Von den Menschen aber, die im Feuer stehen, ist uns individuell auch nicht ein einziger erkennbar. Unerhörte Mengen. Massen werden da entfaltet, von denen die Alten keine Ahnung hatten. Und doch läßt uns der erste flüchtige Blick schon die Kopfzahl einer solchen großen Armee sicherer berechnen als die der früheren kleinen Streithaufen. Linien, haarscharfe gerade Linien, die kreuz und quer die Schlachtordnung durchschneiden, zerlegen die Menge in mathematische Einheiten, deren Summierung uns bei der angewandten Ordnung keine Schwierigkeiten macht.

Wir wollten wissen, was die Rubenssche Darstellung von der des späteren Kupferstiches unterscheidet. Nun wohl: ein Massenkampf ist es hier wie dort, aber während bei Rubens die in den Massen aufgespeicherten Kräfte vulkanisch, elementar sich entladen, haben wir hier: gerichtete Kraft. Die Kraft hat sich gegliedert, ist in gewissem Sinne kristallinisch geworden.

Und da wir wissen, wieviel von der gesamten Nationalkraft damals im Dienste des Krieges stand, werden wir wohl die Bedeutung dieser gewandelten Darstellungsart zu schätzen wissen. Nur Vernichtung und Elend soll das dreißigjährige Schlachten unserem armen Lande gebracht haben. Aber denken wir auch nur an eines dieser typischen Schlachtenbilder, dann wissen wir: der dreißigjährige Krieg hat mit seiner organisatorischen Kraft uns auch noch etwas anderes gegeben; mit dem dreißigjährigen Krieg hebt die große Zeit Germaniens an, denn in ihm erst ist die Kraft Germaniens wirkungsstark in planetarem Sinne geworden.

Mit der Entstehung der militärischen Organisation hebt die große Geschichte unseres Vaterlandes an. Den Anfang macht die Institution des Söldnerwesens. In den Söldnerheeren suchte und fand die von den Städten abgewiesene Kraft Aufnahme. Diese Heere sind der Grundstock unserer modernen Armeeordnung. Sie trugen die ersten Uniformen, und alles was folgte, war nur die konsequente Ausbildung des in der Uniform liegenden Prinzipes. Die Städte selbst hatten die Veranlassung zur Schöpfung dieser Organisation gegeben, die in der Folge sie zu vernichten bestimmt war. Und das genau zu der Zeit, in der man sich zu jener verhängnisvollen Wendung in der Sackgasse entschied, zur Zeit des Sichabschließens nach außen. Man hatte keine Verwendung mehr für die der Stadt zuströmenden lebendigen Kräfte der Nation. Die Söldnerheere, die das Land durchstreiften, zeigten sich fähig zur Aufnahme und Verwendung dieser Kraft, und das ließ sie erstarken, während das Raubsystem der mittelalterlichen Stadt dem Bankerott entgegenwirtschaftete.

Unter Maximilian I. ging um die Wende des 16. Jahrhunderts das Söldnerwesen auf in das der Landsknechte. „Landsknecht werden“ muß für die Eingesessenen damals einen

ähnlichen Klang gehabt haben, wie für uns früher „nach Amerika gehen". Aber die verzweifelte Kraft hat sich im einen wie im andern Falle die Zukunft erzwungen. Die Landsknechte, die nicht wie die Söldner nur vorübergehend angeworben wurden, betrieben den Krieg als ihr Metier. Aus ihnen rekrutiert sich die erste stehende Armee in Deutschland. Noch auf lange hinaus zeigt auch die Kriegsführung mit Landsknechtsheeren noch Spuren der alten Zeit. So, wenn der Hauptschlacht einzelne Zweikämpfe voraufgehen, zu denen die berühmtesten Helden beider Parteien vor die Front traten. Nicht einmal die Einführung der ersten Schußwaffen konnte diese persönliche Art der Strategik ändern. Eignete doch den ersten schweren Geschützen selbst so etwas wie ein persönlicher Zug. Sie waren gleichsam noch nicht uniformiert. Man gab ihnen Namen, und der Klang dieser Namen war so gut wie der berühmter Feldherrn. Doch eine Neuerung taucht in der Armee der Landsknechte auf, die für die Entwicklung der Heereseinteilung des Systems von höchster Bedeutung war: „die „gevierte Ordnung" als Grundeinheit der Heereseinteilung. Einerlei, wie lange diese Ordnung für den Ernstfall nur erst theoretische Bedeutung hatte: das Prinzip war jedenfalls geschaffen, mit dem die gewaltigsten im Heere sich stauenden Kräfte gegliedert und beherrscht werden konnten.

Und dann geschah, was jene Bilder erzählen. Die Persönlichkeit ist ganz verschwunden aus all den Massen, die in der Ebene dort anrücken. Nur die Wenigen, die vom Hügel her die Ebene überschauen, haben noch etwas davon. Ja von den Wenigen eigentlich nur noch der Eine. Welch eine wunderbare Größe liegt in dieser Organisation! Mit hunderttausenden von Händen vermochte ein einziger Wille nun zu greifen und Werke zu formen.

❧ Und solche Werke mußten nun erstehen. So sehr die landschaftliche Szenerie hoher Felsenburgen und hunderttürmiger Städte sich als Hintergrund der alten Heere und ihrer Kämpfe eignete, so wenig paßte sie doch zu den neuen. Die neue Form war stark genug gewesen, das Heer zu reorganisieren. Über das Heer hinaus mußte sie nun eine Reorganisation der anderen Stände, und damit der Städte — des Landes bewirken. ❧

❧ Der neue Stern ging auf. ❧

3. Anderer Städtebau

❧ Über die neue Art, Städte zu bauen, wie sie seit dem dreißigjährigen Krieg in Brauch kam, ist viel Böses gesagt worden. Und wirklich ist auch der böseste Einwand noch berechtigt — wenn wir nur Einzelheiten berücksichtigen. Das mittelalterliche Haus mit seinen Erkern und Giebeln, seinen Vertäfelungen und Schnitzereien ist allerdings ein vollendetes Kunstwerk gegen die Nüchternheit einer modernen Mietskaserne. Die mittelalterliche Gasse aber, schlecht gepflastert, dunkel, voller übelriechender Winkel, würden wir schon weniger gern gegen unsere sonnige, baumbestandene Großstadtstraße eintauschen. Und nehmen wir gar die Stadt als groß einheitlichen Organismus und vergleichen, was sie im Mittelalter leistete und was heute, dann können wir der neuen Stadt gewiß nichts Böses mehr nachsagen. ❧

❧ Als ob Heeresabteilungen, wie wir sie von jenen Kupferstichen her kennen, plötzlich erstarrt und mit dem Boden verwachsen wären, so etwa nimmt der Grundriß der neuen Städte sich aus. Und in gewissem Sinne können wir das wörtlich nehmen. Festungsbauten waren die ersten architektonischen Leistungen der neuen Zeit. Die neue Art der Fortifikation mit

ihrer starren Regelmäßigkeit baute zunächst nur an der Peripherie die Städte um. Von dort aus wuchs es dann nach innen weiter, bis jene seltsame Ähnlichkeit Ereignis wurde. Eine gevierte Einheit ist auch hier das Grundelement: der Häuserblock. Wie dort war auch hier die Entpersönlichung erste Voraussetzung für die neue Metamorphose. Das mittelalterliche Haus war persönlich, mit vollem Rechte trug es einen Namen. Nun kommt die Sitte auf, die Häuser nicht mehr zu benennen, sondern zu numerieren. Und auch die Nummer ist berechtigt, sehen wir, wie gleich ein Haus dem anderen geworden ist, wie eine gemeinsame Bauordnung ihnen gleichsam Uniformen angezogen hat, die sie zu willenlosen Organen eines großen Organismus machte.

Bei einem Städtebau, sagten wir, ist wesentlich vor allem, um welche Mittelpunkte her die Häuser gruppiert wurden. In den kahlen, geraden Straßenzügen der neu erstehenden Städte sind die beherrschenden Gebäude leicht herausgefunden. Mit Vorliebe werden diese Gebäude an den Endpunkten der Straße errichtet, derart, daß die beiden Straßenzüge rechts und links von ihnen auslaufen, wie lang vorgestreckte Flügelarme. Nun gibt es dieser beherrschenden Gebäude aber eine ganze Anzahl. Welches ist nun ihr Mittelpunkt?

Haben wir acht auf die Architektur der öffentlichen Prachtgebäude. Ihre Fassaden strahlen einen pomphaften Schmuck aus, dieser Schmuck jedoch, das wird uns klar beim ersten Blick, ist nicht ihr eigen. Seien es Gildenhäuser oder Kirchen oder auch ein neues Rathaus: die prachtvolle Architektur, die bei allen in den gleichen Formen wiederkehrt, ist ihnen allen gleich fremd. Sind sie selbst der Krönungspunkt der nüchternen Straßen, so erscheinen sie in ihrer fremden Architektur nicht minder abhängig als ihre Untergebenen. Die

oberste Instanz aber, auf die wir uns so hingewiesen sehen, und von deren Höhe wir über den gesamten neuen Anbau hinblicken können wie von jenen Feldherrnhügeln über die Armee, das ist: das landesherrliche Schloß. In der zweiten Hälfte des 17. und im ganzen 18. Jahrhundert beherrscht es die deutsche Baukunst, wie in den voraufgegangenen Jahrhunderten das deutsche Giebelhaus geherrscht hatte.

Ein letzter, und zwar der wichtigste Vergleich bietet sich mit den Schlachtenbildern. Individuell zu erkennen und charakterisieren waren auf diesen Bildern nur die Personen des Feldherrnhügels. Diese Personen aber sind nach Tracht, nach Art, ja nach Rasse: Romanen. Romanische Länder hatten den Typus des neuen Herrschers geschaffen. Spanien, das klassische Land der Hofetikette, gab ihm seine reinste Vollendung. Von den Bildern des Velasquez her ist sie uns wohlbekannt, diese Vornehmheit nach spanischem Muster mit ihrer kühl abwartenden Ruhe, ihrem abwärts gerichteten Seitenblick, immer wiederkehrenden Motiven, die den Fürsten des 17. Jahrhunderts eine gewisse Familienähnlichkeit geben.

Romanisch aber, wie dieser ganze Typus Mensch seinem Äußeren nach, ist auch die gesamte, den neuen Städtebau beherrschende Architektur. Italien gab die Grundlagen. Als im 16. Jahrhundert dort die Freiheit der Städte vollends hinschwand und alle Wegweiser wieder nach Rom deuteten, sehen wir am bürgerlichen Palazzo Umgestaltungen vorgenommen, die aufräumten mit der ganzen bunten Mannigfaltigkeit, wie die Renaissance sie liebte. Man blieb wohl bei der alten dreistöckigen Anlage, aber von den drei Stockwerken wird nun das mittlere so stark hervorgehoben, daß das untere nur als Postament, das obere nur als Krönung wirkt. Eine weitere Vereinheitlichung schafft die Betonung der Ecken durch Rustika-

quadern und die bis zur Höhe des Mittelstockes sich dehnende Wölbung des Portals mit dem stolzen Wappen über dem Schlußstein. Der Palazzo des Barock bildet sich heraus: er ist die Präexistenzform des Schlosses Louis quatorze, das die neue Architektur seiner größten Pracht entgegenführte.

Denn Frankreich, die letzte aber bedeutendste der drei romanischen Großmächte, war bestimmt, alles das, was die romanische, die keltische, kurz die Seewandererkultur an Ansätzen geleistet, zu einer einheitlichen Macht noch einmal zusammenzuschmieden. Es hat nichts eigentlich Neues geschaffen, weder im Schloßbau noch in der Durchbildung des souveränen Fürsten. Aber es hat die überkommenen Elemente in einer geradezu fanatischen Weise durchzuführen gewußt. Im architektonischen Umbau war Italien beim Palazzo und seinem Garten stehen geblieben, im gesellschaftlichen Spanien beim Hof und seiner Etikette. Für Frankreich genügt das nicht mehr. Im Sinne der Zentralisationsidee legt es ganze Städte an, baut die Pappelalleen übers Land hin und durchzieht die Wälder mit Schneisen. Die gesellschaftliche Unterordnung, das Prinzip der Standeseinteilung, überträgt es auf das gesamte Volk mit einer Konsequenz, daß der moderne „Staat" an Einheitlichkeit der Gesamtgliederung nichts jenen Schlössern nachgibt, die von der Höhe einer Terrasse nieder über die Alleen und Wasserkünste ihres Parkes hinsehen. An der Spitze dieses Staates aber steht der Fürst der neuen Zeit, er, dem man alle Kräfte des Landes übertrug, und der die stolzen Worte sprechen konnte: „L'état c'est moi."

Von Frankreich aus wurde uns die Idee des „erleuchteten Despotismus" in ihren Einzelheiten übermittelt. Sehen wir, wie ganz und gar romanisch, französisch die Formen sind, in die sich die Idee auch bei uns einkleidete, so gewinnt es den

Anschein, als sei diese ganze Bewegung ein romanischer Siegeszug, mitten ins Germanische hinein, wie ihn umgekehrt in der Idee der freien Städte einst das Germanische über die Romanen gefeiert hatte. ꕥ

ꕥ Und dennoch ist es etwas anderes. Montesquieu sagt gelegentlich, nicht auf das geschriebene Gesetz eines Landes komme es an, sondern auf das tatsächlich bestehende; zwei Länder, in denen nach demselben Gesetzbuche gerichtet werde, könnten doch von durchaus verschiedenen Grundsätzen des Rechtes beherrscht sein. Solch ein geschriebenes Gesetz ist der Baustil und die Etikette Ludwigs XIV. Fast das ganze kultivierte Europa hat sie angenommen, und auch in Deutschland wurde es meist nicht nur dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste nach eingeführt. Im Norden, dem östlichen Norden allein, dem alten Zentrum der Landgermanen, verlernte man in der Aristokratie nicht über das französische Sprechen das deutsche Denken. Schärfer als in allen anderen deutschen Staaten wurde in Preußen die Kraft gerichtet. So scharf, daß das Preußische und geregelte Kraft als identisch angesehen und in gleichem Maße gehaßt werden konnten. Aber es war der Haß des Romanischen gegen das Germanische, ein ohnmächtiger Haß, der nicht von Dauer sein konnte. ꕥ

4. Preußen

ꕥ Schlagen wir einen Geschichtsatlas auf. Die Karten von Preußen. Erstens: beim Tode des großen Kurfürsten; zweitens: im Jahre 1806; drittens: nach dem Wiener Kongreß; viertens: nach 1866. Wie ruhig sicher ist doch das Wachsen des Staates, der Deutschland eine neue Einheit gab! Kaum möchte man überhaupt noch von politischer Geographie hier sprechen, son-

dern nur nach physikalischer, so selbstverständlich und organisch ist hier alles geworden. Ob die Größe der preußischen Geschichte das Verdienst einer an tüchtigen Männern selten reichen Dynastie ist? Oder ob die Taten dieser Männer nur die Pegelvermerke einer aus innerer Kraft anschwellenden Flut bedeuten? Soviel ist sicher, daß auch das genialste Fürstengeschlecht mit einem energielosen Volk nicht Geschichte liefern kann, und daß andererseits ein adliges Rassenvolk sich tüchtige Exponenten schafft. Wir wollen die Dinge nicht betrachten wie ein Höfling, aber auch nicht wie ein Höfling der Masse. Und da müssen wir doch wohl zugeben, daß das Hohenzollerngeschlecht eine recht stattliche Zahl über das Pflichtmaß verdienter Männer hervorgebracht hat. Von der Zeit, die uns beschäftigt, anzufangen: der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Wilhelm I. — auf die wenigen Generationen ist das doch recht viel schon. Das zeigt, daß auch dieses Haus seine Traditionen hat, und daß diese Traditionen sich reimen auf die seines Landes. ☙

☙ Über die Bedeutung des großen Kurfürsten, mit dem die Reihe anhebt, sind auch die Feinde einig. Die Macht, die dieser einsetzte, hat Tempo in die Entwicklung gebracht, und er als erster hat eine deutsche Übersetzung der romanischen Zentralisationsidee gegeben. Dem berühmten französischen Worte „l'état c'est moi“ steht gegenüber das deutsche vom ersten Diener des Staates. Friedrich II. hat es ausgesprochen, aber vor ihm hat es der große Kurfürst bereits gelebt mit allen seinen Werken. Was war es schließlich, was die Durchführung einer straffen staatlichen Zentralisation planetar bedeutend machte? Doch nur, daß mit einer solchen Organisation die Möglichkeit geschaffen war, die um einen Mittelpunkt gesammelte Kraft über das Land hin zu verteilen, eine Stagnation der Kraft zu verhüten,

wie sie das spätmittelalterliche Städte- und Ständewesen verursacht hatte. Aber so fähig die romanischen Länder in der Vorarbeit des neuen großen Werkes gewesen waren, so unfähig zeigten sie sich nun, da es diesem Werk selbst näher zu treten galt. Die romanische Gestaltungskraft versagte. Wie Italien sich im Palazzo das Barock und Spanien im Typus der Granden ausgegeben hatte, vermochte Frankreich nichts über Versailles hinaus zu geben. Durch das gegliederte Volk sollte die um den Fürsten her gehäufte Macht auf das Land übertragen werden: Ludwig XIV. benutzte die Gliederung, um die letzten Kräfte des Volkes zur Verherrlichung seines fürstlichen Hofes zu verwenden. Er wurde der Sonnenkönig, und der Glanz, der von seiner Residenz aus das Land überstrahlte, scheint heute noch den Franzosen verlockend, ganz wie dem Deutschen das lachende Bild seiner alten Giebelstadt. Der Schimmer war doch hier wie dort gleich trügerisch. Hier der dreißigjährige Krieg, dort die Revolution: die Bankerotterklärung war in beiden Fällen unvermeidlich. Und das war das Deutsche, das Germanische und Zukunftsichere der Regierung des großen Kurfürsten, daß er keine zentripetale Hauspolitik betrieb, sondern eine zentrifugal imperialistische. ☙

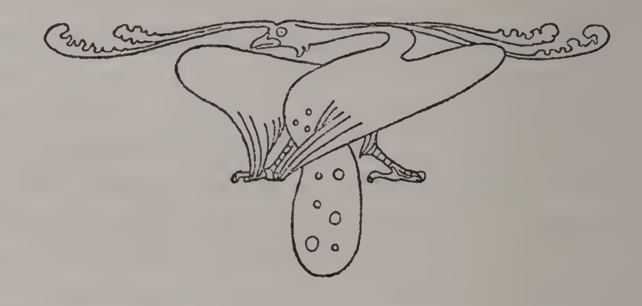
☙ Friedrich Wilhelm I. setzte ihn fort. Ein Mann ohne Pathos, ein bescheidener Mensch, der zufrieden war mit einer guten Saat und die Ernte gerne Späteren überließ. Bis zum Fanatismus war er begeistert für die Idee der Richtung der Kraft. In ihm ist die Arbeit an dem großen Werk bereits ganz schlicht und deutsch geworden. Und da ist recht bezeichnend die Art, wie er zu bauen liebte. Es ist, unseren vertrauten Vergleich zu wählen, ein Soldatenbild ohne Feldherrnhügel, ohne Romanentum im Vordergrund. Friedrich Wilhelm, der baueifrigste Hohenzoller, hat außer der Vollendung des Schloßbaues und

einigen Kirchen kein Bauwerk im kunsthistorischen Sinne hinterlassen. Aber was anderwärts als der schwere Pomp weniger Kolossalbauten auftrat, das war hier keineswegs verloren, es war nur anders umgesetzt: in der peinlichen Sauberkeit, auf die Friedrich Wilhelm so sehr hielt, und die den kleinen Häuschen der zahllosen von ihm angelegten Straßen etwas so Adrettes, Eigenartiges gab. Wie mit den Straßen, baute er mit den Gedanken seiner Untertanen um. Überall die gleiche Nüchternheit und Schmucklosigkeit. Aber wie in die kahlen Straßen Luft und Sonne kam, wurde es auch licht in den Seelen dieser Preußen, bei denen nichts mehr mittelalterlich erscheint.

Ein Kanalwerk hatte Friedrich Wilhelm I. angelegt in seinem Städtebau, in seiner Organisation der Armee, der Beamtenschaft, und nicht zuletzt der Arbeit. Unter Friedrich dem Großen begann es in dem Kanalwerk zu zirkulieren. Sein Preußen gab das Modell eines modernen deutschen Staates. Weit und weiter dehnte dieser Staat seine Grenzen, schon war der Grundstock geschaffen, dem die andern deutschen Stämme sich angliedern konnten. Von den Kriegstaten Friedrichs sind die Geschichtsbücher voll, von seiner Heeresorganisation und seiner extensiven Politik. Doch es steht zu erwarten, daß all das eine künftige Geschichtschreibung gering einschätzen wird gegen die Reformen, die er der gewerblichen Arbeit leistete in der Übertragung der Manufakturidee für Preußen und damit für Deutschland. Über diese Idee selbst im nächsten Kapitel. Und dann ist wichtig, wie in dieser Zeit, die doch wahrlich laut genug widerhallt von Kriegsgeschrei, das Land selbst ein friedlicheres Aussehen gewinnt. Die Städte im Landinneren fangen an ihre Befestigungen abzustreifen. Nur bei den Festungen an der Grenze sah man peinlich auf eine gute Fortifikation. Das ganze Land war so eine übersehbare Einheit geworden wie früher die ein-

zelne Festung. Eine größere Armee war nötig, dieses Gebiet zu verteidigen, aber doch entzog das Heer der friedlichen Kraft des Landes nicht soviel Kraft mehr, als im Verhältnis die frühere Soldateska. Dieses veränderte Landbild mit den sich öffnenden Städten werden wir uns vor allen Dingen klar machen müssen, wenn wir das Gesamtkunstwerk des friederizianischen Staates begreifen wollen.

Und endlich Wilhelm I. und Bismarck: wie Preußen Deutschland wurde. Doch darüber Näheres zu sagen, ist wohl kaum nötig.





II. Neue Gewalten

1. Außermenschliche Kulturmächte

Nach zwei Jahrhunderten. Die Richtung der Kraft hat weitergewirkt, hat Ordnung gebracht in die neuen Riesenstädte, die so unvergleichlich viel mehr planetarer Energie in sich vereinen als die kleinen alten, und in denen es doch nicht mehr vulkanisch gährt. Vergleichen wir die Pläne der modernen Großstadt und der Stadt aus der Zopfzeit, so meinen wir wohl Unterschiede der Dimensionen, aber nicht des Wesens wahrzunehmen. Keinen neuen Gedanken hätten wir danach gehabt, weder im Städtebau, noch in der Organisation der immer stärker anflutenden Menschenmassen. Wir wissen, daß das nicht der Fall ist, daß die Großstadt unserer Zeit sich von der etwa unter Friedrich Wilhelm I. modernen so gründlich, ja gründlicher unterscheidet, wie diese von der mittelalterlichen. Der Grundriß macht die Unterschiede uns nicht klar, versuchen wir es mit dem Aufriß.

Da ist denn doch Leben hineingekommen in die Silhouette der Stadt. Außer den Kirchtürmen heben sich von der Silhouette der Fürstenstädte nur die Kuppeln landesherrlicher Bauten ab, und beides zeigt deutlich, um welche Zentren her das Leben jener Tage sich ansammelte. Wie viel bewegter der Schattenriß, den unsere Stadt gegen den Horizont bildet! Da breiten sich die weiten Bogen einer Eisenbahn- oder Markthalle, die Kuppeln einer Gasanlage, eine elektrische Zentrale, vor allem

aber machen sich bemerkbar die zahllosen Säulen ragender Fabrikschornsteine. Wo sind die beherrschenden Mittelpunkte jener früheren Zeit geblieben? Was wollen die paar Kirchtürme noch bedeuten, auseinandergedrängt von den gigantischen Häusermassen! Sie gliedern das Stadtbild nicht mehr, sie geben ihm keine Disposition. Um die Schornsteine her, um die Kuppeln und Hallen dort sammeln sich die Menschen aus den hunderten und aberhunderten von Straßen der landbeherrschenden Städte, hier erhält ihr Leben Sinn und Richtung, daß Millionen sich sammeln können auf engem Gebiet, und ihre Lebensbahnen sich doch so wenig stören wie die eines Sternensystems. ✍

✍ Zeitalter des Dampfes, Zeitalter der Elektrizität: die Worte durchschwirren unermüdlich die Luft. Aber nicht immer sind es Worte geblieben. Sie haben sich verdichtet auch zu Begriffen, zu lebendigen Vorstellungen, und die Vorstellungen legen uns die Triebkräfte unseres modernen Lebens frei. Wenn wir sagen, die Großstadt trage in sich unvergleichlich viel mehr planetarer Energie als alle früheren Stadtorganismen, so genügt es nicht, die Einwohnerziffern von ehedem zu subtahieren von den heutigen. Außer den menschlichen Kräften sind auch außermenschliche am Werk, und die außermenschlichen leisten das Schwerere. Ganze Sterne voll Menschen würden mit ihrer Muskelkraft nicht vollbringen, was von Elementargewalten in unseren Fabriken so spielend getan wird. Machen wir uns klar, was allein die Gebirge von Kohlen, mit denen wir unsere Abermillionen Dampfkessel heizen, an dunklen Gewalten in sich bergen, dann müssen wir uns sagen: das sind Kräfte, deren Spannung sich auch in Erdbeben und Vulkanausbrüchen entladen könnte. Daß diese schlummernden Kräfte nicht so zur Wirkung geweckt werden, daß sie dahin gebracht werden konnten, sich umzusetzen in die regelmäßige Hin- und Her-

bewegung arbeitender Kolben, daß man ferner einen Teil der in den Strömen flutenden Kraft abheben konnte und mit ihm Turbinen drehen für Elektromotoren: das ist das Wunderbarste und Herrlichste, was der Erdenstern an Richtung der Kraft in der Zeit des Menschen zuwege brachte. Und wenn irgend ein Ereignis, muß der Kulturhistoriker dieses in seinen Einzelheiten zu verstehen trachten. ☙

2. Vorarbeiten

☙ Der Mensch mußte zur Maschine geworden sein, ehe die Maschine die Arbeit des Menschen übernehmen konnte. Eine Entpersönlichung der Massen, dem Militarismus entsprechend, war die erste Voraussetzung für eine Anpassung der menschlichen Arbeit an die neuen Verhältnisse. Im 17. Jahrhundert waren die europäischen Kulturstaaten reif für das Werk, und ihre erste Tat war: die Vernichtung des Zunftwesens. ☙

☙ Das System der Zunft war von der mittelalterlichen Winkelstadt ersonnen worden. Eng und ummauert, wie alles in der mittelalterlichen Stadt, war der Gesichtskreis des zünftigen Meisters. Eine der wichtigsten Triebkräfte der industriellen Entwicklung, die Konkurrenz, war fast unbekannt. Mit kleinen und kleinsten Privilegien hatten die einzelnen sich ihre Absatzgebiete gesichert, die zu erweitern nicht ihr Ehrgeiz war. Das wurde anders im modernen Fürstenstaat. Die Straßen glätteten sich, in den Nummernhäusern wohnte ein minder seßhaftes Geschlecht, ja nicht nur von Haus zu Haus, auch von Stadt zu Stadt wurden die Umzüge immer häufiger. Auf die Einkünfte einer privilegierten Kundschaft alten Sinnes war da kein Verlaß mehr. Die Erschließung neuer Absatzgebiete wurde für das industrielle Schaffen von steigender Bedeutung. Der reisende

Kaufmann, der stets auf der Suche nach eben solchen Gebieten war, konnte sich so allmählich zur Leitung der Dinge emporschwingen. Die Zunftmeister begannen sich ihm unterzuordnen, ihm überließen sie fortan ihre Waren zum Vertrieb. ❧

❧ Noch freilich war diese Ware nach dem alten System der Arbeit hergestellt, und innerhalb seiner Werkstatt mindestens blieb dem zünftigen Meister das Regiment. Doch als die Konkurrenz die Kaufleute zwang, mit immer gewaltigeren Vorräten an Waren sich gegenseitig zu überbieten, hatte auch das ein Ende. Die Warenproduktion der neuen Zeit verlangte eine Betriebsweise, bei der die Selbständigkeit der kleinen Werkstätten nicht mehr bestehen konnte. Eine Anzahl von ihnen wurde zu gemeinsamem Schaffen vereinigt. Nicht mehr die ganze Ware, sondern nur ein Teilstück ging nun aus den einzelnen Werkstätten hervor. Die Zunftmeister waren zu Werkführern geworden, die Werkführer aber unterstanden der Obergewalt des Unternehmers, der sie und ihre Arbeit schärfer beaufsichtigte, als das je in den behaglichen Ecken der mittelalterlichen Werkstatt möglich gewesen war. ❧

❧ Die neue Arbeitsweise, unter dem Namen Manufaktur bekannt, bildet den Übergang vom zünftigen Schaffen des Mittelalters zur modernen Fabrikarbeit. Das Prinzip der Arbeitsteilung in der von ihr angewandten Art entspricht genau dem jener militärischen Unterordnung, die seit dem dreißigjährigen Kriege die europäische Wehrkraft reorganisierte. Ja man kann behaupten, daß in der Manufaktur nur das System, dessen Handhabung der große Krieg den Organisatoren beibrachte, auf die menschliche Arbeit übertragen ist. Hier wie dort dieselbe Entmündigung der Masse, dieselbe Herabsetzung der Einzelnen zum willenlosen Werkzeug. Hier wie dort aber auch die Aufspeicherung alles dessen, was man den Vielen nahm, bei einigen

Wenigen, die ungeheuere Erweiterung des Gesichtskreises bei ihnen, und damit das Werden einer großen, einheitlichen Weltanschauung. Stadtwirtschaft war bis dahin die menschliche Arbeit gewesen: nun war die Stadt- einer Volkswirtschaft gewichen.

Volkswirtschaft — das Wort bezeichnet aber auch die Grenzen, die noch lange dem neuen System gesteckt waren und innerhalb deren es erst erstarken mußte. Soviel nämlich jene Händler und Vermittler sich auch vom Zentrum des Betriebes aus entfernen mochten, hatten sie doch eine bestimmte Schranke. Und das war die Landesgrenze. Ein romanisches Land, Frankreich, hat auch für diese Art der Zentralisation das Vorbild gegeben. Colbert, Ludwigs XIV. Minister, hat auch die klassischen Formen für diese dem Fabriksystem voraufgehende Wirtschaftsweise gefunden in der Abschaffung aller Arten der Binnenzölle, die den Staat in soviel kleine Wirtschaftsplätze zerlegten, und einer entsprechenden Einführung hoher Grenzzölle und Einfuhrverbote. Für Deutschland war das Genie des Merkantilismus, wie man Colberts System auch nennt, Friedrich II. Wie er so viele Städte im Innern ihre Befestigungen abstreifen ließ und durch die um so stärkeren Grenzfestungen das ganze Land zu einer strategischen Einheit umwandelte, hielt er es auch mit dem Gewerbe. Doch auch von der staatlichen Bevormundung der Industrie unter der Herrschaft des Merkantilismus (durch Monopole namentlich) gibt Friedrichs II. Regierung manches beredte Beispiel. In jeder Hinsicht war der Merkantilismus ein Übergangsgebilde. Auch wenn nie die modernen Maschinen erfunden worden wären, hätte doch die so enorm gesteigerte Produktionskraft der neuen Wirtschaftsweise auch die stärksten Grenzzölle einmal niederreißen müssen. Irgendwo mußten dem Angebot Absatzgebiete geschaffen werden, und die im-

perialistischen Fähigkeiten der Nationen mußten aufs neue ihre Kräfte messen.

Wirklich sehen wir auch damals bereits in einer erwachenden Kolonialpolitik eine solche Bewegung sich vorbereiten. Spanien machte den Anfang, Holland, Frankreich und England folgten. Fast könnte es scheinen, als ob der Kampf um die Hegemonie unter den Völkern der Erde, der im 17. Jahrhundert noch einmal zu Gunsten der Romanen entschieden worden war, in den Kriegen der Merkantilzeit um Kolonialbesitz aufs neue entflammen sollte.

Aber die Kolonialkriege waren doch nur Vorpostenlärm. Während sie geschlagen wurden, nahm die Entwicklung der Industrie in den alten Kulturländern neue Formen an. Das Fabriksystem, die Maschine als Arbeiter wurde entdeckt. Germanische Intelligenz hat hier alle leitenden Ideen gefunden. Und damit stellten die Germanen eine Macht ins Feld, die stärker war als alle hölzernen Flotten, und denen keine romanische Macht mehr gewachsen war. Diese Maschinen waren die germanische Antwort auf die Gegenreformation.

3. Die großen Erfindungen

„In den Gedanken der Menschen wurde nicht weniger gründlich umgebaut als in den Städten." Die Behauptung will nunmehr bewiesen sein, und das zwingt uns, ein größeres Gebiet der Geschichte der Wissenschaft abzustreifen, ein Gebiet, auf das die Leute der Ästhetik sich nicht gern begeben. Je mehr die Autorität des Staates zunahm, so erklären sie, je besser die Masse diszipliniert und ihre Kraft organisiert wurde, um so niedriger nahm die Phantasie ihren Flug. Das freie Denken war wie gelähmt, und die künstlerische Schaffenskraft schien

zu schlummern. Das soll nicht bestritten werden. Aber sind die stolzen Gedankengebäude, die eben damals errichtet wurden, etwa nichts? Sollen wir die Strategen des Gedankens, die für unsere Weltanschauung alles beinah taten, mißachten, nur weil in den ein-, zweihundert Jahren ihrer angespannten Tätigkeit in Europa schlechtere Bilder und Skulpturen aus den Ateliers hervorgingen?

Strategen des Gedankens, das Wort ist mehr als eine bloße Metapher. Es gibt eine Phantasie, die mit elementarer Gewalt hervorbricht und deren Äußerungen man künstlerisch zu nennen beliebt; und es gibt eine Disziplin des Denkens, das wissenschaftlich und nur das sein will. Aber fassen wir die Dinge fester ins Auge, dann kann uns nicht entgehen, daß es ein und dieselbe Tätigkeit des Geistes ist, die in beiden Fällen sich mitteilt. War ein Giordano Bruno etwa kein Künstler? Ein Leonardo kein Gelehrter? Die elementare Phantasie und der disziplinierte Gedanke: was ist das anders, als die noch jugendliche, nach allen Seiten hin sich ergießende, und die reife, gerichtete Kraft? Die Entwicklung, die den Sternenhaufen ihre Bahnen weist, *mußte* irgend einmal die große Wandlung vollziehen, in der das Gesetz von der Richtung der Kraft auch das Denken sich gefügig machte. Und wenn wir nur einigermaßen den Zusammenhang der Dinge erkannten, dann wissen wir wohl, wann die Zeit für Kultureuropa reif wurde. Dieselbe geistige Atmosphäre, in der die großen Strategen des Krieges und des Staates wuchsen, gab uns auch die Strategen des Gedankens.

Es genügt, die Namen Grotius, Hobbes und Pufendorf zu nennen, zum Beweise der anregenden Kraft, die die neue Staatsorganisation unmittelbar auf die Herausbildung der neuen Denkformen ausübte. Aber wir wollen nicht die Fehler

der alten Beeinflussungstheorie mitmachen, indem wir die scharfdenkenden Staatsphilosophen und Staatsräsonneure als die methodischen Ausbildner der damals modern werdenden Denkweise hinstellen. Die großen Mathematiker treten neben ihnen und unabhängig von ihnen auf. Das ganze Zeitalter hatte eben etwas Mathematisches, streng Gerichtetes. In den großen Astromen und Physikern, den Galilei, Kepler, vor allem dem Genie der Epoche, Isaak Newton, zog der neue Geist auf Eroberungen aus. Die Naturkräfte, die heute in unsere Arbeit mit hineinverwebt sind, wurden damals zum erstenmale ernstlich visiert. In der strengen Richtung der Denkorgane, die das wagen konnten, lag bereits etwas vom Geist der künftigen Maschinen, etwas von ihrer Akkuratesse, ihrem strengen, nur auf ein Ziel eingestellten Bau.

Mit dem Bau physikalischer Instrumente hebt dann die Epoche der Erfindungen an. 1590 wird das Mikroskop, 1608 das Fernrohr gebaut; beides — die wiederkehrende Führerschaft der germanischen Rasse kündet sich bereits an — von Holländern (Janssen und Lippershey, in Middelburg). Ein Geschlecht, dem solche Erfindungen glückten, hatte bereits seine Strategen des Gedankens. Aber was ihnen noch fehlte, war: die gegliederte Armee. In der Militärgeschichte sehen wir den Typus des modernen Feldherrn früher auftreten als den des modernen Heeres. Das Rom der Hochrenaissance kannte bereits die Granden des Feldkrieges, und hundert Jahre später erst hatten die Granden sich ihr Heer geschaffen. Entsprechendes begegnet uns in der Geschichte der Industrie. Die Generationen, die jene wunderbaren Mathematiker hervorbrachten, hatten diesen doch noch keine ebenbürtigen Armeen zu stellen. Jene ganze geschilderte Entwicklung der Entpersönlichung der Massen mußte zu Ende rollen, ehe sie zur Stelle waren und mit ihrer Hilfe die

Richtung auch elentarer Kräfte in Angriff genommen werden konnte.

Es wurde Mitte 18. Jahrhunderts, bis die beiden Räder ineinanderfaßten. Eine Reihe von Arbeitsmaschinen wird erfunden. Noch immer hatten sich in der Industrie zur Verarbeitung von Faserstoffen, der Spinnerei und Weberei, Änderungen im System der menschlichen Arbeit zuerst angemeldet. Die Geschichte der Zünfte, die der Manufakturen hebt mit ihnen an, und so auch die des Maschinenbetriebes. Die entscheidenden Daten: 1741 baut Paul in England die erste Spinnmaschine, die Arkwright dann verbesserte, 1787 Cartwright den ersten mechanischen Webstuhl. Die Arbeit des Menschen war durch die stete Arbeitsteilung vollends maschinell geworden, die Einordnung der verschiedenen Menschenkräfte in einen einheitlichen Betrieb so ganz und gar mechanisch, daß sozusagen die bloße Übersetzung in ein anderes Material genügte, die ersten wirklichen Maschinen in Gang zu bringen.

Bis dahin war alles Vorarbeit gewesen. Die vollendetste Arbeitsmaschine, so lange sie noch von menschlicher Muskelkraft betrieben werden mußte, konnte diese Kraft wohl multiplizieren, aber die Elementarkräfte ließ sie noch unausgenutzt. Nur hier und da setzten mühlenartige Betriebe Maschinen in Gang, aber es war ein verschwindender Bruchteil elementarer Energie, der den Menschen schon Jahrtausende lang bei der Arbeit geholfen hatte. Da wird man gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufmerksam auf die Umwandlungsfähigkeit der in der Kohle enthaltenen Wärmekraft und Wärmeenergie. Nach vielfachen Versuchen einer praktischen Verwendung, unter denen Newcomens Maschine den ersten Platz einnimmt, erfindet James Watt 1782 seine doppelt wirkende Dampfmaschine.

Diese Erfindung war die erlösende Tat.

4. Soziale Neugruppierungen

Und es begann die Arbeit der unheimlichen neuen Art mit den eisernen Gliedern und dem Feueratem. Das erste, was sie schafften, waren Handlangerdienste beim Bergbau. Aus den Schachten holten sie das Wasser, daß das schwarze Volk der Bergleute um das Doppelte so tief als bisher sich in die Unterwelt hinein vergraben konnte. Die Kohlenlager breiteten sich aus, und in den Kohlen stiegen neue elementare Gewalten ans Licht, die erfüllt waren von unbändigen Kräften und auf Arbeit harrten. Sie wurde ihnen. Konnten die entfesselten Titanen erst nur rohe und plumpe Arbeit leisten, so wurden sie jetzt zu Feinerem geschickt. Sie ließen die Kolben wuchtiger Dampfmaschinen spielen, drehten Webstuhlräder und verdrängten zu Tausenden aus den Fabriken die Menschenarbeiter, die solchen Gegnern nicht gewachsen waren. Dann spannten sie sich gar vor lange Wagenzüge, rasten mit ihren Armeen durchs Land, besetzten neue und immer neue Positionen und entfalteten da ihre Kraft.

Wenn elementare Gewalten sich jäh und ungehemmt entladen, in einem Vulkanausbruch etwa, oder einem schlagenden Wetter oder einer Springflut, fällt ihnen gnadenlos zum Opfer, was in ihren Machtbereich an Menschenleben gebannt ist. Die in den Maschinen gehobenen Mächte konnten zur Wirkung kommen nur in den strengen Formen gerichteter Kraft. Und doch ist es wie eine Explosion, eine Katastrophe voller Grauen, wie sie sich Platz machen unter den Menschen. Als der Maschinenbetrieb in Indien eingeführt wurde, berichtete der Vizekönig: „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels. Die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen

Indiens." Und wenn wir nur an unsere Hausindustriellen fern im Lande denken, an das maßlose Elend, das sie im Verzweiflungskampf mit der Maschine hinnehmen müssen, dann wissen wir, wie menschenmordend auch heute noch, auch in Europa noch die Maschinen wüten können. In den großen Städten ist die Entscheidung längst gefallen. Aber das Elend hat auch da nicht weniger gerast. Und es kam nicht etwa langsam, schleichend, daß man sich daran gewöhnen konnte, sondern mit heftigem Ruck. Die Industriegeschichte Englands, des führenden Landes jener Epoche, verdichtet sich an der einen Stelle zu einer Tragödie, gegen die Pompeji unbedeutend scheint.

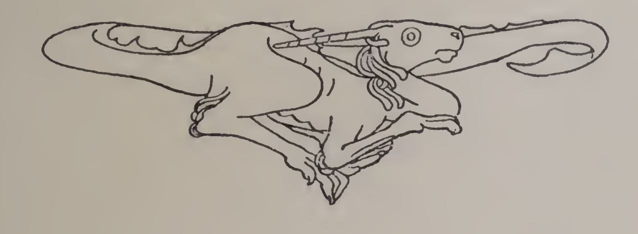
Das alte, ur-uralte Lied. Es gibt eben doch wohl Katastrophen, und rücksichtslos brutal muß das Neue einsetzen, wenn es sich halten soll gegen das Alte. In einer nicht sehr fernen Zeit wird die Wissenschaft die übelbeleumdete Katastrophenlehre auch für die vergangenen Erdzeiten revidieren müssen. Was die Erdgeschichte in der Zeit des Menschen anlangt, sehen wir allüberall: nicht in ruhigen, sanft welligen Linien gleitet die Entwicklung dahin, sondern scharf hebt Gegensatz um Gegensatz sich ab. Es waren Katastrophen, wenn Erobererheere sich über fremde Länder ergossen, wenn die Kraft eines ganzen Volkes in grausame Sklavenarbeit gerichtet wurde. Es waren Katastrophen, in denen sich die Spannung der gewaltsam Niedergehaltenen entlud. Nur freilich dürfen wir den Begriff der Katastrophe nicht im alten Cuvier-Sinn verstehen. Etwas Fremdes, Unvorbereitetes vollzieht sich nicht in solchen Gewalterscheinungen. Sie fassen nur, das Wort zu wiederholen, die Kraft einer Strecke Weges zusammen. Ein genialer Gedanke zuckt im Hirn blitzartig auf, in seiner Art eine Katastrophe; aber vorbereitet mußte der Gedanke sein, und nicht in jedem Hirne

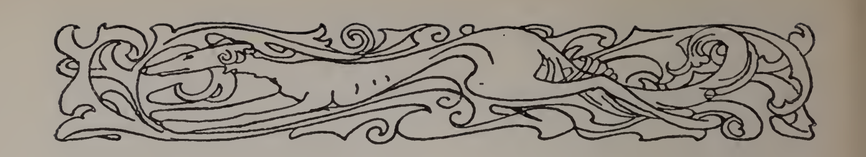
blitzt es. So können wir durch zwei Jahrhunderte hindurch das langsame Sichvorbereiten der Maschinenindustrie verfolgen. Der schließliche Eintritt aber war doch unerwartet schroff, und die soziale Neugruppierung, die jetzt nötig wurde, hat etwas von einer Katastrophe an sich.

Waren schon früher die Städte mehr und mehr Magnete der Kraft geworden, die dem Land im Umkreis soviel Menschenkraft entzogen, so überstürzte sich diese Entwicklung der Anziehungskraft nun ins Ungeheuerliche. Die Entvölkerung des freien Landes, die Übervölkerung der Stadt, diese unmögliche Kräfteverteilung wurde damals vorgenommen. Und nicht genug, daß man die Städte vollpferchte, soviel sie fassen konnten, schuf man in der immer weiteren Ausdehnung der Heimarbeit eine Reservearmee der Stadt, ein Industrievolk auf dem Lande, unfähig zu voller bäuerlicher Arbeit. Wie es in den übersättigten Städten dann zu gären begann, und was der Gärungsprozeß zeitigte, das ist politische Geschichte und uns allen wohlbekannt. Der Sozialismus hat die elementare Kraft, die das Industrievolk außerhalb der Fabrik noch war, zu richten verstanden. Der Sozialismus ist ein Interessenverein, den zur Stunde nur noch seine Feinde bedeutend machen können. Eine Generation lang hat man ihn maßlos überschätzt, ihn als höchste Ethik vergöttert oder als Verbrechen gebrandmarkt. Er war keines von beiden, trotz aller Bemühungen hüben und drüben; aber jene Bedeutung hat er gehabt, und das gab ihm, wenn auch nur für einen Augenblick, kulturhistorische Bedeutung.

Noch etwas anderes trug dazu bei, die Städte auf Kosten des Landes zu übervölkern. Das war die neue Agrarpolitik, die den Landadel in wachsendem Maße bürgerlichen Kleinbesitz sich unterwerfen und aneignen ließ. Der Großbetrieb auch in

der Landwirtschaft bildete sich aus. Er zeigte sich ergiebiger, fähiger als das alte System der Bewirtschaftung. Welches Elend das über den besten Teil der Bevölkerung gebracht hat, wurde beredt und häufig erzählt. Auch hier aber wird nun die Aussicht frei. Die Chemie des Bodens gibt uns die sichere Gewähr, daß in absehbarer Zeit wieder eine intensive Bewirtschaftung als die tüchtigere die extensive überwinden wird.





III. Der deutsche Imperialismus

1. Germania triumphans

Vor einiger Zeit brachten die illustrierten Blätter die Abbildung eines ungarischen Festzuges. Die den Festzug bildeten, Burschen und Mädel, trugen Nationaltracht und sangen nationale Lieder. „Eine Demonstration", erklärte die Unterschrift, und eine ausführliche Textbetrachtung spann das Thema weiter aus. Wie dieses ganze Fest nichts als ein einziger Protest gegen den Germanismus sei, wie derartige Proteste immer häufiger würden, wie man doch nicht wissen könne, wer einmal schließlich das letzte Wort behalte usf.

Bilder werden nicht immer sehr aufmerksam betrachtet. Für jenen Festzug hatten die Zeilenerklärer offene Augen, für den Ort der Handlung um so weniger. Über den Köpfen der Demonstranten spannte sich das Leitungsnetz einer elektrischen Straßenbahn. Gasmasten flankierten die Straße, und die Häuser zu beiden Seiten waren sicher ganz so wie die unseren durch Gasrohre, Wasserleitung und Kanalisation verwachsen mit der Straße, verwachsen mit der Stadt. All diese Erfindungen aber, die auf das Leben der Nationalsänger dort gewiß doch auch einigen Einfluß ausübten, waren das nicht Erfindungen — germanischen Geistes? Sie trugen Nationaltracht. Aber die Stoffe ihrer Tracht waren von mechanischen Webstühlen geliefert und auf Nähmaschinen verarbeitet, und zu der Erfindung der Webstühle und Nähmaschinen hatten die Ungarn

auch nicht das mindeste beigetragen. Es war nicht nötig, weiter über die Beschäftigung der Festgenossen im Alltagsleben nachzugrübeln und sich klarzumachen, wie weit sie auch hier schon germanischem Geiste tributpflichtig geworden waren: der stilistische Gegensatz jenes Straßenbildes und des Festzuges genügte vollauf. Was wollte gegen den stummen germanischen Protest der Straße das bischen nationaler Lärm bedeuten! Wie gleichgültig konnte und kann diese Kultur aus Stein und Eisen herabschauen auf das bunte, ohnmächtige Getriebe!

Germanen, nur Germanen haben die großen Erfindungen geleistet, die langsam unserem Planeten ein anderes Gesicht verleihen. Und indem die anderen Völker alle, alle diese Erfindungen übernehmen und übernehmen müssen, sieht die Welt die Germanen, diese alten Abenteurer, hinausziehen auf einen Siegeszug — den stolzesten und gewaltigsten, den ihre Geschichte bisher kennt.

Wir wollen uns aus einem alten Bücherschrank einen kupfergestochenen orbis pictus heraussuchen und ihn durchblättern. Und danach wollen wir die Photogramme irgend einer neueren illustrierten Länder- und Völkerkunde ansehen. Wie hat sich in den letzten hundert Jahren alles schon verändert! Über chinesische Flüsse ziehen sich Eisenbahnbrücken, die das Landschaftsbild ändern und gebieterisch weitere Änderungen von ihm verlangen. Küstenhäfen im Polynesischen bringen eine neue stilistische Nüance in ein Naturvolksgebiet. Pflanzergebäude in Brasilien, Verwaltungsanlagen in Innerafrika — überall tritt der Gegensatz jenes ungarisch-germanischen Bildes auf den Plan, und überall dasselbe Lied von dem stummen Protest, der so unendlich mächtiger ist als das Tagesgelärm. Ein neuer Stil arbeitet sich in unserer Architektur heraus. Ein Stil des Eisens, die konstruktive Schönheit unserer industriellen Anlagen hat seine

Grundformen gebildet: im Zeichen dieses Stiles wird Germanien den ganzen Erdball kolonisieren. Wie mögen wohl die Bilder einer Länder- und Völkerkunde nach abermals hundert Jahren ausschauen?

Das entscheidet, daß auch die mächtigsten alten Kulturnationen heute schon, um überhaupt mit zu rechnen, nach den latenten Geboten unserer Erfindungen ihr Volk organisieren, daß sie ihnen ihr Wesen anpassen müssen. Es genügt nicht, daß die Japaner von Germanen erdachte Kriegsschiffe besteigen: sie müssen ihr Heer nach Grundsätzen erziehen, die wir in heißer Lebensarbeit uns fanden, sie müssen in ihren Schulen unsere Gedanken lehren — sie sind geistig heute schon ganz und gar unsere Vasallen geworden.

Germanien, Pangermanien triumphiert, da ist kein Zweifel mehr. Aber eine andere Frage will nun beantwortet sein: wie gruppieren sich innerhalb der germanischen Rasse selbst die Dinge? In verschiedene Nationen hat die Rasse sich differenziert. Welche unter ihnen ist berufen zur künftigen Führerschaft?

Ihrer drei kommen in Betracht: Deutschland, Amerika und England. Ein Blick auf die Landkarte und das Ländergebiet der drei Mächte, wie es sich zur Stunde verteilt, scheint jede Debatte auszuschließen. England hält die besten Länder besetzt, hat alle Meere fast blockiert, und eine Flottenmacht, gegen die jede andere liliputanisch ist, sorgt dafür, daß die Ausdehnungsbestrebungen der anderen Mächte vor britischem Gebiete halten. Neben England noch einigermaßen respektabel sieht dann Amerika aus. Es hat die besten Kaufleute der Welt, weiß die besten Verträge abzuschließen, kann nötigenfalls auch die Kanonen spielen lassen — es weiß seinen Überschuß an Volkskraft schon unterzubringen. Langsam und stetig wie alle Riesenreiche macht es sich Platz. Wir messen mit den Blicken die Farbflächen, die

auf der Karte englisches und amerikanisches Gebiet markieren. Dann sehen wir die paar bunten Tupfen, die der Deutsche eintragen konnte, und fast mitleidig möchten wir uns fragen: was will der so spät Gekommene eigentlich noch? Ist es nicht sein unabwendbares Geschick, in den andern aufzugehen, wie Holland fast schon aufgegangen ist? ✍

✍ Das sind Gedankenketten, die man immer wieder um unsere Hoffnungen schließt, und die, so heißt es, nicht zu sprengen sind. Dennoch, gerade das Beispiel Hollands, das entmutigen soll, könnte uns aufs neue stärken. Holland war einmal groß, es hat sein Imperium gehabt, und das Imperium hat das ältere der romanischen Mächte Spanien und Portugal verdrängt. Welches waren wohl die Gründe, die Holland groß machten? Und was gab England danach die Fähigkeit, den Globus abermals mit andern Farben zu kolorieren? ✍

✍ Die Geschichtstabelle liefert eine schnelle und klare Antwort. Sie nennt eine Reihe von Jahreszahlen und Schlachten, und da die Schlachten erfolgreich waren erst für die eine und dann für die andre Macht, ergab sich alles andere von selbst. Sehr gut. Nur möchten wir wissen, was hat die Schlachten eigentlich entschieden? Truppen allein entscheiden noch nicht. Was hatten, um bei unserm Beispiel zu bleiben, die Engländer außer ihren Söldlingen einzusetzen, daß sie so mächtig werden konnten? ✍

✍ Auch da gibt es eine Reihe von Zahlen. Die Kriegsgeschichte verzeichnet sie nicht, in der Schule lernt man sie kaum, aber wir werden gut tun, sie in Zukunft unsern Kindern besser einzuprägen als die Daten der Schlachten, in denen längst nicht mehr die Kraft der Nation allein gravitiert. Die Zahlen sind: 1740 erster praktischer Hochofenbetrieb mit Steinkohlen in Shropshire; 1767 erfindet Rich. Hargreave die Spin-

ning Jenny, 1769 Arkwright den Spinning frame; 1768 James Watt's einfach, 1782 seine doppelt wirkende Dampfmaschine; 1785 gibt Cartwright den ersten brauchbaren mechanischen Webstuhl; 1773—79 erste gußeiserne Brücke von Wilkinson und Darnley in Westengland; 1786 beleuchtet Lord Dundonald sein Landhaus Culroß Abbey mit den aus Koksöfen entweichenden Leuchtgasen, 1814 in London erste Straßenbeleuchtung mit Gas; 1804 wird die erste Lokomotive auf glatten Schienen in Threvithick in Betrieb gesetzt, 1814 Stephensons Lokomotive auf der Killingworthbahn, 1830 Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester. ☙

☙ Die besseren Truppen soll England gestellt haben? Die stärkeren Schiffe? Nein: es hat sich am besten auf die große Aufgabe verstanden, die das Jahrhundert, der planetare Wille verlangte, die Aufgabe, die elementaren Mächte in die Arbeit der Menschen hineinzuverweben. Wenn mit vollem Recht gesagt werden kann, daß in den Freiheitskriegen der kategorische Imperativ gesiegt hat, der Geist einer solchen Philosophie, dann können wir auch sagen: die James Watt, die Cartwright und Stephenson haben den Engländern die fremden Häfen erobert, haben ihnen eine große Flotte geschenkt, sie waren die heimlichen Strategen, die die Armee zusammenhielten und die Kräfte nicht vergeuden ließen. ☙

☙ Wie aber, hat eine solche Wahrheit nicht auch eine Art Nachsatz? Nicht englische Streitmacht hat die englische Technik gestützt, sondern die geniale Technik hat die Streitmacht dort erst groß werden lassen. Hat dieser Satz eine Geltung, dann hat sie auch ein böser Nachsatz: sollte je in der Entwicklung der Technik der englischen Intelligenz die anregende Kraft verloren gehen, sollte diese Kraft nicht mehr in der britischen, sondern in irgend einer anderen Nation ihren Schwerpunkt

finden, dann kann Altengland keine Übermacht der Flotte, kein Hafenreichtum, kein Länder- und Goldbesitz helfen, dann muß es den Weg aller Weltreiche gehen, denen der Geist versagte.

Eine frühere Epoche des Dampfes scheidet man gerne von einer späteren der Elektrizität. Im Dampfzeitalter war England die unüberwindbare Vormacht. Wie steht es nun mit dem Zeitalter der Elektrizität?

Auch da gibt es einige Daten. Hier sind sie: 1837 wird der erste praktische Telegraph erfunden, von Steinheil in München; 1866 die erste Dynamomaschine, von Werner Siemens in Berlin; 1881 die erste elektrische Eisenbahn, von Werner Siemens in Berlin; 1891 das Problem der elektrischen Kraftübertragung für eine größere Strecke gelöst (100 HP auf 175 km Entf.), die Strecke verband die Punkte Lauffen und Frankfurt.

Gewiß, jede Erfindung hat ihre Vorgeschichte, und die Vor- und Nebenarbeiten der wesentlichen elektrischen Erfindungen beschränken sich nicht auf deutsches Gebiet. Aber die großen Ereignisse, die Katastrophen sozusagen, die haben sich abgespielt in unserem Lande. Eine einzige Nation kommt neben der deutschen noch ernsthaft in Frage: das ist die amerikanische (der Name Edison hat für die Geschichte der Wissenschaft nicht den Klang wie der Name Werner Siemens, aber er besteht und ist das Symptom einer geistigen Macht, die mit der unsern ringen kann). Und eine Nation kommt neben der deutschen in diesen Dingen ernsthaft nicht mehr in Frage: das ist die englische.

Wir haben so lange Jahrhunderte hindurch nur andern gedient, und nicht zuletzt haben wir den Amerikanern zu Macht und Größe mit verholfen. Die wehmütige Frage könnte man sich oft vorlegen: was würde den Amerikanern bleiben, könnte

man subtrahieren, was deutsche Energie und durch deutsche Überlieferung starke Intelligenz drüben eingesetzt haben? Aber nicht als Wehleidige und Rückwärtsgewandte wollen wir uns fragen, sondern als Männer der Tat und des Wollens, und da geziemt es uns, der Frage diese Form zu geben: ist uns auch heute noch nicht reichlich genug geblieben, deutscher Energie und Intelligenz auch außerhalb der mitteleuropäischen Grenzen die Möglichkeit zu schaffen, deutsch zu bleiben? Und wenn wir diese Möglichkeit durchsetzen, sollte Deutschland nicht die Leitung übernehmen können in der großen Kulturtat, die der Erdenstern in diesem kosmischen Augenblick verlangt? ☙

2. Das neue Kaiserreich

☙ Preußen war aufgegangen in Deutschland. Nach der Lesart des Persönlichen müßte der Satz freilich heißen: „Deutschland ist preußisch geworden." Die Streitigkeiten über die richtige Aussprache würden nicht so hartnäckig sein, wenn die Persönlichen sich erst einmal klarmachen wollten: was ist denn eigentlich preußisch? Vielleicht würden sie sich dann selbst sagen, daß das Preußische sich nicht so sehr auf die Kasernen und den Drill beschränkt, „daß es vielmehr ein Entwicklungsbegriff ist, der das Germanische, das Deutsche in eine bestimmte Zeit übertragen hat. In unserer Ausdrucksweise zu bleiben: die von der Richtung der Kraft geforderte Reform hat man von allen deutschen Staaten zuerst in Preußen erkannt. ☙

☙ Das wäre das erste, das man sich klarzumachen hätte. Dann aber müßte man verstehen lernen, daß wie alle lebendigen Begriffe so auch der des deutsch-preußischen seine Geschichte und Entwicklung hat, daß heute bereits die Welt

preußisch-Deutschland als etwas ganz, ganz anderes erblickt als im Jahre 71. Das lockere damalige Staatsgefüge mußte eine Reihe von Wandlungen durchmachen, ehe es die Basis einer wirklich imperialistischen Politik abgeben konnte. Daß diese Wandlungen durch ein archivfähiges Blatt Papier bisher noch nicht bestätigt wurden, kommt für uns nicht im geringsten in Betracht. Wir haben nachzusehen, ob sie eingetreten sind, und wenn sie uns geboten scheinen von der für Deutschlands Größe unumgänglichen imperialistischen Politik, dann haben wir besseres zu tun, als sie mit alter Paragraphenweisheit zu bekämpfen.

Die Reichsverfassung, die innerhalb der deutschen Bundesstaaten die Machtverhältnisse abgrenzte, hat einige Bestimmungen, nach denen der Deutsche Kaiser über kurz oder lang der Kaiser von Deutschland werden mußte. Von den 58 Stimmen des Bundesrates kamen nur 18 auf Preußen, eine Stimmenzahl, die nach Landbesitz und Volksziffer wahrlich nicht zu hoch bemessen war. Aber Preußen hatte im Bundesrat das unkündbare Präsidium, der Bundesrat tagte in Berlin, und das Amt des vorsitzenden Reichskanzlers hatte der Kaiser, er allein, zu besetzen. Schon das mußte mit Naturnotwendigkeit eine Zentralisierung der Macht auf die Person des Kaisers erwirken. Der Kaiser führt außerdem den Oberbefehl über Heer und Flotte. Für die bayerische Armee hat er in Friedenszeiten zwar nur das Recht der Inspektion, aber die Pflicht Bayerns, seine Heeresorganisation andauernd streng derjenigen der übrigen deutschen Staaten entsprechen zu lassen, gibt auch da eine Handhabe zu weiterer Machtansammlung.

Die paar Jahrzehnte, die seit der Annahme der Reichsverfassung dahingegangen sind, haben zur Genüge deutlich gemacht, was unter solchen Voraussetzungen einzig organisch

werden konnte. Die drängende Art des Kaisers hat oft dazu beigetragen, die Fiebertemperatur des Übergangszustandes zu erhöhen. Doch auch ohne das „einer nur ist Herr im Lande“, ohne: „sic volo“ und andere keck vorgreifende Worte hätte es anders gar nicht kommen können. Das deutsche Volk ist wirklich unpersönlicher geworden, es hat viel von seinem Partikularismus preisgegeben, läßt sich besser kommandieren. Wer das alte Dogma vom Partikularismus, der uns „im Blute liegt“, in neue Worte gießen will, mag auf beschränkte Hörweite hinaus noch immer seine Leute finden, aber seine alte, durchschlagende Kraft hat das Dogma eingebüßt. Und das ist gut so. Ohne eine gewisse Planierung der Meinungen ist kein großes, nationales Werk denkbar. Solange 36 kleine deutsche Fürstenstaaten einer gegen den andern standen, mochte man innerhalb der 36 kleinen Landesgrenzen „persönlich“ sein. Wenn aber Rasse gegen Rasse steht, wenn das gesamte Deutschland seinen Existenzkampf führen soll, treten andere Gesetze in Kraft. ❧ ❧ Pour faire une omelette il faut casser des oeufs. Die Frage ist aufgeworfen worden, wie es wohl werden würde, wenn die Fürstengeneration von 70—71 einmal ganz ausgestorben wäre, ob die folgende sich nicht freiwillig dem kaiserlichen Willen gefügiger unterordnen werde, eine nachfolgende noch gefügiger. Wenn wir für einen Augenblick einmal Deuter der Zukunft sein wollen: an einer Zentralisation der Macht innerhalb der deutschen Reichsgrenzen kann wohl kaum noch ein Fürstentemperament noch etwas ändern. Im Gegenteil muß die Wucht der Anziehungskraft, die in dieser Zentralisierung liegt, auch über die alten Grenzen hinaus auf das Verwandte noch eine magnetische Gewalt ausüben. Der Traum Großdeutschland muß eines Tages wieder Wirklichkeit werden. Ein voreiliger Schweizer Professor, der die Schweiz als geistige Provinz Deutschlands

charakterisierte, was sie in der Tat doch ist, hatte sein offenes Wort mit Amt und Würde zu bezahlen. Fünfzig Jahre später wird man dasselbe Wort als platte Selbstverständlichkeit belächeln. Im Nordwesten ferner —

Aber das kindliche Ballspiel mit Zukunftsmöglichkeiten steht uns heute nicht mehr an. Zudem: nicht durch betuliche Agitation und unmittelbares Werben kann das europäische Großdeutschland Ereignis werden, sondern die Entwicklung muß es ohne allzu plumpen Eingriff gestalten, wenn es etwas wert sein soll. Es fragt sich: hat das neue Kaiserreich, wie es bisher geworden ist, keine andere Aufgabe, die es nach innen einheitlicher macht und damit seine Anziehungskraft erhöht?

Der Krieg mit einem äußeren Feind hat uns das Reich gegeben: der größere Wettstreit, zu dem wir uns langsam nun rüsten, muß uns das große Deutschland geben.

Als man sich im Jahre 1896 anschickte, zum 25. Male den Tag von Sedan zu feiern, in dem die nur in der Erinnerung Frohen noch immer die stärkste einigende Kraft für Deutschland wähnen, hielt der Kaiser eine Rede, in der er das Programm vom „größeren Deutschland", wie es die „Politik der Erdkugel" von uns verlangt, mit sicheren Worten entwickelte: „Aus dem deutschen Reich ist ein Weltreich geworden. Überall in fernen Teilen der Erde wohnen tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, die Deutschland auf der See fahren hat. An Sie, meine Herren, tritt die ernste Pflicht heran, mir zu helfen, dieses größere deutsche Reich auch fest an unser heimisches zu gliedern."

In solchen Worten gab sich in aller Unzweideutigkeit eben jener Wille kund, deutscher Energie und Intelligenz auch außer-

halb der mitteleuropäischen Grenzen die Möglichkeit zu schaffen, deutsch zu bleiben. Die Worte wurden gesprochen von dem Manne, dem die schicksalschwere Aufgabe zufiel, der sich sammelnden deutschen Kraft Richtung und Aufgabe zu weisen. Mit Fug und Recht machen wir mit unseren Kulturbetrachtungen Halt vor ihm als dem Repräsentanten des neuen deutschen Kaiserreichs.

3. Wilhelm II.

In seinem vielleicht stärksten Drama, den „Kronprätendenten", stellt Ibsen den Usurpator dem berufenen Herrscher gegenüber. Skule gegen Hakon. Skule, der Usurpator ist klüger, erfahrener, ja mächtiger. Eines nur fehlt ihm: der Herrschergedanke. Und diesen Gedanken, „Norwegen war ein Reich, jetzt soll es ein Volk werden", hat Hakon von allem Anfang. „Zu einem Volk die Drontheimer und Vikvaeringer einigen? Das ganze Norwegen? Das ist unmöglich! Davon hat Norwegens Geschichte nie zuvor gemeldet!" — „Euch ists unmöglich, denn ihr vermögt die Geschichte nur zu wiederholen. Für mich jedoch ists leicht."

Man kann mit dem Kaiser in sehr verschiedenen Dingen sehr verschiedener Meinung sein, man kann seine Meinung je nach Veranlassung und Temperament mehr oder minder scharf äußern. In einem aber sollte es für uns Deutsche keinen Zwiespalt der Ansichten geben: den Herrschergedanken, den hat dieser Mann von Anfang an gehabt. Denn das Ideal des größeren Deutschland, das ist der Herrschergedanke. Im Kampf für dieses Ideal wird das Reich Deutschland wieder ein Volk werden. Und wenn wir nun sehen, daß diesen Gedanken dem Manne auf dem Thron keine Erziehung und kein Ratgeber

schenkte, daß er ihn selbständig fand und mit allen Kräften ihm treu dient, dann wollen wir doch nicht so heftig mit ihm keifen wegen einiger Geschmacksfragen oder einiger harter Worte.

Von Anfang an hat Wilhelm II. den Herrschergedanken gehabt. Bei seiner Thronbesteigung fügte er seiner Kundgebung an die Armee eine solche an die Marine hinzu: „Die Marine weiß, daß es mich nicht nur mit großer Freude erfüllt hat, ihr durch ein äußeres Band anzugehören, sondern daß mich seit frühester Jugend in voller Übereinstimmung mit meinem lieben Bruder, dem Prinzen Heinrich von Preußen, ein lebhaftes und warmes Interesse mit ihr verbindet." Ein solcher Erlaß ist ungewöhnlich, als erster der Hohenzollern hat Wilhelm II. ihn gegeben. Dem Worte folgte die Tat in der Gründung des Marinekabinetts. Wie der Kaiser dann den Pflichten nachkam, die das Ideal eines größeren Deutschland ihm aufgab, wissen wir. In der Flottenpolitik hat der Kaiser nie geschwankt, hier hat er der partei-persönlichen Vielherrschaft des Reichstags, die der partikularistisch-persönlichen der alten Zeit gefolgt ist, kein Opfer gebracht.

„Einen großen Teil seiner Zeit hat der Kaiser dem Studium von Flottenprogrammen, der Aufstellung vergleichender Flottenlisten, der Teilnahme an den Sitzungen der von ihm ins Leben gerufenen Schiffsbautechnischen Gesellschaft und ihren Diskussionen gewidmet, er hat die technischen Fragen studiert, selbständige Entwürfe gezeichnet und Pläne verändert, er hat Manöver geleitet, Inspizierungen vorgenommen und Kritiken gehalten. Überall griff er belebend ein, überall weckte er das Interesse, auf ihn ist die rege Propaganda für die Flotte zurückzuführen, die so wirksam die natürliche Trägheit der Menge bekämpft hat . . . Hier hat er seit Anbeginn eine Energie

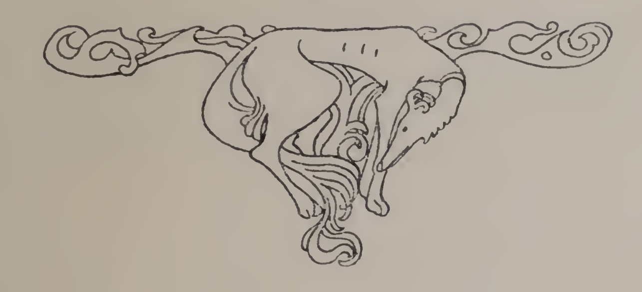
und eine Zähigkeit bewiesen, daß sicherlich die Geschichte ihm ein großes und ursprüngliches Verdienst zuerkennen wird." ❧

❧ Diese Sätze hat kein Lobredner geschrieben. Sie stehen in einem bismärckisch-konservativen Buche („Der Kaiser" von Dr. Paul Liman), das dem Kaiser im übrigen ein langes und sehr ausführliches Register seiner wirklichen und angeblichen Mißgriffe vorhält. Die Geschichte wird viele dieser Mißgriffe vergessen, und vielleicht mehr noch als den Schatten erkennen, den jedes Licht wirft. Aber den Grundgedanken des kaiserlichen Lebens wird sie auch als Grundgedanken behandeln, und außerdem wird sie recht nachdrücklich betonen, daß dieser Grundgedanke erfaßt hat, was uns in schwerer Stunde not tat. „Wilhelm II. ist überhaupt der erste deutsche Kaiser. Er ist es historisch, und er ist es, weil er weiß, daß er es ist." Das Wort H. St. Chamberlains ist keine höfische Schmeichelei, eine ernste kulturhistorische Lebensarbeit steht hinter diesem Bekenntnis eines Mannes, dem niemand geschichtlichen Blick absprechen wird. ❧

❧ Eine neue Generation muß heranwachsen für eine neue Aufgabe. In Deutschland — und auch hier hat der Kaiser die Anregung gegeben — gedeiht sie langsam. Eine umfassende Schulreform soll dafür sorgen, daß die jungen Leute nicht mehr als halbe Gelehrte und halbe Menschen hinaustreten ins Leben, sondern daß ihr Blick hell bleibt und ihr Körper kräftig. Mag die körperliche Erziehung zur Stunde noch mehr Sport sein als wirklich gymnastische Bildung: der Anfang ist auch hier gemacht. Eine methodische, bewußte Rassenzüchtung gestaltet sich heraus. Wehrhafte Menschen sollen erzogen werden, stolze Deutsche, die sich wieder auf ihre Rasseninstinkte besinnen — Bürger des größeren Deutschland. ❧

❧ Bei der Geschichte Preußens befragten wir den historischen

Atlas, und er zeigte uns das wunderbar ruhige und sichere Wachsen der Macht, die unter Wilhelm und Bismarck das Reich werden sollte. Wenn unsere Urenkel wieder einmal den Atlas zur Hand nehmen werden, einen Atlas vielleicht, für den es den Unterschied einer politischen und physikalischen Geographie nicht mehr gibt: werden sie die Fortsetzung dessen sehen, was die Folge jener Kartenblätter uns gab? In dieser Frage mündet für uns, die wir heute leben, alle Kulturgeschichte. Und wenn die Frage uns nicht entmutigt, sondern uns begeistert, dann haben wir nicht vergebens diesen langen und mühevollen Weg zurückgelegt.





Inhaltsverzeichnis

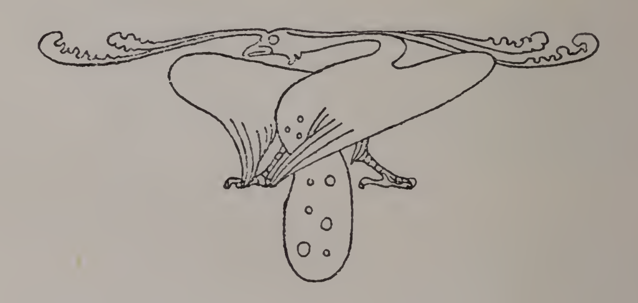
Vom Chaos zur Rassenwanderung

Germanoide Wanderungen zur See

Germanoide Wanderungen über Land

Die Germanen

Der neue Stern



Eugen Diederichs Verlag in Jena

Allen Lesern dieses Buches sei empfohlen

Willy Pastor, Lebensgeschichte der Erde

Ein Überblick über die Metamorphosen des Erdsterns

br. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Es urteilten

Geographischer Anzeiger: Man läßt sich gern einmal den Versuch gefallen, die geologische Geschichte der Erde in dem Sinne zu erzählen, daß allen Veränderungen eine zielbewußte, zur Entwicklung drängende, manchen Weg umsonst versuchende, kleinere Opfer um großer Ziele willen nicht scheuende Kraft zugrunde liegt, die der als einheitlicher Organismus aufgefaßten Erde eigen ist. Und nicht ungern folgt man dem Verfasser auch auf seinen etwas gewagten Hypothesen, wie von der Umwandlung des Siliziums und seiner Organismenwelt in die Kohlenstoffwelt, von dem Fehlen der Atmosphäre in der paläozoischen Zeit. Wirken die Darstellungen auch nicht überzeugend, so sind sie stets anregend; gerade auf die größten Lücken unserer Erkenntnis weisen sie hin, wenn sie sie auch nicht ausfüllen können. So ist das Ganze eigenartig und von fesselnder Darstellung, oft von dichterischem Schwunge getragen; in der Natur der Sache liegt es, daß sich die Schilderung der jüngsten Perioden immer mehr an die geschmähte „Schulmeinung" anschließt.

Ethische Kultur: Willy Pastor versucht, mit dem ganzen Rüstzeug paläontologischer und biologischer Forschung angetan, den oft schon gedachten, selten aber ernst genommenen Gedanken wissenschaftlich zu erweisen, daß unsere Erde — bezw. das Universum, dessen Leben sie teilt, — tatsächlich ein Lebendiges ist, das in seiner eigenen Entwicklung unser Mineral-, Pflanzen- und Tierreich als bloße Funktionen des Erdlebens hervorgetrieben hat. Metaphysik wird dabei so viel als möglich ausgeschaltet, von Analogien aber natürlich hie und da Gebrauch gemacht, wo die Induktionsschlüsse nicht ganz ausreichen. Sollten aber in Einzelheiten selbst Fehler nachgewiesen werden können, so wird doch der Grundgedanke davon kaum berührt, eben die großartige Auffassung der Erdphasen als Lebensäußerungen eines Wesens, die Ausfüllung der Kluft zwischen Organischem und Unorganischem durch Heranziehung des Kristallisationsvorganges und die definitive Einordnung der Menschheitsgeschichte in die Weltgeschichte.

Leipziger Zeitung: Es ist, als läge die Naturwissenschaft bei aller bewundernswerten Detailforschung und einem immer raffinierteren, methodischen Aufbau ihrer Sonderdisziplinen in den Geburtswehen, um eine Herrscheridee ans Tageslicht zu fördern, welche die geistige Kulturwelt wieder einmal ein Stück vorwärts bringen und eine Zeitlang im Vordergrund stehen soll. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem, mag man Pastors Arbeit gelten lassen. Es ist der Traum eines naturphilosophischen Romantikers, welcher die bestehenden Rätsel dadurch zu lösen sucht, daß er schlechtweg mit sämtlichen

hergebrachten Meinungen bricht und einen absolut neuen, einheitlichen Standpunkt einzunehmen bestrebt ist.

Die Umschau: Abgesehen von seinem rein literarischen Wert und der vorzüglichen anschaulichen Schilderung der Entwickelung des Lebens auf der Erde, enthält es so viel geistreiche und anregende Gedanken, daß es der mit Kritik begabte Leser mit Erfolg und teilweise mit Genuß lesen wird.

Pädag. Warte: Das Buch ist in außerordentlich fesselnder Weise geschrieben, für den Laien verständlich. Besonders der erste Teil frappiert durch die lebendige aber oft etwas phantastisch angehauchte Darstellung. Der zweite Teil, der sich mit der Entstehung der Arten beschäftigt, ist bei weitem wissenschaftlicher gehalten und weniger auf gewagten Hypothesen aufgebaut. Pastor stützt sich mit seiner Lehre auf Fechner und Preyer. Ersterem war ja schon die Erde ein beseelter Leib; es wollte ihm und seinen Anhängern nur nicht gelingen, das Mineralische mit einzubegreifen. Pastor hingegen glaubt auch diese Schwierigkeit beseitigt, da er den Nachweis Otto von Schroens, daß die Kristallisation ein organischer Vorgang sei, für gültig erachtet. Unter dieser Voraussetzung wäre dann ja allerdings die Frage nach der Entstehung des Organischen oder des „Lebens" aus der Welt geschafft und die „Urzeugung" wieder hergestellt. Pastor wird selbst nicht glauben, das Welträtsel hiermit gelöst zu haben; daß aber sein Versuch ebenso geistreich als interessant ist, gestehen wir ihm gern zu.

Münchener Allgem. Zeitung: Ist nun auch mit der ganzen Befehdung der Weltallkälte und des Daseinskampfes nichts gewonnen, so ist im einzelnen das Buch doch recht anregend, insofern es sich häufig in Gegensatz zu bekannteren und fester gewordenen Anschauungen setzt. So will Pastor die Fische von den Krebsen abstammen lassen und die Würmer als Rückbildungen der Krebse auffassen. Nicht eine Dampf- und Kohlensäureatmosphäre soll anfänglich den Erdenstern umhüllt haben, sondern die Erde soll ehemals wie der Mond ausgeschaut haben: in Eisform lag das Wasser auf ihr. Die Lufthülle habe sich die Erde erst selber geschaffen; die Kohlensäuremengen, die von den Pflanzen zum Aufbau ihres Leibes gebraucht werden, stammen nach Strindberg, dem schwedischen Dichter, dem Pastor sich anschließt, nicht aus der Luft, denn das sei nicht möglich, weil die erforderlichen Kohlensäuremengen so groß seien, daß bei ihrer Anwesenheit in Wald und Feld alle Lebewesen sterben oder ohnmächtig werden würden, — vielmehr stammt die Kohlensäure aus der Erde, und die Pflanzen haben erst allmählich den Sauerstoff der Atmosphäre gebildet, die Luft ist eine Schöpfung des Pflanzenreiches.

Die Zeit, Wien: Im Übrigen: welch eindringende Fülle neuer Ausblicke und Gewißheiten! — Denn: ist der Erdstern ein solcher lebendiger, beseelter, einheitlicher Organismus, ist er ein großes astrales Lebewesen im völligen Sinn und Begriff dieses Wortes, und er ist es in der Tat: so bedeutet die fortschreitende Entwicklung der organischen Wesensreihen das wachsende und sich stetig differenzierende, immer klarere, hellere, reichere und reifere Bewußtsein dieses großen Lebewesens. Ist der Erdstern aber erst zu dieser Erkenntnis gelangt — und er beginnt ihr entgegenzureifen — so bedeutet das seinen Eintritt und seinen Aufschwung in eine neue, hellere und reifere Phase seiner seelischen und geistigen Fähigkeiten und Funktionen. Dies aber muß unbedingt die Bildung neuer Daseinsformen zur Folge haben, neuer und höherer Arten und Lebenserscheinungen, Erkenntnisse und Wissenschaften, höherer Freuden und Leiden der irdischen Astralindividualität.

90-B21245

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01498 5994





